

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Martin Schulze Wessel,
Michaela Marek und Frank Hadler

Redaktionsbeirat:

Christoph Boyer (Salzburg), Peter Bugge (Aarhus),
Gary B. Cohen (Minneapolis, MN), Mark Cornwall (Southampton),
Horst Förster (Tübingen), Miloš Havelka (Prag), Steffen Höhne
(Weimar), Miroslav Hroch (Prag), Elena Mannová (Bratislava),
Sheilagh Ogilvie (Cambridge) und Jiří Pešek (Prag)

Band 48

R. Oldenbourg Verlag München 2008

INHALT

Editorial	1
AUFsätze	
<i>Hrubá, Michaela</i> : „Zur Ehre und zum Lob Gottes“. Die bürgerliche Frömmigkeit in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg am Beispiel königlicher Städte Nordwestböhmens	3
<i>Fejtová, Olga/Pešek, Jiří</i> : Reflexion der böhmischen und europäischen konfessionellen Tradition in frühneuzeitlichen böhmischen bürgerlichen Bibliotheken	29
<i>Soukup, Pavel</i> : „ <i>Ne verbum Dei in nobis suffocetur...</i> “. Kommunikationstechniken von Predigern des frühen Hussitismus	54
<i>Pátková, Hana</i> : Von Menschen und Gräbern. Der Bestattungsort im städtischen Milieu des späten Mittelalters	83
<i>Mikulec, Jiří</i> : Die religiösen Bruderschaften der Barockzeit und die Rekatholisierung Böhmens	93
<i>Čapková, Veronika</i> : Konkurrenz der Frömmigkeitsmodelle und ordensinterne Innovation. Serviten nördlich der Alpen im 17. und 18. Jahrhundert	116
<i>Svatoš, Martin</i> : Der Generalobere der Gesellschaft Jesu P. Franz Retz und die Einführung der Bußmissionen in den böhmischen Ländern	130
<i>Wenzel, Kai</i> : Inventarisiert und versiegelt. Die Kirchenschätze der Oberlausitz als politische Verhandlungsmasse im Zeitalter der Reformation	158
<i>Hruza, Karel</i> : Der Deutsche Insignien- und Archivalienraub aus der Prager Universität 1945	349
<i>Lehr, Stefan</i> : Deutsche und tschechische Archivare in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Ein beziehungsgeschichtlicher Beitrag	412
<i>Stegmann, Natali</i> : Deutsche Kriegsgeschädigte in der Tschechoslowakei 1918-1938	440
<i>Schmid, Julia</i> : „Deutschböhmen“ als Konstrukt deutscher Nationalisten in Österreich und dem Deutschen Reich	464
<i>Tönsmeyer, Tatjana</i> : Adel und Armenfürsorge in Böhmen (1848-1914)	480
LITERATUR- UND FORSCHUNGSBERICHTE	
<i>Crăciun, Maria/Deventer, Jörg/Elbel, Martin</i> : Confession and Conversion. Transcending Religious Boundaries in Central and Eastern Europe, 1560-1700	192
<i>Hruza, Karel</i> : Ein vergeblicher Hilferuf: Der Brief Käthe Spiegels an den Rektor der Deutschen Karls-Universität in Prag vom 11. Oktober 1941	203
<i>Tricoire, Damien</i> : „Deutsche Minderheit“? Eine Diskussion der Literatur zu Böhmen und Oberschlesien nach der Zwangsumsiedlung der Deutschen	211
MISZELLEN	
Post tenebras spero lucem? Das geistige Antlitz der böhmischen und mährischen Aufklärung (Jan Randák)	223
Das „Grenzgebiet“ als Forschungsfeld: Aspekte der ethnografischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes (Eva Fohlová)	225
Film im Herzen Europas. Deutsch-tschechische Filmbeziehungen im 20. Jahrhundert. 20. Internationaler filmhistorischer Kongress (Helena Srubar)	227

IV

Wege christlicher Politik (Michal Pehr)	231
Konkurrierende Ordnungen. Religion, Staat und Nation in Ostmitteleuropa von der Frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert (Monika Heinemann)	234
Minderheiten – Mehrheiten. Interkulturelle Beziehungen in Geschichte und Gegenwart (Anna Caroline Cöster)	237
Das Jahr 1968 aus der Perspektive der Gesellschaften Mittel-, Ost- und Südosteuropas (Hannes Lachmann)	242
Der Februar 1948 in der Tschechoslowakei: Der Vormarsch des kommunistischen Totalitarismus und die Veränderung der Gesellschaft (Christiane Brenner)	248
Das 12. Münchner Bohemisten-Treffen (Anke Zimmermann)	251
Die historische Nationalismusforschung im geteilten Europa 1945-1989: Politische Kontexte, institutionelle Bedingungen, intellektuelle Transfers (Sebastian Seibert)	255
1918 – Modell eines komplexen Transformationsprozesses? (Jana Osterkamp)	259
Das Münchner Abkommen 1938 in europäischer Perspektive (Jana Osterkamp)	492
Clashes in European Memory. The Case of Communist Repression and the Holocaust (Peter Hallama)	497
Loyalitäten im Staatssozialismus – DDR, Tschechoslowakei und Polen (Volker Mohn/Thomas Oellermann)	502
Die Wandlungen des Diskurses der tschechischen marxistischen Historiografie (Jitka Rauchová)	505
Medien und Öffentlichkeit seit dem 19. Jahrhundert. Zur nationalen und transnationalen Wirkungsmacht von Massenmedien im Spannungsfeld zwischen Tschechien, der Slowakei und Deutschland (Christiane Brenner)	509
Verlorene Nähe – Prag und Nürnberg im Wandel der Jahrhunderte (Martina Maříková)	512
Die deutschsprachige Bevölkerungsgruppe in der Tschechoslowakei nach 1945 (Lenka Šteflová)	515
Die wissenschaftliche Selbstbeschreibung der sozialistischen Gesellschaft: Soziologie und Ethnologie/Ethnographie in Ostmittel- und Südosteuropa 1945-1989 (Jan Arend)	518

NEUE LITERATUR

<i>Besier</i> , Gerhard (unter Mitarbeit von Katarzyna Stokłosa): Das Europa der Diktaturen. Eine neue Geschichte des 20. Jahrhunderts (Bedřich Loewenstein)	264
<i>Mann</i> , Michael: Die dunkle Seite der Demokratie. Eine Theorie der ethnischen Säuberung (Samuel Salzborn)	266
<i>Jaworski</i> , Rudolf/ <i>Stachel</i> , Peter (Hgg.): Die Besetzung des öffentlichen Raumes. Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich (Jan Musekamp)	267
<i>Zwicker</i> , Stefan: „Nationale Märtyrer“: Albert Leo Schlageter und Julius Fučík. Heldenkult, Propaganda und Erinnerungskultur (Volker Zimmermann)	269
<i>Hahn</i> , Hans Henning (Hg.): Hundert Jahre sudetendeutsche Geschichte. Eine völkische Bewegung in drei Staaten. – <i>Weger</i> , Tobias: „Volkstumskampf“ ohne Ende? Sudetendeutsche Organisationen, 1945-1955 (K. Erik Franzen)	272
<i>Müller</i> , Klaus Detlef: Franz Kafka. Romane. – <i>Neumann</i> , Bernd: Franz Kafka: Aporien der Assimilation. Eine Rekonstruktion seines Romanwerks (Steffen Höhne)	275
<i>Kubů</i> , František: Chebský městský stát. Počátky a vrcholné období do počátku 16. století (Karel Hruza)	276

Karel Hruza

DER DEUTSCHE INSIGNIEN- UND ARCHIVALIENRAUB AUS DER PRAGER UNIVERSITÄT 1945

Mit einem Briefwechsel zwischen dem Universitätsarchivar Heinz Zatschek
und dem Präsidenten der Monumenta Germaniae Historica Theodor Mayer
sowie weiteren Dokumenten

Der Karlsuniversität in Prag zu ihrem 660-jährigen Gründungsjubiläum

Im April 1945 wurden die historischen Insignien (Szepter) und zahlreiche Archivalien der Karlsuniversität Prag (höchstwahrscheinlich) von deutschen Verwaltungsorganen abtransportiert und sind seitdem verschollen. Der Aufsatz versucht in einer ersten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema längerfristige nationalpolitische Determinanten und die verwaltungstechnischen Abläufe 1944/45 aufzuzeigen, die zum Abtransport führten.

I.

Zur „Wiedereröffnung“ der am 17. November 1939 von den deutschen Besatzern geschlossenen („tschechischen“) Karlsuniversität in Prag im Mai 1945 erschien ein schmales populärwissenschaftliches Buch des Juristen František Kop.¹ Da es in den Sprachen Tschechisch, Russisch, Englisch und Französisch aufgelegt wurde, kam ihm auch eine „propagandistische“ Funktion zu, die unmittelbar an die tschechisch-deutsche Auseinandersetzung um die Universität vor dem Zweiten Weltkrieg anknüpfte. Kops Schrift war nämlich in erster Auflage im Juni 1939 in Druck gegangen. Dass das Buch noch während des Protektorats erscheinen konnte, ist überraschend, wird hier doch ausdrücklich die Position der tschechischen Seite im Streit

¹ Kop, František: Založení University Karlovy v Praze. K jejímu znovuotevření v revolučním jaru léta páně 1945 [Die Gründung der Karlsuniversität in Prag. Zu ihrer Wiedereröffnung während des revolutionären Frühjahrs im Jahre des Herrn 1945]. Praha 1945. – Zur Eröffnung der tschechischen Karlsuniversität im Mai/Juni 1945 siehe Zilynská, Blanka: Poválečná obnova a zápas o charakter univerzity [Die Erneuerung während der Nachkriegszeit und der Kampf um den Charakter der Universität]. In: Havránek, Jan/Pousta, Zdeněk (Hgg.): Dějiny univerzity Karlovy [Geschichte der Karlsuniversität] Bd. 4: 1918–1990. Praha 1998, 235–261, hier 235–250. – Der vorliegende Aufsatz entstand im Zuge meiner Arbeiten über Heinz Zatschek, siehe Hruza, Karel: Heinz Zatschek (1901–1965). „Radikales Ordnungsdenken“ und „gründliche, zielgesteuerte Forschungsarbeit“. In: Ders. (Hg.): Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts. Wien 2008, 677–792. – Für Hinweise danke ich gerne Ivana Čornejová (Praga), Arno Mentzel-Reuters (München), Jiří Němec (Brno), Jana Ratajová (Praga), Monika Sedláková (Praga) und Jiří Stožes (Plzeň).

um die beiden seit 1882 in Prag existierenden Universitäten vertreten. Und so lautet der neue Klappentext der Ausgabe von 1945 denn auch:

Zur Zierde des tschechischen Staates und zur Behaglichkeit des tschechischen Volkes gründete der tschechische König im Jahr 1348 die altehrwürdige Universität in der Hauptstadt Prag [...]. Diese unwiderlegbare Tatsache, die in dieser Publikation mit den Worten des alleinigen Gründers bezeugt wird, passte nicht zu der „historischen Doktrin“ der nazistischen Okkupanten. Sie schlossen die Universität [...]. Aber die Wahrheit hat gesiegt und der Sieg hat uns nach sechs trübseligen Jahren die Universität erneut geöffnet [...].²

Im Mittelpunkt des Buches steht die Auslegung der Urkunde(n) des römisch-deutschen und böhmischen Königs Karl IV., ausgestellt am 7. April 1348 in Prag, mit der ein *studium generale* in Prag eingerichtet wurde.³ Diese Universitätsgründung wurde in Zusammenarbeit mit Papst Clemens VI. vollzogen, der am 26. Januar 1347 in Avignon mit einer Urkunde seine Zustimmung gegeben hatte.⁴ Als Kop im Mai 1945 sein Vorwort beendete, wird er vermutlich gewusst haben, dass diese beiden Gründungsurkunden von den Deutschen aus dem Universitätsarchiv entfernt worden waren; er wird aber kaum gehnt haben, dass sie auf Dauer unauffindbar bleiben würden. Kops Buch findet seinen Platz neben anderen tschechischen Publikationen der Nachkriegjahre, mit denen die Karlsuniversität (wieder) in den geistigen Besitz der Tschechen überführt wurde. 1946 erschien etwa das nationalistisch aufgeladene Buch Václav Vojtíšeks „Die Karlsuniversität – immer nur unser“,⁵ mit dem eine wissenschaftliche „Inbesitznahme“ der Universität durch die tschechische Nation und die wiedererstandene Tschechoslowakei demonstriert werden sollte. Die ehemaligen sudetendeutschen Lehrenden konnten erst 1954 ihre Planungen zur 600-Jahr-Feier

² Kop: Založení University Karlovy v Praze, Klappentext (vgl. Anm. 1).

³ Die Urkunde wurde in zwei Exemplaren ausgefertigt: Als feierliches, zuletzt im Prager Universitätsarchiv, Sign. I/2, verwahrtes Privileg mit Goldsiegel, das im 19. Jahrhundert abgetrennt, jedoch wieder aufgefunden wurde und seitdem der Urkunde lose beilag, und als heute noch im Prager Metropolitanarchiv, Sign. Nr. 181 VIII 20, verwahrtes Privileg mit Wachsiegel. Druck der Urkunde in: *Hrubý, Václav* (Hg.): *Archivum Coronae Regni Bohemiae* (ACRB) II inde ab a. MCCCXLVI. usque ad a. MCCCCLV. Pragae nach den beiden Originalen. – *Zeumer, Karl/Salomon, Richard* (Hgg.): *Monumenta Germaniae Historica* (MGH). *Constitutiones et acta publica imperatorum et regum* 8, inde ab a. MCCCXLV usque ad a. MCCCXLVIII. Hannover 1910-1926, ND 1982, Nr. 568, nach dem Original im Universitätsarchiv Prag. – Zuletzt die Edition von *Michal Svatoš* in: *Hermans, Josef M. M./Nelissen, Marc* (Hgg.): *Charters of Foundation and Early Documents of the Universities of the Coimbra Group*. Leuven 2005, 78 f. (mit Abbildung) 140. – Siehe auch *Kučera, Karel/Truc, Miroslav*: *Archiv University Karlovy. Průvodce po archivních fondech* [Das Archiv der Karlsuniversität. Leitfaden durch die Archivbestände]. Praha 1961, 38. – *Svatoš, Michal*: *Rozsah a původní podoba listinného fondu pražské university* [Umfang und ursprüngliche Gestalt des Urkundenbestandes der Prager Universität]. In: *Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis* 25 (1985) 2, 15-33, hier 18 f.

⁴ Druck in: MGH, *Constitutiones* 8, Nr. 161, nach dem damals noch vorhandenen Original im Universitätsarchiv Prag, Sign. I/1. Mit diesem Stück begann chronologisch die Urkundensammlung des Archivs.

⁵ *Vojtíšek, Václav*: *Karlova universita vždy jen naše* [Die Karlsuniversität – immer nur unser]. Brno 1946. Auch das Manuskript zu diesem Buch war 1939 bereits abgeschlossen gewesen, konnte aber nicht mehr erscheinen. 1946 kam es mit dem ursprünglichen und einem am 22. April 1944 (!) verfassten Vorwort heraus.

mit einem schmalen Buch zu Ende führen.⁶ Diese Publikationen bilden zusammen mit jenen, die aus Anlass der großen 600-Jahr-Feier der Universität im April 1948 in der Tschechoslowakei gedruckt wurden,⁷ einen gewissen Abschluss der jahrzehntelangen wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzung zwischen Tschechen und Deutschen um den meist im nationalen Sinn verstandenen „Charakter“ und die „richtige“ Verortung der Universität.

Wenige Wochen vor Schließung der tschechischen Karlsuniversität im November 1939 war zum 1. September die Deutsche Universität in Prag als „Reichsuniversität“ in die Verwaltung des Dritten Reiches übernommen, kurze Zeit später mit dem Namen „Deutsche Karls-Universität“ versehen und zur einzigen legitimen Nachfolgerin der Gründung von 1348 erklärt worden. Selbstverständlich wurde dieser Vorgang in der deutschen Presse und von sudetendeutschen Wissenschaftlern gefeiert und als berechtigte historische Vervollendung eines langen Weges interpretiert.⁸

⁶ *Schreiber*, Rudolf (Hg.): Studien zur Geschichte der Karls-Universität zu Prag. Freilassing, Salzburg 1954 (Forschungen zur Geschichte und Landeskunde der Sudetenländer 2), mit Beiträgen der Autoren Josef Bergl (hier in der Schreibweise Bergel), Anton Blaschka und Josef Hemmerle. – Des Weiteren siehe: Die deutsche Universität zu Prag. Ein Gedenken anlässlich der 600-Jahrfeier der Karls-Universität in Prag. Gräfelfing bei München 1948 (Adalbert-Stifter-Verein München. Kleine Schriften der wissenschaftlichen Abteilung 1), mit den Beiträgen: *Weizsäcker*, Wilhelm: Alma mater Pragensis, und ausgesprochen tendenziös *Lemberg*, Eugen: Die Prager Universität und das Schicksal Mitteleuropas. – In deutscher Sprache sind derzeit nur bestimmte Aspekte der mittelalterlichen Universitätsgeschichte gut erschlossen, siehe *Moraw*, Peter: Die Universität Prag im Mittelalter. Grundzüge ihrer Geschichte im europäischen Zusammenhang. In: Die Universität zu Prag. München 1986, 9-134 (Schriften der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste 7). – *Rexroth*, Frank: Deutsche Universitätsstiftungen von Prag bis Köln. Die Intentionen des Stifters und die Wege und Chancen ihrer Verwirklichung im spätmittelalterlichen deutschen Territorialstaat [sic!]. Köln, Weimar, Wien 1992, 55-107 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 34).

⁷ Siehe etwa: *Vaněček*, Václav: Kapitoly o právních dějinách Karlovy university [Kapitel zur rechtlichen Geschichte der Karlsuniversität]. Praha ²1946 (¹1934). – *Vojtěšek*, Václav: Universita Karlova vždy ústav našeho státu a národa. Dobré zdání z 2. listopadu 1939 [Die Karlsuniversität, immer eine Einrichtung unseres Staates und unserer Nation. Gutachten vom 2. November 1939]. Praha 1948. – Auch in: *Ders.*: Výbor rozprav a studií [Abhandlungen und Studien in Auswahl]. Praha 1953, 541-553. – *Ders.*: 600 let university Karlovy [600 Jahre Karlsuniversität]. Praha 1948. – *Ders.* (Hg.): Universita Karlova v Praze 1348-1948. Čtyři dokumenty z doby počátku. Autotypické reprodukcce v původní velikosti [Die Karlsuniversität in Prag 1348-1948. Vier Dokumente aus der Anfangszeit. Faksimiles in Originalgröße]. Praha 1948. – *Ders./Libal*, Dobroslav: Karolinum, chloubka university Karlovy [Das Karolinum, Stolz der Karlsuniversität]. Praha 1948. Englische und französische Ausgabe: The Carolinum. Pride of the Caroline University. Prague 1948. – Le Carolinum. Gloire de l'Université Charles. Prague 1948. – *Chaloupecký*, Václav: Karlova universita v Praze. Její založení, vývoj a ráz v XIV. století [Die Karlsuniversität in Prag. Ihre Gründung, Entwicklung und ihr Charakter im 14. Jahrhundert]. Praha 1948. Französische Ausgabe: L'Université Charles à Prague. Sa fondation, son évolution et son caractère au XIV^e siècle. Prague 1948, mit einer immer noch wertvollen Bibliografie. – *Odložilík*, Otakar: Karlova universita (1348-1948) [Die Karlsuniversität (1348-1948)]. Praha 1948. Französische Ausgabe: L'Université Charles IV (1348-1948). Prague 1948.

⁸ So beispielhaft in *Wolfram von Wolmar*, Wolfgang: Prag und das Reich. 600 Jahre Kampf deutscher Studenten. Dresden 1943, mit der Widmung „Gewidmet dem im Kampf um die

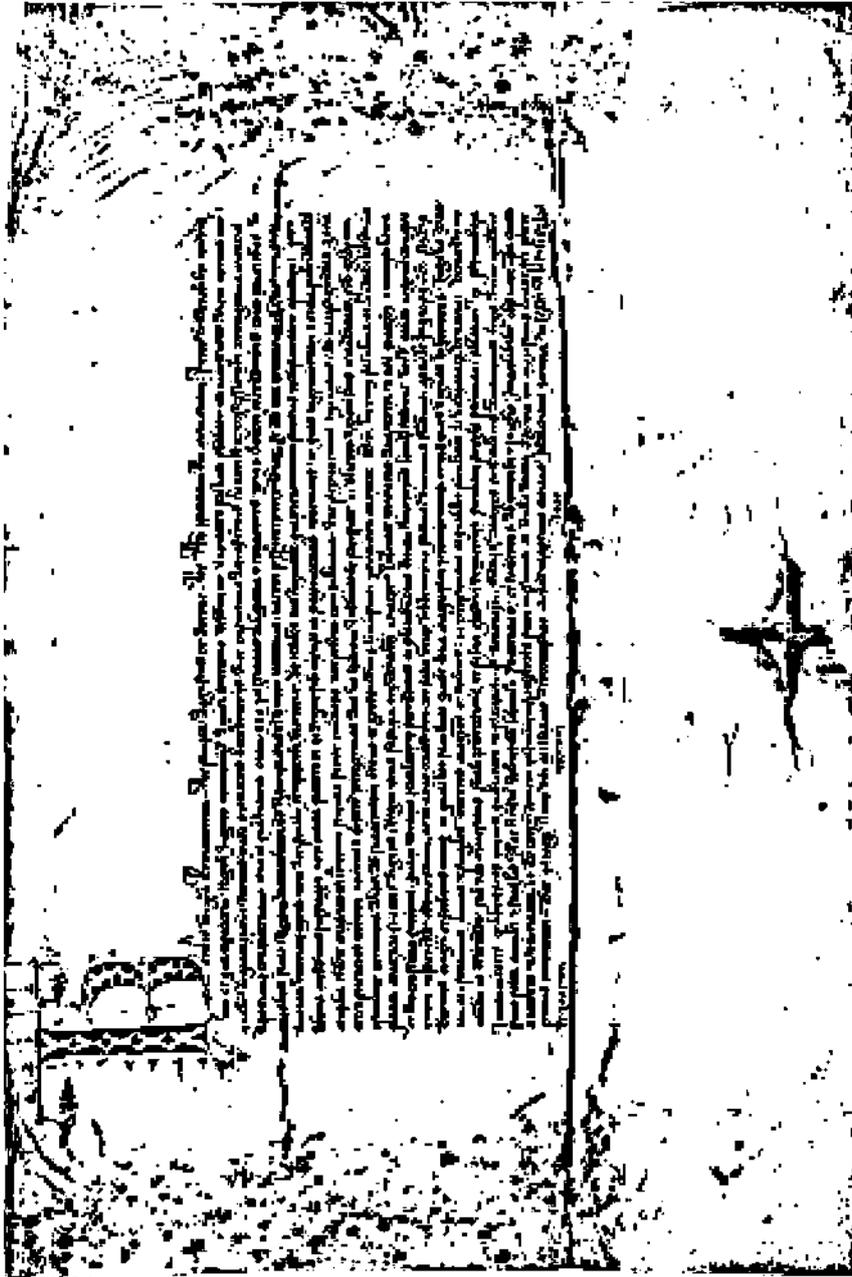


Abb. 1: Heute verschollene Urkunde König Karls IV. vom 7. April 1348, Prag, zur Gründung eines studium generale in Prag

Die Schließung der tschechischen Hochschulen wurde begrüßt oder zumindest stillschweigend hingenommen. Die „Deutsche Universität in Prag“ wiederum wurde als eine „der tschechischen Nation feindliche Institution“ per Dekret des Präsidenten der ČSR vom 28. Oktober 1945, das am 15. November ausgegeben wurde, offiziell und rückwirkend zum 17. November 1939 aufgelöst und ihr Eigentum der tschechischen Karlsuniversität übergeben. Die historischen Bezüge zum Tag der Unabhängigkeitserklärung der Republik im Oktober 1918 und zum Todestag Jan Opletals im November 1939 sind offensichtlich. Die Karlsuniversität ist somit seit 1945 als legitime Fortsetzung der Gründung von 1348 anzusehen. Václav Chaloupecký hat das 1948 wie folgt ausgedrückt:

Après le transfert des Allemands du territoire tchécoslovaque dans leur pays d'origine [...], l'université allemande à Prague avait perdu sa propre raison d'être: constituer la plus haute institution pour l'éducation des Allemands domiciliés dans les pays tchèques. Depuis cette époque, il y a à Prague „l'Université Charles“, qui est seulement tchèque.⁹

Die jeweiligen Vorgänge der Jahre 1939 und 1945 lassen sich demnach in direkte Beziehung zueinander setzen.

II.

Als 1882 die 1654 entstandene Prager Karl-Ferdinands-Universität in eine „k. k. böhmische Karl-Ferdinands-Universität“ und eine „k.k. deutsche Karl-Ferdinands-Universität“ geteilt wurde, verblieben die fünf Universitätsszepter („Insignien“), die Amtsketten des Rektors und der Fakultäten, das historische Siegeltypar und das Archiv bei der Deutschen Universität. Die tschechische Universität wurde mit fünf neuen Szeptern ausgestattet und durfte die historischen Szepter für akademische Feierlichkeiten nicht verwenden.¹⁰ Auch bei Arbeiten im Universitätsarchiv wurden

Sicherung der historischen Reichslände Böhmen und Mähren gefallenen SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich“. Das Buch, eine ideologisch motivierte Literatursynthese, basiert auf einer bei Wilhelm Wostry und Anton Ernstberger 1941/42 approbierten Dissertation. Der Autor musste 1934 als militanter Nationalsozialist die ČSR verlassen, kehrte 1939 nach Prag zurück und war, zwischenzeitlich zum SS-Gruppenführer aufgestiegen, als Leiter der Presseabteilung beim Reichsprotector tätig. Wolfram von Wolmars Laufbahn sollte einschließlich seiner Nachkriegskarriere in der BRD biografisch behandelt werden, derzeit siehe etwa Tomásek, Dušan: Die nationalsozialistische Zensur im Protektorat Böhmen und Mähren. In: Glettler, Monika/Lipták, Lubomir/Mísková, Alena (Hgg.): Geteilt, besetzt, beherrscht. Die Tschechoslowakei 1938-1945: Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren, Slowakei. Essen 2004, 67-89 (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 11). – Vermutlich Wolfram von Wolmars Schwester schrieb das autobiografisch gefärbte antisemitische sudentendeutsche (Jugend-)Buch: *Wolfram von Wolmar, Daisy: Ein Mädels erlebt den Führer*. Dresden 1943.

⁹ Chaloupecký: L'Université Charles à Prague 9 (vgl. Anm. 7).

¹⁰ Siehe: Die deutsche Karl-Ferdinands-Universität in Prag. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. Hg. v. Akademischen Senate. Prag 1899, 19-28, der Gesetzestext 27 f. – Lipscher, Ladislav: Das Gesetz über das Verhältnis der beiden Prager Universitäten und seine Folgen. In: Seibt, Ferdinand (Hg.): Die Teilung der Prager Universität 1882 und die intellektuelle Desintegration in den böhmischen Ländern. München 1984, 173-188. – Havránek, Jan: Budování české univerzity a její působení jako centra české vzdělanosti (1882-1918) [Der Aufbau der tschechischen

tschechische Benutzer benachteiligt. Insgesamt empfand die tschechische Öffentlichkeit das Teilungsgesetz vom 28. Februar 1882 als ungerecht, weswegen František Mareš, Professor der Physiologie, dem Senat der tschechischen Universität im Dezember 1918 einen Vorschlag zu dessen Novellierung unterbreitete: Die tschechische Universität – und nur sie – sollte den alten Namen Karlsuniversität (*Universita Karlova*) tragen, Gebäude und Besitz der beiden Universitäten sollten gemäß der nationalen Provenienz oder gemäß (früherer) Hörerzahlen geteilt und das Universitätsarchiv der tschechischen Karlsuniversität übergeben werden.¹¹ Das anschließend von einem Parlament ohne deutschböhmische Abgeordnete verabschiedete „Gesetz vom 19. Februar 1920 über das Verhältnis der Prager Universitäten“, bekannt als „Lex Mareš“, enthielt folgende Bestimmungen: Die tschechische Universität erhält den Namen Karlsuniversität und ist alleinige Nachfolgerin des von Karl IV. gegründeten *studium generale*. Die Deutsche Universität heißt nicht länger „deutsche Karl-Ferdinands-Universität“, über ihren neuen Namen ist später zu entscheiden. Die Universitäten sind in rechtlich eigenständige Institutionen zu teilen, wobei das historische Gebäude des Karolinum der Karlsuniversität als Eigentum zuzuführen und der Deutschen Universität eine vorläufige Mitbenutzung zu gestatten ist. Zum Eigentum der Karlsuniversität wurden auch die Siegeltypare, die historischen Insignien, das Archiv, die Registratur und vor 1882 entstandene Gemälde und Bücher bestimmt. Weitere Bestimmungen betrafen Institute, die Sternwarte und Grundbesitz. Mit diesem Maßnahmenpaket sollte den Tschechen Gerechtigkeit widerfahren und der historisch richtige Status der Universität wiederhergestellt werden.

Die Lex Mareš, der sich der Rektor der Deutschen Universität, der Theologe und überzeugte Nationalist August Naegle, vehement entgegenstellte und die der

Universität und ihr Wirken als Zentrum der tschechischen Bildung (1882-1918)]. In: *Ders.* (Hg.): *Dějiny univerzity Karlovy* [Geschichte der Karlsuniversität] Bd. 3: 1802-1918. Praha 1997, 183-206. – Zur Archivgeschichte siehe *Kučera/Truc: Archiv University Karlovy* 5-53, hier 46-53 (vgl. Anm. 3). – Im Folgenden werden die deutsche Karl-Ferdinands-Universität (1882-1919/20), die Deutsche Universität (1920-1939) und die Deutsche Karls-Universität (1939-1945) zum leichteren Verständnis als „Deutsche Universität“ bezeichnet.

¹¹ Vgl. wie auch im Folgenden *Kavka, František: L'Université Charles de Prague. Histoire abrégée.* Praha 1963, 72-87. – *Havráněk, Jan: Univerzita Karlova, rozmach a perzekuce 1918-1945* [Die Karlsuniversität, Aufschwung und Verfolgung 1918-1945]. In: *Havráněk/Pousta* (Hgg.): *Dějiny univerzity Karlovy* 4, 19-59, hier vor allem 19-23, 41-59 (vgl. Anm. 1). – Für die Zeit vornehmlich bis 1934/35 *Dobeš, Jan: Boj o univerzitu a Václav Vojtišek* [Der Kampf um die Universität und Václav Vojtišek]. In: *Hrdina, Jan* (Hg.): *Pater familias. Sborník příspěvků k životnímu jubileu prof. dr. Ivana Hlaváčka* [Pater familias. Festschrift zum Lebensjubiläum Prof. Dr. Ivan Hlaváček]. Praha 2002, 496-485, der sich auch um eine Einbettung in die politischen Verhältnisse bemüht. – Siehe des Weiteren *Mišková, Alena: Die Deutsche (Karls-)Universität vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Universitätsleitung und Wandel des Professorenkollegiums.* Praha 2007, 24-38. – *Svatoš, Michal: Die Prager Universitäten im öffentlichen Leben der Ersten Tschechoslowakischen Republik.* In: *Lemberg, Hans* (Hg.): *Universitäten in nationaler Konkurrenz. Zur Geschichte der Prager Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert.* München 2003, 135-143 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 86). – Aus nationalsozialistischer Sicht: *Wolfram von Wolmar: Prag und das Reich 521-647* (relevante Stellen) (vgl. Anm. 8).

deutschböhmische Historiker Emil Werunsky in einem Gutachten als historisch haltlos verwarf,¹² wurde vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur allerdings nicht in vollem Umfang umgesetzt; so verblieben die Typare und Insignien weiterhin im Besitz der Deutschen Universität, während für das Archiv eine pragmatische Lösung verwirklicht wurde: Schon im Oktober 1918 war auf Initiative des tschechischen Professors Gustav Friedrich und seines Schülers und Freundes, des Adjunkts im Prager Stadtarchiv Václav Vojtíšek, das Archiv für die tschechische Universität übernommen worden.¹³ Die Schlüssel des im Karolinum eingerichteten Archivs, wohin Archivalien der Deutschen Universität verbracht worden waren, übernahm zunächst der Rektor der tschechischen Universität; später wurden diese an Friedrich übergeben, der 1919 zum vorläufigen Inspektor des Archivs ernannt worden war. Friedrich wiederum händigte die Schlüssel Josef Bergl aus, der das Archiv seit 1914 nebenamtlich geleitet hatte und nach 1918 in der Archivverwaltung belassen wurde.¹⁴ Zum ständigen Archivinspektor wurde im April 1931 auf Vorschlag Friedrichs schließlich Vojtíšek bestellt, der seit 1921 Direktor des Prager Stadtarchivs war. Vojtíšek entwickelte eine unermüdliche Aktivität, um das Archiv zu einer modernen Forschungseinrichtung umzugestalten und noch in den Verwaltungen der beiden Universitäten verwahrte ältere Aktenbestände dorthin zu überführen, aber auch um es als tschechische Institution zu festigen. Die einvernehmliche Zusammenarbeit mit Bergl blieb davon jedoch bis in das Frühjahr 1938 unberührt, als Bergl aus politischen Gründen in Deutschland blieb.

Der Status der beiden Universitäten wurde erneut zum Politikum, als aus Anlass der zehnjährigen Verabschiedung der Lex Mareš 1930 der Senat der Deutschen Universität, der als Rektor erneut Naegle vorstand, forderte, das Gesetz dahingehend zu ändern, dass auch die Deutsche Universität als Nachfolgerin der Gründung Karls IV. anzusehen sei. Der Senat der Karlsuniversität lehnte das Ansuchen auf der Grundlage eines Gutachtens des Historikers Václav Novotný und des Juristen Miloslav Stieber ab.¹⁵ Während etwa die Historiker Josef Pekař, Josef Šusta und Kamil Krofta Verständnis für den Wunsch der Deutschen zeigten,¹⁶ positionierte sich Vojtíšek erneut als Protagonist eines kompromisslosen tschechischen Nationalismus. Eine entscheidende Wende trat schließlich mit dem Amtsantritt des Botanikers Karel Domin

¹² *Werunsky*, Emil: Das Gesetz vom 19. Februar über das Verhältnis der Prager Universitäten und seine Vorgeschichte. Prag 1920. – Auch von tschechischer Seite erfuhr der eigentliche Gesetzestext wiederholt Kritik, siehe etwa *Vaněček*: Kapitoly o právních dějinách Karlovy university 90 f. (vgl. Anm. 7).

¹³ Zu Vojtíšek siehe *Havránek*, Jan: Václav Vojtíšek a Univerzita Karlova [Václav Vojtíšek und die Karlsuniversität]. In: *Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis* 15 (1975) 2, 7–27. – *Dobeš*: Boj o univerzitu a Václav Vojtíšek (vgl. Anm. 11). – Eine größere kritische Arbeit über Vojtíšek bleibt ein Desiderat.

¹⁴ *Kučera/Truc*: Archiv University Karlovy 46–48 (vgl. Anm. 3). – Josef Bergl wurde auch „Bergel“ geschrieben. Zu ihm siehe *Oberdorffer*, Kurt: Dr. Josef Bergel – Ein deutscher Archivar in Prag. In: *Stifter-Jahrbuch* 3 (1953) 235–238.

¹⁵ Prohlášení akademického senátu Karlovy university o projevu akademického senátu německé university [Erklärung des akademischen Senats der Karlsuniversität zur Äußerung des akademischen Senats der Deutschen Universität]. Praha 1930.

¹⁶ Siehe etwa *Havránek*: Václav Vojtíšek 15–17 (vgl. Anm. 13).

als Rektor der Karlsuniversität im Herbst 1933 ein. Domin, selbst nationalistisch gesinnt, hörte nämlich auf die Ratschläge Vojtíšeks und strebte die vollständige Umsetzung der Lex Mareš an.¹⁷ Diese war nicht zuletzt auch Voraussetzung für die Verwirklichung eines Programms, das in einer 600-Jahr-Feier der Universität im Jahr 1948 kulminieren sollte. Bis dahin sollte sich das Gebäude des Karolinums im Besitz der Karlsuniversität befinden und restauriert werden, um neben dem Rektorat und der Quästur das Archiv und ein Universitätsmuseum aufzunehmen, in welchem auch die historischen Insignien ausgestellt werden sollten. Es überrascht nicht, dass Vojtíšek eine führende Rolle im dazugehörigen Vorbereitungskomitee spielte. Das Karolinum ging im Februar 1934 in das Eigentum der Karlsuniversität über; eine von deutscher Seite eingebrachte Appellation wurde abgewiesen. Domin versuchte zudem, von der Deutschen Universität eine rasche Herausgabe der historischen Insignien zu erwirken sowie die tschechische und slowakische Studentenschaft für seine Pläne zu mobilisieren. Begleitend gab er 1934 mit Vojtíšek und Josef Hutter den reich ausgestatteten Band „Das Karolinum – ein Nationalgut“ heraus,¹⁸ der die tschechischen Ansprüche erläutern und untermauern und zugleich die Übereignung und begonnene Renovierung feiern sollte. Dementsprechend beendete Vojtíšek seinen Beitrag zur Geschichte des Karolinums mit den Worten: „Das Karolinum ist und wird ein Nationalgut bleiben.“¹⁹ Im Sommer 1934 bewerkstelligte Vojtíšek die Übersiedlung des Universitätsarchivs vom Karolinum in das neue große Gebäude der tschechischen Juristischen Fakultät, wo weitaus bessere Lager- und Arbeitsbedingungen herrschten. Als weiterer Mitarbeiter konnte zudem Rudolf Sokol seinen Dienst antreten.

Als am 20. November 1934 das zuständige Ministerium die Durchführung des Gesetzes vom 19. Februar 1920 anordnete, nämlich die Auslieferung der Szepter, Amtsketten, Typare und anderer Gegenstände, nahm der „Insignienstreit“ (tschechisch: „insigniáda“) seinen Anfang.²⁰ Im Tausch sollte die deutsche Universitäts-

¹⁷ Die Situation von 1918 bis zum Frühjahr 1934 hat Domin selbst dargestellt, siehe *Domin, Karel: Marešův universitní zákon z 19. února 1920 a boj o Karolinum [Marešs Universitätsgesetz vom 19. Februar 1920 und der Kampf um das Karolinum]*. In: *Ders./Hutter, Josef/Vojtíšek, Václav (Red.): Karolinum statek národní [Das Karolinum – Ein Nationalgut]*. Praha 1934, 8-28, mit den zwei Abschnitten „Období 1918-1933“ [Die Zeitspanne 1918-1933] und „Můj rektorský rok“ [Mein Rektorsjahr]. – *Ebenda* 11-13 der Text der „Lex Mareš“. – Auf Domins Text, der auch kurz die Zurückstellung der tschechischen Karl-Ferdinands-Universität 1882-1918 skizziert, basieren die meisten tschechischen Darstellungen zum Thema.

¹⁸ *Domin/Hutter/Vojtíšek (Red.): Karolinum statek národní* (vgl. Anm. 17). – Dem Gebäude Karolinum hatte sich 1922 die deutschjüdische Historikerin Käthe Spiegel gewidmet: *Vom Karolinum*. In: 71. Jahresbericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag 1922. Prag 1923, 3-29.

¹⁹ *Vojtíšek, Václav: Karolinum ve vývoji pražské university i v dějinách národních [Das Karolinum in der Entwicklung der Prager Universität und in der nationalen Geschichte]*. In: *Ders./Domin/Hutter (Red.): Karolinum statek národní* 29-176, hier 176 „Karolinum je a bude statek národní.“ (vgl. Anm. 17).

²⁰ Siehe Archiv Univerzity Karlovy (AUK), Německá univerzita [Deutsche Universität], Rektorat (NUR), Inv.-Nr. 189.

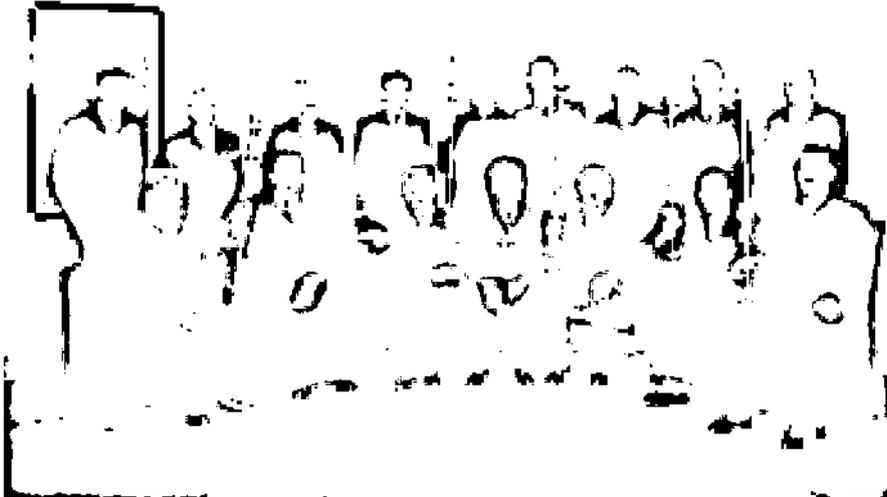


Abb. 2: Der akademische Senat der (tschechischen) Karlsuniversität nach Übernahme der historischen Insignien 1934. Sitzend dritter von rechts Prorektor Karel Domin mit dem Rektorszepter, links neben ihm Rektor Josef Drachovský.

leitung die bisher von der Karlsuniversität verwendeten Ketten und Szepter erhalten, „bis der Staat der deutschen Universität Ersatzzepter liefert“.²¹ Eine Abordnung der Deutschen Universität legte noch am 24. November, einem Samstag, Protest bei der Regierung ein. Gleichzeitig zogen tschechische Studenten zum Karolinum, um dessen angeblich beabsichtigte Besetzung durch deutsche Studenten zu verhindern. Sie versuchten, dort in Räume der Deutschen Universität einzudringen, in denen sich Studenten zur Verteidigung verschanzt hatten, wobei es zu tätlichen Auseinandersetzungen kam. Unter dem Eindruck dieser Ausschreitungen händigten der Rektor und der Prorektor der Deutschen Universität, der Anatom Otto Grosser und der Slawist Gerhard Gesemann, am 26. November die fünf Szepter und 15 Amtsketten des Rektors und der Fakultäten sowie das historische Siegeltypar in ihrem Rektorat an eine ministerielle Kommission aus. Deren Mitglieder übergaben diese Gegenstände noch am selben Tag Vertretern der Karlsuniversität. Ihr akademischer Senat ließ sich sogleich mit den Insignien fotografieren. Später wurden die Insignien im Prager Stadtarchiv in einem Tresor aufbewahrt. Ein sechstes Szepter, für die 1920 eingerichtete Naturwissenschaftliche Fakultät der Deutschen Universität hergestellt, war nicht angefordert worden und verblieb dieser Universität. Über

²¹ *Ebenda.*

die Auslieferung der anderen Gegenstände verhandelten eine deutsche und eine tschechische Kommission miteinander.

Die Insignienübergabe wurde von tschechischen nationalistischen Kreisen gefeiert und zog weiterhin tätliche Auseinandersetzungen zwischen Studenten verschiedener politischer Lager sowie Aktionen gegen „linke“ und jüdische Institutionen und Personen nach sich. Im Zuge der Ereignisse wurde die Deutsche Universität, an der vermehrt nationalsozialistisch gesinnte Studenten agierten, sogar kurzzeitig aus „Trauer“ über die Auslieferung geschlossen. In deutschen Kreisen verstand man die Übergabe als schmachvollen „Insignienraub“, und in Hitler-Deutschland wurden Solidaritätskundgebungen für die Prager Deutsche Universität veranstaltet. In wesentlich ruhigerer Atmosphäre übergab die Deutsche Universität 1935 weitere Gegenstände wie Bücher und Gemälde an die Karlsuniversität. Als Ersatz für die ausgehändigten Insignien ließ der tschechoslowakische Staat für den beachtlichen Preis von 39800 Kronen sechs neue Szepter anfertigen, die am 13. November 1937 durch den Theologen und ehemaligen Rektor der Deutschen Universität, Karl Hilgenreiner, geweiht und anschließend in Verwendung genommen wurden. Das Szepter der Philosophischen Fakultät nahm deren Dekan, der Mediävist Heinz Zatschek, aus der Hand des Rektors Rudolf Schranil entgegen.²²

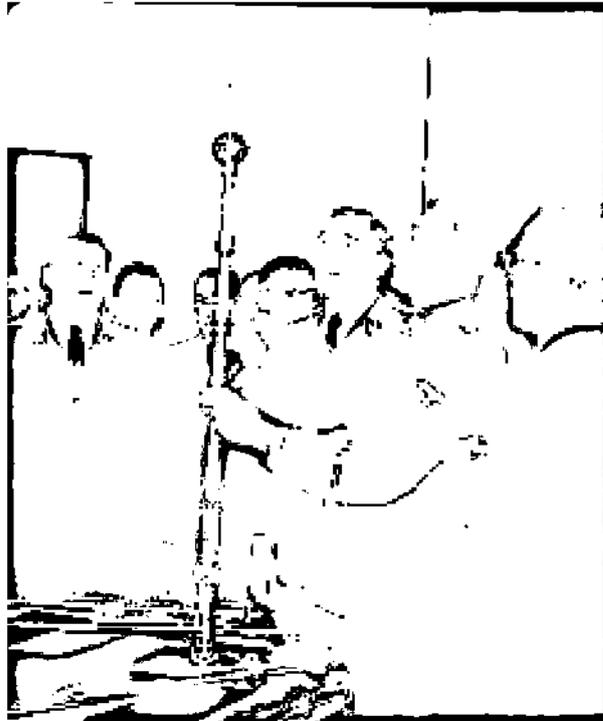
Nach Errichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ betrieb der deutsche Rektor Ernst Otto im Juni 1939 bei Reichsprotektor Konstantin Freiherr von Neurath und Gauleiter Konrad Henlein die Herausgabe der Insignien durch die Karlsuniversität, nachdem ähnliche Bemühungen Helmut Bojungas, des Leiters der Gruppe Unterricht und Kultus beim Reichsprotektor, ohne Ergebnis geblieben waren.²³ Am 31. August wurde auf Befehl des Reichsprotektors die „Rückgabe der am 26. November 1934 weggenommenen Insignien“ (Szepter, Ketten, Typar) an dessen Vertreter und jene der Deutschen Universität vollzogen.²⁴ Staatssekretär Karl

²² AUK, NUR, Inv.-Nr. 189 und 191. – Ebenfalls hergestellt wurden neue Medaillen. Zu den neuen Szeptern siehe etwa *Hüttisch, Gisela/Hüttisch, Maximilian: Zur Geschichte der Insignien der Prager Universität*. In: *Die Universität zu Prag 169-176* (vgl. Anm. 6). Maximilian Hüttisch war maßgeblich an den Entwürfen der Szepter beteiligt. – Siehe auch die Fotografie der Universitätsleitung und Pedelle mit Szeptern im Studienjahr 1937/38 in: *Havránek/Pousta* (Hgg.): *Dějiny univerzity Karlovy 4*, 199, Abbildung 136 (vgl. Anm. 1).

²³ Bojunga wurde vom SD-Leitabschnitt Prag observiert und seine Akte im Februar 1940 von Frank an Reinhard Heydrich nach Berlin gesandt. In der Insignien-Angelegenheit wurde angeführt: „In seinem Verhalten und in seinen Maßnahmen [...] erwies sich Bojunga als untragbar und politisch instinktos. So hat er in der Insignienfrage eine Haltung eingenommen, die in Dozenten- und Studentenkreisen stärkstes Befremden hervorrief. [...] Für die deutschen Hochschulen war es eine Ehrenfrage, daß diese Insignien sofort nach Errichtung des Protektorates zurückzugeben seien. Dr. Bojunga hingegen verhandelte in dieser Frage [...] mit den zuständigen tschechischen Behörden und erklärte sich schließlich damit einverstanden, die Insignien in ein Museum zu überführen.“ *Národní Archiv Praha* (NA), Úřad říšského protektora – státní tajemník u říšského protektora [Amt des Reichsprotektors – Staatssekretär beim Reichsprotektor] (ÚŘP-ST), Sign. 109-4-524.

²⁴ AUK, NUR, Inv.-Nr. 192. Von Seiten der Deutschen Universität waren anwesend Rektor Otto, Eduard Cech und Quästor Wilhelm Schiller. Otto schrieb am 19.06.1939 an Henlein u. a.: „Die [...] Szepter der Fakultäten haben [...] wenig Metallwert und sind wiederholt ergänzt worden, sodass nur zwei kleine Teile mit Sicherheit in das 14. Jahrhundert als Zeit

Abb. 3: Staatssekretär und SS-Gruppenführer Karl Hermann Frank (mit dem Rektorsszepter in der Hand), SS-Standartenführer Robert Gies (links) u. a. inspizieren am 2. Dezember 1940 die Insignien.



Hermann Frank ließ es sich später nicht nehmen, als SS-Gruppenführer in Uniform die Insignien persönlich zu besichtigen.

Des Weiteren hatte die Karlsuniversität das Karolinum zu räumen, auf die Benutzung der großen Aula zu verzichten und vor 1882 entstandene Archivalien an die Deutsche Universität zu übergeben. Gau-Dozentenbundsführer Konrad Bernhauer unterbreitete – vom SD-Leitabschnitt Prag unterstützt – im September Frank den Vorschlag, Josef Bergl, der inzwischen als Pensionist in Friedland (Frýdlant) lebte, zur Prüfung der Bestände des Universitätsarchivs anzufordern und als künftigen Archivverwalter den sudetendeutschen Philologen und Dozenten der Deutschen Universität Anton Blaschka einzusetzen. Beide hatte Heinz Zatschek in einem „Gutachten betr. Archiv der tschechischen [!] Universität in Prag“ empfohlen und zudem die „Rückführung des Universitätsarchivs [...] in das Karolinum, wo sich das Archiv früher befand, oder in Räumlichkeiten, die sich in deutschem Besitz befinden,“

ihrer Entstehung bestimmt werden können. Zum Grossteil stammen sie aus der stark katholisch eingestellten Periode des 17. und 18. Jahrhunderts.“ Siehe dazu Anm. 51. – Zur Übergabe siehe auch *Mišková*: Die Deutsche (Karls-)Universität 82 f. (vgl. Anm. 11). – Zusammen mit dem ihr 1934 verbliebenen Szepter der Naturwissenschaftlichen Fakultät verfügte die Deutsche Universität demnach über diese sechs Szepter und jene sechs von 1936/37.

beantragt.²⁵ Hinter Zatscheks Plänen stand auch eine Sicherstellung der wissenschaftlichen Arbeiten für die 600-Jahrfeier 1948. Bernhauer legte Frank im Oktober 1939 schließlich einen Plan für die Unterbringung und den Haushalt des Archivs mit dem optimistischen Ziel vor, dieses am 1. Januar 1940 im Karolinum zu eröffnen.²⁶

In der Zwischenzeit blieb die tschechische Universitätsleitung nicht untätig. Um den deutschen Forderungen und Maßnahmen entgegenzutreten, beauftragte Rektor Bedřich Hrozný am 27. Oktober 1939 Vojtíšek mit der Ausarbeitung eines historischen Memorandums, während ein Jurist ein rechtswissenschaftliches verfassen sollte. Bereits am 6. November wurde Vojtíšeks Text im akademischen Senat angenommen.²⁷ Der tschechische Protest gegen die ausschließliche Verfügungsgewalt der Deutschen Universität über das Karolinum, das Archiv und die Insignien konnte jedoch an entscheidender Stelle nicht mehr kommuniziert werden, denn die Dinge nahmen zunächst – in gewisser Weise für die deutsche wie auch die tschechische Seite – einen überraschenden Verlauf.

Am 28. Oktober 1939, dem tschechoslowakischen Nationalfeiertag, kam es zu Demonstrationen gegen das NS-Regime, die von den Deutschen mit Waffengewalt aufgelöst wurden.²⁸ Zwei Protestierende starben an den Folgen ihrer Verletzungen. Die Beerdigung des Studenten Jan Opletal am 15. November wuchs sich zu einer nationalen studentischen Demonstration in der Prager Innenstadt gegen die Besatzer aus, die mit Einheiten der Polizei und SS gegen die Demonstranten vorgingen und Personen verhafteten. Den traurigen Höhepunkt der deutschen Repression bildeten die ohne Gerichtsverfahren vollzogene Hinrichtung von neun tschechischen Studenten am 17. November und die Einweisung von fast 1200 Studenten als politische Häftlinge in das Konzentrationslager Sachsenhausen. Reichsprotektor von Neurath ließ eine „Bekanntmachung“ in deutscher und tschechischer Sprache öffentlich plakatieren, in der unter anderem zu lesen war:

Da sich am 28. Oktober und am 15. November diese Elemente [tschechische Demonstranten, K.H.] hinreißen ließen, gegen einzelne Deutsche tätlich vorzugehen, wurden die tschechischen Hochschulen auf die Dauer von drei Jahren geschlossen, neun Täter erschossen und eine größere Anzahl Beteiligten in Haft genommen. Prag, den 17. November 1939.²⁹

²⁵ AUK, NUR, Inv.-Nr. 517; NA, ÚŘP-ST, Sign. 109-4-1221, u.a. mit Stellungnahme des SD vom 23.02.1940, und 109-4-1403, mit dem Gutachten Zatscheks vom 28.09.1939. – Von Interesse ist, dass Bergl und Blaschka Beiträge zu dem unter der Leitung Samuel Steinherz' erarbeiteten Sammelband: *Die Juden in Prag. Bilder aus ihrer tausendjährigen Geschichte. Festgabe der Loge des Ordens B'nai B'rith zum Gedenktage ihres 25jährigen Bestandes. Prag 1927*, geliefert hatten.

²⁶ NA, ÚŘP-ST, Sign. 109-4-1403, Schreiben Bernhauers vom 25.10.1939.

²⁷ Das Memorandum wurde 1948 publiziert: *Vojtíšek: Universita Karlova vždy ústav našeho státu a národa* (vgl. Anm. 7).

²⁸ Siehe dazu auch *Buriánek, František: 17th November. Praha 1964*. Ebenso publiziert in tschechischer, russischer, französischer und deutscher Sprache. – *Brandes, Detlef: Die Tschechen unter deutschem Protektorat. Teil I. Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren bis Heydrichs Tod (1939-1942)*. München, Wien 1969, 83-95. – *Gebhart, Jan/Kuklík, Jan: Velké dějiny země koruny České [Große Geschichte der Länder der Böhmisches Krone] Bd. XVa 1938-1945*. Praha, Lito-myšl 2006, 331-345.

²⁹ Nach der Abbildung des Plakats bei *Havráněk: Univerzita Karlova*, Abb. 31 (vgl. Anm. 11).

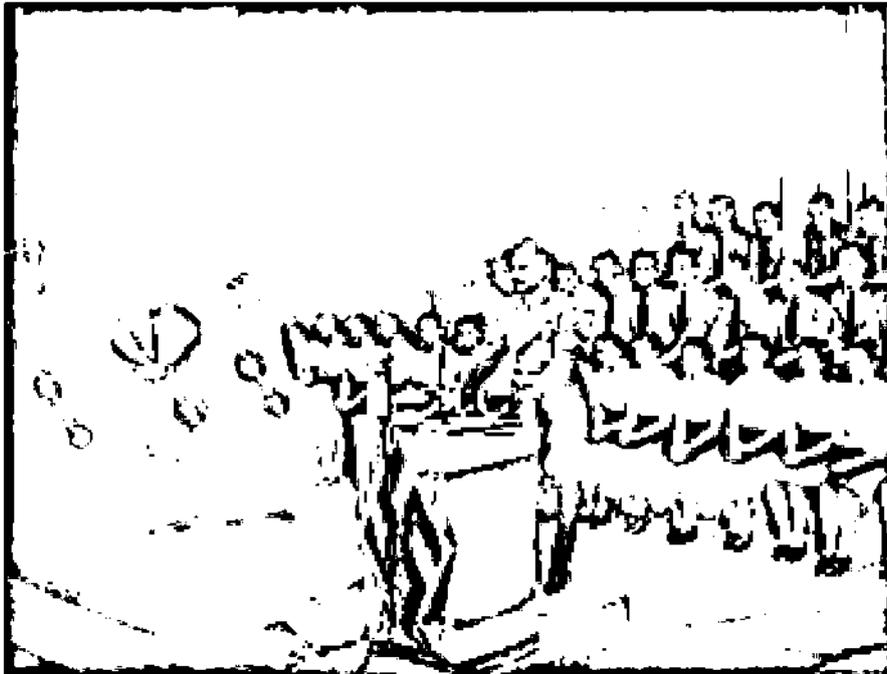


Abb. 4: Reichsminister Bernhard Rust bei der Feier zur Übernahme der Deutschen Universität in die Verwaltung des „Großdeutschen Reichs“ am 4. November 1939. Links stehend die Pedelle mit den Szeptern.

Während die in Sachsenhausen gefangen gehaltenen Studenten bis 1943 freigelassen wurden – 26 der Studenten überlebten den Lageraufenthalt allerdings nicht –, blieben die tschechischen Universitäten über die angekündigte Frist von drei Jahren hinaus geschlossen.

Nach der Universitätsschließung kam das Universitätsarchiv zunächst in die „Obhut des deutschen Kommissars der tschechischen rechtswissenschaftlichen Fakultät, Prof. Dr. [Wilhelm, K. H.] Weizsäcker“ und war den „Tschechen [...] nicht mehr zugänglich“.³⁰ Am 25. November 1939 befahl von Neurath der Protektoratsregierung, es „in das Eigentum der deutschen Universität“ zu überführen.³¹ Diese beschloss am 16. Dezember, von Neuraths Anweisung zu befolgen, und wies sechs Tage später Rektor Bedřich Hrozný an, die nötigen Schritte zu veranlassen, unter anderem mit der Bemerkung, dass „der Aufforderung auf administrativem Wege ähnlich

– Der Text auch in: *Celovsky, Boris: Germanisierung und Genozid. Hitlers Endlösung der tschechischen Frage. Deutsche Dokumente 1933-1945. Dresden 2005, 221.*

³⁰ NA, ÜRP-ST, Sign. 109-4-1403, Schreiben Dr. Reinholds (deutsche Protektoratsverwaltung, Gruppe Unterricht und Kultus) vom 13.02.1940.

³¹ AUK, NUR, Inv.-Nr. 517.

entsprochen werden kann, wie es bei der Übergabe der Universitätsinsignien geschehen war [...]“.³² Das Amt des Reichsprotectors sei aufzufordern, Ort und Zeit der Übergabe mitzuteilen. Am 5. Februar 1940 übergab Vojtíšek dem Vertreter des Rektorats der Deutschen Universität, Eduard Cech, die insgesamt sieben Schlüssel zum Archiv im Gebäude der tschechischen juristischen Fakultät. Cech vermerkte: „Die Archivräumlichkeiten wurden durch Klebestreifen mit dem Rundstempel d[es] K[arls-]U[niversitäts-] Rektorat versiegelt.“³³

Noch im Dezember 1939 hatte „Staatspräsident“ Emil Hácha dem Reichsprotector den Wunsch mitgeteilt, „das Universitätsarchiv in Prag möge wieder freigegeben werden“.³⁴ Neurath übersandte am 9. April 1940 eine deutliche Antwort: Es gelte seine Entscheidung vom 25. November 1939, die er als „eine für die Zukunft gültige Regelung“ betrachte. Und weiter:

[Die] Durchführung der Überleitung des Universitätsarchivs in das Eigentum der Deutschen Karls-Universität [...] wird demnächst stattfinden. Als sinnvoller und geeigneter Ort, an dem das Universitätsarchiv in Zukunft aufzubewahren sein würde, kommt in erster Linie das „Carolinum“ in Betracht. Ich beabsichtige, das Archiv dort unterbringen zu lassen, sobald die Bauarbeiten im Carolinum abgeschlossen und die Voraussetzungen für eine zweckmässige Aufbewahrung und Benutzung der Archivalien geschaffen sind.³⁵

Schließlich wollte von Neurath auch die künftigen Benutzermodalitäten geregelt wissen.³⁶ Bergl begann im Frühjahr 1940 mit der Sichtung der Archivbestände, woraufhin die deutsche Universitätsleitung Vojtíšek am 14. Mai 1940 aufforderte, die im Prager Stadtarchiv verwahrten Urkunden, Schriften und Handschriften zurückzustellen. Die Organisation oblag wieder Cech, der ein Verzeichnis der Archivalien erhielt, unter denen auch die beiden Gründungsurkunden von 1347/48 und die Handschriften „Liber decanorum facultatis philosophicae“ 1367-1585 (M 17), in der zu 1401/02 Jan Hus als Dekan und zum 6. Juli sein Todestag eingetragen sind, und das „Album seu matricula facultatis iuridicae“ 1372-1418 (M3) aufgenommen waren. Die Übergabe wurde am 24. Mai in den Archivräumen in der Juristischen Fakultät vollzogen.³⁷

Zu einem Umzug in das Carolinum ist es unter deutscher Besatzung nicht mehr gekommen. Da aber das Gebäude der Juristischen Fakultät von der SS genutzt

³² *Ebenda.*

³³ *Ebenda.*

³⁴ *Ebenda.*

³⁵ *Ebenda.*

³⁶ *Ebenda.* „Zu gegebener Zeit würde ich mich damit einverstanden erklären, dass das Universitätsarchiv einer nachweislich ernsthaften Forschung tschechischer Wissenschaftler von Fall zu Fall wieder zugänglich gemacht wird. Tschechischen Studenten vermag ich den Zutritt zum Archiv jedoch nicht zu gestatten.“

³⁷ *Ebenda.* Ein diesbezüglicher Aktenvermerk lautet: „Am 24. Mai wurde[n] die seinerzeit aus dem Archiv der Karls-Universität entnommenen und im Archiv der Hauptstadt Prag hinterlegten Handschriften, Urkunden und Schriften von Prof. Vojtíšek in den Räumen des Archivs Prag I, Pariserstrasse 901, in Gegenwart des Archivrat[es] Bergl, des Universitätsrates Dr. Kiekebusch, des Dozenten Dr. Blaschka und Dr. Cech übergeben. Die Schlüssel des Archivs hat gleichzeitig Dozent Dr. Blaschka übernommen.“ – Siehe auch NA, ÜRP-ST, Sign. 109-4-1221.

Abb. 5: Anton Blaschka.



wurde, mussten die Archivalien ausgelagert werden: Die Urkundensammlung und die alten Handschriften auf das ca. 50 km Luftlinie westlich von Prag gelegene Schloss Olešná bei Rakonitz (Rakovník), die restlichen Akten in Kellerräume des Gebäudes der tschechischen Philosophischen Fakultät, wo im zweiten Stockwerk zwei Verwaltungs- und Nutzerräume für das Archiv bereitgestellt worden waren. Als dessen Verwalter wurde Anton Blaschka bestellt. Am 23. Juli 1941 verfügte Rektor Wilhelm Saure die Verwaltungsmodalitäten, die für den späteren Archivalien- und Insignienraub von Bedeutung sind:

Das Universitäts-Archiv gehört zum Rektorat. Die Büroarbeiten des Archives sind deshalb nach den allgemein für das Rektorat einschliesslich des Sekretariates geltenden Grundsätzen [...] zu erledigen und durch den Büroleiter Oberinspektor Schmidt zu beaufsichtigen. [...] Die im Archiv tätige Angestellte Dr. Koska habe ich angewiesen, sich in allen Büroangelegenheiten mit Oberinspektor Schmidt ins Benehmen zu setzen, nach dessen Weisungen zu verfahren und erforderlichenfalls meine Entscheidung einzuholen.³⁸

Da Historiker der Deutschen Universität wegen des bevorstehenden Universitätsjubiläums 1948 mit Arbeiten zur Universitätsgeschichte beschäftigt waren, wurden Archivalien eingesehen, wobei das Prager „Archiv“ gemäß einer späteren Äußerung Vojtíšeks in Unordnung kam. Dazu gesellte sich das Chaos, das die Deutschen nach dem Abtransport der Archivalien im Frühjahr 1945 in den ursprünglichen Archivräumen hinterlassen hatten.³⁹

³⁸ AUK, NUR, Inv.-Nr. 517.

³⁹ Vojtíšek, Václav: O archivu university Karlovy a jeho ztrátách [Über das Archiv der Karlsuniversität und seine Verluste]. In: Archivní časopis 3 (1951) 86-93, hier 88. – Kučera/Truc: Archiv University Karlovy 48 f. (vgl. Anm. 3).

III.

Die zahlreichen schriftlichen Zeugnisse der „buchstäblichen“ Kämpfe um die Universitäten aus den 1920er und 1930er Jahren dokumentieren die (national-)politische Virulenz und Sprengkraft des damaligen Diskurses. Die akademischen Senate der beiden Universitäten und führende tschechische und sudetendeutsche Historiker und Juristen beteiligten sich an ihm, ohne – der politischen Ebene vergleichbar – eine friedliche Einigung zu finden.⁴⁰ Das Problem wurde nicht ausdiskutiert, sondern fast immer gewaltsam „gelöst“.⁴¹ Im Zentrum der Auseinandersetzung stand unter anderem die Gründungsurkunde Karls IV. und mit ihr die für das 14. Jahrhundert ana-

⁴⁰ In Auswahl tschechisch: Stellungnahme des akademischen Senats der Karlsuniversität: Na obranu práv české university [Zur Verteidigung der Rechte der tschechischen Universität]. Praha 1920. – *Novotný, Václav*: Universita Karlova v minulosti [Die Karlsuniversität in der Vergangenheit]. Praha 1922. – *Ders.* u.a.: L'Université Charles IV dans le passé et dans le présent. Prague 1923. – *Mendl, Bedřich*: O založení a podstatě university Karlovy [Über die Gründung und das Wesen der Karlsuniversität]. In: *Časopis archivní školy* 9-10 (1933) 65-97. – *Vojtěšek, Václav*: Universita Karlova a boj Němců proti universitnímu zákonu z roku 1920 [Die Karlsuniversität und der Kampf der Deutschen gegen das Universitätsgesetz von 1920]. Praha 1932. – *Ders.*: Za práva University Karlovy [Für das Recht der Karlsuniversität]. Praha 1934. – *Ders./Domin/Hutter* (Red.): Karolinum statek národní (vgl. Anm. 17). – *Křemář, Jan*: O pražských universitách [Über die Prager Universitäten]. Praha 1934, auch in französischer, englischer und deutscher Sprache (Die Prager Universitäten) erschienen. – *Vaněček*: Kapitoly o právních dějinách University Karlovy (vgl. Anm. 7). – Universitas Carolina. Praeae 1934 (französisch). – Deutsch: Verschiedene Stellungnahmen des „Akademischen Senats der Deutschen Universität in Prag“, etwa: Die Entstehung und Rechtsstellung der deutschen Universität in Prag. Prag 1919 (²1924). – *Werunsky*: Das Gesetz vom 19. Februar über das Verhältnis der Prager Universitäten und seine Vorgeschichte (vgl. Anm. 12). – Das historische Recht der deutschen Universität in Prag. Ein Schlusswort ihres akademischen Senats. Prag 1930, mit jeweils einem Gutachten Wilhelm Weizsäckers und Emil Werunskys. – *Wostry, Wilhelm*: Deutsche Universität Prag. In: *Doeberl, Michael/Scheel, Otto/Schlink, Wilhelm* u.a. (Hgg.): Das akademische Deutschland 1. Die deutschen Hochschulen in ihrer Geschichte. Berlin 1930, 349-362, mit versöhnlichem Schluss. – *Pfitzner, Josef*: Die geschichtliche Stellung der Prager deutschen Hochschulen. In: *Ders.*: Sudetendeutsche Geschichte. Reichenberg ²1937, 84-94. – *Swoboda, Ernst*: Der Kampf der sudetendeutschen Hochschulen um ihre Autonomie. In: *Brass, Kurt* (Hg.): Unsere Alma Mater. Die sudetendeutschen Hochschulen. Böhmisches Leipa 1938, 18-26. – *Wostry, Wilhelm*: Die Geschichte der Prager Deutschen Universität. In: *Ebenda* 53-64. – *Weizsäcker, Wilhelm*: Die karolinische Gründungsurkunde der Prager Universität. In: *Ebenda* 65-70. – *Pfitzner, Josef*: Das Prager Universitätsgesetz von 1920 und der Insignienstreit. In: *Ebenda* 71-79. – Der noch in der CSR erschienene Sammelband „Unsere Alma Mater“ ist inhaltlich und äußerlich bereits deutlich nationalsozialistischen Publikationen angepasst. – *Zatschek, Heinz*: Prag – Die älteste deutsche Universität. In: *Illustrierte Zeitung* vom 10. 8. 1939, Nr. 4926, 178 f., 181. – *Ders.*: Die Geschichte der Prager Universität. In: *Ostland. Halbmonatsschrift für Ostpolitik* 21 (1940) 70-72. – *Ders.*: Die deutsche Karlsuniversität in Prag in Vergangenheit und Gegenwart. In: *Böhmen und Mähren* 2 (1941) 2, 47-51. – Tendenziös für die deutsche Seite ist das durch reichsdeutsche Initiative und unter Mitarbeit sudetendeutscher Professoren entstandene Büchlein: *Boyce, Gray C./Dawson, W. H.*: The University of Prague. Modern Problems of the German University in Czechoslovakia. London 1937.

⁴¹ Die geschichtliche und rechtsgeschichtliche wissenschaftliche Auseinandersetzung um die Universitäten 1918/20 bis circa 1948 wäre einer ausführlichen Studie würdig. Einzelne

chronistische Frage, die sich zudem auf der Basis des Urkundentextes gar nicht beantworten ließ, ob Karl die Universität in seiner Eigenschaft als König von Böhmen vornehmlich für die (tschechische) Bevölkerung Böhmens als nationale „Landesuniversität“ oder als römisch-deutscher König als „Reichsuniversität“ gegründet hatte.⁴² Im ersten Fall wäre die Universität eine „tschechische“ und in letzter Konsequenz als Institution eines tschechischen Staates und der tschechischen Nation zu verstehen, im zweiten eine „deutsche“ als Institution des römisch-deutschen Reiches und seiner Nachfolger gewesen. In ihrer vollen Ausprägung schlossen sich diese Varianten einer historischen Verortung gegenseitig kategorisch aus: Von einer tschechischen Landesuniversität Karls IV. im 14. Jahrhundert führte der Weg über meist von den Deutschen verursachte Brüche zur tschechischen Karlsuniversität des Nationalstaats ČSR. Für eine deutsche Universität blieb historisch kein Platz. Sie galt nicht als direkte Nachfolgerin der Gründung Karls IV. In der zweiten Variante führte der Weg von einer Reichsuniversität im römisch-deutschen Reich mit internationalem Charakter, die als autonome Institution vom Königreich Böhmen unabhängig war, über von den Tschechen verursachte Brüche zur Karl-Ferdinands-Universität der Habsburgermonarchie und letztlich zur Deutschen Karls-Universität als neuer „Reichsuniversität“ im Dritten Reich. Hier konnte wiederum kein Platz für eine tschechische Karlsuniversität gefunden werden.

Dass die Gründungsurkunde Karls IV. auch im Mittelpunkt der 600-Jahr-Feier der Universität im April 1948 stand, war nur noch die logische Konsequenz der vorangegangenen Dispute:

Vers le 7 avril 1948 fut célébré en grande pompe le 600^{ème} anniversaire de l'université. On lui remit à cette occasion un nouvel exemplaire de la charte de fondation, puisque l'authentique avait disparu avec la partie la plus précieuse des archives et les plus anciens insignes, emportés par les nazis aux derniers jours de la guerre, et jamais retrouvés.⁴³

Während der Feier im Vladislav-Saal der Prager Burg verlas der Musikwissenschaftler Zdeněk Nejedlý die neue, von Staatspräsident Edvard Beneš beglaubigte Gründungsurkunde, in welche in klassischer Weise der Text der Urkunde Karls IV. inseriert worden war. Die neue Urkunde unterstrich nochmals den Anspruch der Tschechen auf die von ihrem König und „Vater des Vaterlandes“ („otec vlasti“) für sie gegründete Universität.⁴⁴ Erwähnung fanden zugleich die Unterdrückung der

Aspekte finden sich in: *Havráněk/Pousta* (Hgg.): *Dějiny univerzity Karlovy*, Bd. 4 (vgl. Anm. 1). – *Mišková*: Die Deutsche (Karls-)Universität (vgl. Anm. 11). – *Lemberg* (Hg.): *Universitäten in nationaler Konkurrenz* (vgl. Anm. 11).

⁴² Siehe hierzu die kurze, aber ausgewogene Darstellung bei *Seibt*, Ferdinand: *Karl IV. Ein Kaiser in Europa 1346-1378*. München 1978, 179-185, etwa 183: „Die moderne Frage nach einer Universität als Reichsinstitut ist müßig.“ – Ähnlich auch *Moraw*: *Die Universität Prag im Mittelalter* 27 (vgl. Anm. 6). – Ausführlich *Rexroth*: *Deutsche Universitätsstiftungen* 55-107 (vgl. Anm. 6).

⁴³ *Havráněk*, Jan: 1848-1984. L'Université à l'époque du capitalisme et de l'édification du socialisme. In: *Ders./Petráň, Josef/Skýbová, Anna* (Hgg.): *Universitas Carolina 1348-1984*. Prague 1986, 59-77, hier 75.

⁴⁴ „Gerade weil Karl IV. die Universität als eine Einrichtung des tschechischen Staates und der tschechischen Nation gegründet hat, ging diese Schöpfung seiner Hand und seines Herzens

tschechischen Karlsuniversität und der Raub der Originalurkunde durch die Deutschen.⁴⁵ Gleichzeitig hatte Beneš an jenem Tag anlässlich der Feier seinen letzten öffentlichen Auftritt.⁴⁶

Auch im Jubiläumsjahr 1998 waren die verlorenen Urkunden in der groß angelegten neuen Universitätsgeschichte selbstverständlich von zentraler Bedeutung: Im ersten Band wurden sie historisch gewürdigt und mit Abbildungen präsentiert.⁴⁷ Im vierten Band wurde zur Jubiläumsfeier von 1948 – wohl auch mit gewisser Gültigkeit für die Gegenwart – vermerkt:

Ihre [der Karlsuniversität, K. H.] Stellung in der Gesellschaft wurde begründet durch die gesamte geschichtliche Entwicklung, durch das sittliche Vorbild einer Reihe ihrer Repräsentanten in der langen Geschichte und nicht zuletzt durch den böswilligen Angriff des deutschen Faschismus gegen die tschechische Intelligenz mittels Schließung der tschechischen Hochschulen im Jahr 1939. Auch dass die Deutschen vor Kriegsende die Gründungsurkunde Karls IV. vom 7. April 1348, die Genehmigungsurkunde Papst Clemens' VI. vom 26. Januar 1347 und eine ganze Reihe wertvoller Archivalien, das Szepter des Rektors und die Szepter der Theologischen, Philosophischen, Juristischen und Medizinischen Fakultäten abtransportiert haben, empfand die Gesellschaft als einen Raub nationaler Schätze, unter welche sie die Universität mit völliger Selbstverständlichkeit einreihete.⁴⁸

Angesichts der anhaltenden nationalpolitischen Bedeutung, die den Gründungsurkunden und den anderen geraubten Zimelien beigemessen wird, überrascht es

die engsten Bindungen mit dem tschechischen Boden und seinem Volk ein.“ Der Text nach der Abbildung der neuen tschechischen Gründungsurkunde vom 7. April 1948 vor dem Titelblatt in: *Havránek/Pousta* (Hgg.): *Dějiny univerzity Karlovy 4* (vgl. Anm. 1). – Kurze Sequenzen der damals gefilmten Feier sind zu sehen in dem TV-Dokumentarfilm „Kámen a poznání. 650 let univerzity Karlovy 1348-1998“ [Der Stein und die Erkenntnis. 650 Jahre Karlsuniversität 1348-1998], Regie Pavel Štingl (1998). Für eine Fassung als VHS-Video bin ich Ivan Hlaváček (Praha) zu Dank verpflichtet.

⁴⁵ „Die Karlsuniversität sollte mit ihren Wurzeln herausgerissen, die tschechische Bildung vernichtet werden und das tschechische Volk [...] sollte zu einer Masse der Rechtlosen und Nichtdenkenden erniedrigt werden. Damals bemächtigten sich die Deutschen [...] auch der wertvollsten Urkunden der Karlsuniversität, so auch der Gründungsurkunde Karls IV., [...] in der Meinung, damit der Karlsuniversität in Prag zu schaden und zu verhindern, dass die Wahrheit ans Licht komme.“ Zit. nach: *Havránek/Pousta* (Hgg.): *Dějiny univerzity Karlovy*, Bd. 4 (vgl. Anm. 1).

⁴⁶ Siehe *Pousta*, Zdeněk: *Univerzita Karlova v letech 1947-1953* [Die Karlsuniversität in den Jahren 1947-1953]. In: *Havránek/Pousta* (Hgg.): *Dějiny univerzity Karlovy*, Bd. 4, 263-305, hier 284-292 (vgl. Anm. 1). – Diese Zusammenkunft sollte denkwürdig werden: Als Vertreter der bürgerlichen Demokratie hatte sich Beneš resigniert zurückgezogen und die Zukunft gehörte den Stalinisten vom Schlag Nejedlýs, der während der Feier bereits als Minister für Erziehung, Kunst und Wissenschaft auftreten konnte. Zu Nejedlý siehe zuletzt *Křestán*, Jiří: *Gollova škola a „hodný žák“ Zdeněk Nejedlý* [Die Goll-Schule und der „brave Schüler“ Zdeněk Nejedlý]. In: *Jiroušek*, Bohumil/*Bližml*, Josef/*Bližml*ová, Dagmar (Hgg.): *Jaroslav Goll a jeho žáci* [Jaroslav Goll und seine Schüler]. České Budějovice 2005, 451-462 (Jihočeská univerzita v Českých Budějovicích, Historický ústav, Historia Culturae VI, Studia 5) mit der wichtigsten Literatur.

⁴⁷ *Svatoš*, Michal: *Obecné učení (1347/48-1419)* [Das studium generale (1347/48-1419)]. In: *Ders.* (Hg.): *Dějiny univerzity Karlovy* [Geschichte der Karlsuniversität], Bd. 1: 1347/48-1622. Praha 1995, 27-99.

⁴⁸ *Pousta*: *Univerzita Karlova v letech 1947-1953*, 284 (vgl. Anm. 46).

umso mehr, dass der Archivalienraub von 1945 bisher noch nicht Thema einer wissenschaftlichen Untersuchung war.⁴⁹ Im Folgenden wird versucht, anhand bisher unzulänglich oder nicht ausgewerteter Akten eine Darstellung der Vorhaben und der Ereignisse im Frühjahr 1945 zu leisten, die in Zusammenhang mit dem Insignien- und Archivalienraub zu bringen sind.

IV.

Über die seit 1945 vermissten Archivalien liegen seit der zwischen 1949 und 1951 erfolgten Inventur und dem Erscheinen des Inventars des Prager Universitätsarchivs 1961 verlässliche Angaben vor.⁵⁰ Das Raubgut besteht aus den Urkunden Papst Clemens' I. von 1347 und König Karls IV. von 1348 (mit Goldsiegel) sowie verschiedensten Quellen aus der Zeit vom 14. bis zum 19. Jahrhundert, die circa 375 Inventurnummern umfassen, wozu noch nicht inventarisierte Akten kommen. Ebenfalls verschollen sind die wohl aus Anlass der Bildung der Karl-Ferdinands-Universität um 1654 hergestellten Insignien: die Zeremonialstäbe bzw. Szepter des Rektors sowie jeweils der Theologischen, Juristischen, Medizinischen und Philosophischen Fakultät, für die teilweise ältere Szepterteile Verwendung fanden und die eine Länge von 114 bis 129 cm aufwiesen. Sie waren von erheblichem künstlerischem Wert.⁵¹

⁴⁹ So vermerkt *Havráněk*: *Univerzita Karlova, rozmach a perzekuce 1918-1945*, 58 (vgl. Anm. 11), nur kurz, dass die Insignien und Archivalien Ende April 1945 abtransportiert wurden. – Unter „Raub“ verstehe ich an dieser Stelle das Entfernen der Insignien und Archivalien von ihren bisherigen Lagerorten und ihren Abtransport unter sehr gefährvollen Umständen, siehe unten Abschnitt VII.

⁵⁰ Siehe *Kučera/Truc*: *Archiv University Karlovy* 50f. und die Auflistung 171-179 (vgl. Anm. 3). – Sowie bereits *Vojtišek*: *O archivu university Karlovy* 86-91 (vgl. Anm. 39), der die Inventur durchführte. – Siehe auch kurz *Svatos*: *Rozsah a původní podoba listinného fondu* 23 (vgl. Anm. 3). – Den Archivbestand vor 1945 reflektiert *Bergel, Josef*: *Die Hauptquellen zur Geschichte der Prager Karls-Universität*. In: *Schreiber* (Hg.): *Studien zur Geschichte der Karls-Universität* 15-38 (vgl. Anm. 6).

⁵¹ Zur kunstgeschichtlichen Einordnung der Prager Szepter siehe *Paatz, Walter*: *Sceptrum Universitatis. Die europäischen Universitätsszepter*. Heidelberg 1953, hier 16-19, 41, 54, 59f., 68 und 129 f. (Heidelberger kunstgeschichtliche Abhandlungen NF 2). Hier Abbildung der fünf Szepter Tafel XVII. – *Ders.*: *Die akademischen Szepter und Stäbe in Europa. Systematische Untersuchungen zu ihrer Geschichte und Gestalt*. Heidelberg 1979, 211f. (*Corpus Sceptorum* 2): „Satz von fünf Szeptern der Universität, um 1654; [...] Schäfte. Zwei – der Juristen und der Mediziner – wahrscheinlich übernommen von spätgotischen Vorläufern aus dem 15. Jahrhundert: zylindrisch. Die übrigen balusterförmig. Alle fünf hatten an den Schaftringen kostbaren Besatz aus Edelsteinen. – Kopfstücke. Fünf verschiedene Varianten, alle ausgezeichnet durch geistvolle Erfindung und Ausführung; auch mit Edelsteinen besetzt. – Am Rektorenszepter eine Weltkugel; daran ein Äquatorialring, profiliert, besetzt mit zwei großen, rosettenartigen Gebilden; unter und über der Kugel je eine reich durchgebildete Manschette. Über der oberen ein vollrunder Kreuzifix. – Am Theologenszepter ein durchsichtiges Gehäuse aus vier radial angeordneten schlanken, wiederholt geknickten Bügeln; darin ein vollrunder aufliegender Adler. Auf ihrem oberen Schnittpunkt Sonnenantlitz im Strahlenkranz. – Am Juristenszepter zuunterst eine Vase mit einem am Rand gezahnten kreisrunden Deckel; darüber eine große Halbkugel in einem durchsichtigen Gehäuse aus einem waagrechten Ring und zwei einander überkreuzenden Halbkreisbügeln. Auf deren Schnittpunkt eine Kaiserkrone mit einem längsgerichteten

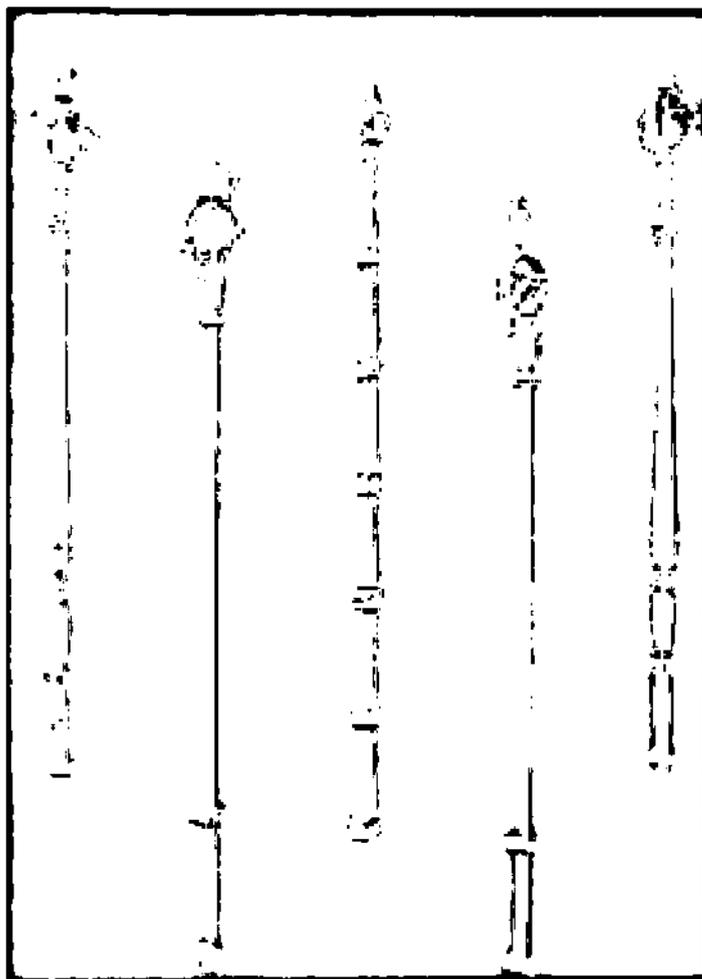
Dazu kommen die Amtsketten des Rektors und eventuell auch der Fakultäten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Seltener wird vermerkt, dass auch die neuen sechs Szepter von 1936/37 abtransportiert wurden.⁵² In Prag sind demnach nur die Szepter von 1882/3, 1888 und 1926 verblieben, die bis heute in Gebrauch sind.⁵³

Bügel und zwei seitlichen Schalen, alles besetzt mit blattartigen, aus dem Kronreif aufsteigenden, barock stilisierten Ornamenten. Aus dem Kroneninneren steigen zwei einander überkreuzende, diagonal auseinanderstrebende Schwerter auf. Oben auf dem Längsbügel ein Kreuz. – Am Medizinerszepter zuunterst ein Kelch mit Deckel. Darüber ein durchsichtiges Gehäuse aus zwei einander überkreuzenden Kreisbügeln, diese belegt mit je einem abwärts weisenden langen gezahnten Blatt. Darin eine Gruppe von Rundfigürchen: sitzender Pelikan, der sich die Brust öffnet, um mit seinem Blut drei Jungtiere zu nähren. Auf dem Kreuzungspunkt der Bügel ein Rundfigürchen: der Erzengel Raphael in Pilgerkleidung, in der Linken den großen Fisch haltend, mit dessen Eingeweiden Tobias zu heilen angewiesen wird (nach Buch Tobias Kapitel 6). – Am Szepter der Philosophen ein durchsichtiges Gehäuse aus zwei Kreisbügeln, die einander überkreuzen und mit Edelsteinen besetzt waren. Darin schwebte die Erdkugel, mit eingravierten Wolkenbändern. Über dem Kreuzungspunkt der Gehäusebügel Sonnenantlitz im Strahlenkranz und darüber ein fünfzackiger Stern. – Bewertung. Das Darstellungsprogramm hat an den hunderten von akademischen Szeptern meines Wissens keinen einzigen Vorläufer. Es setzt einen Ideator mit schöpferischer Phantasie voraus. Dieser bleibt namenlos. Ebenso der Goldschmied; seine Gestaltungskraft war der des Ideators kongenial. Die von ihm verwendeten Werkstoffe waren zum Teil sehr kostbar, die von ihm geschaffenen Formen überaus elegant und schön, so persönlich, daß sie sich der Charakterisierung mit Zeitstilbegriffen nahezu entziehen. Mit dieser Prager Szepterfolge ist ein einzigartiges Meisterwerk verschollen.“ *Ebenda* auch weitere Angaben gemäß Register. – Siehe auch die Beschreibungen bei *Vorbrodt*, Günter W./*Vorbrodt*, Ingeburg: Die akademischen Szepter und Stäbe in Europa. 2 Bde. Heidelberg 1971, Bd. 1, 207 f., Bd. 2, 2 Abbildungen 325-330 (*Corpus Sceptrorum* I, 1-2). – Eine ausführliche tschechische Beschreibung der Szepter findet sich in: *Guth*, Karel/*Stefan*, Oldřich/*Vojtíšek*, Václav: Starobylost Karolína a jeho památky [Die Altertümlichkeit des Karolinums und seine Denkmäler]. In: *Domin/Hutter/Vojtíšek* (Red.): Karolinum statek národní 177-200, hier 194-196 (vgl. Anm. 17), mit Abbildung der fünf Szepter Tafel XVIII und der einzelnen Szepterbekrönungen Tafel XIX. – *Herber*, Otto: Insignie, medaile, taláry univerzity Karlovy [Die Insignien, Medaillen und Talare der Karlsuniversität]. Praha 1987, 27-37, mit Abbildungen und Beschreibungen in tschechischer, deutscher und russischer Sprache. Eine kürzere Beschreibung der Szepter gibt *Blaschka*, Anton: Vom Sinn der Prager hohen Schule nach Wort und Bild ihrer Gründungsurkunden. In: *Schreiber* (Hg.): Studien zur Geschichte der Karls-Universität 39-80, hier 42 (vgl. Anm. 6). – *Hüttisch/Hüttisch*: Zur Geschichte der Insignien der Prager Universität 169 f. und Abbildungen 171 (vgl. Anm. 22). Die Beschreibungen differieren teilweise erheblich. – Abbildungen der Szepter, ihrer Griffe und ihrer Bekrönungen sowie der Rektorskette sind auch zu finden in: *Brass* (Hg.): Unsere Alma Mater 80-84 (vgl. Anm. 40). – Eine gute Abbildung der fünf Szepter schließlich in: Die deutsche Karl-Ferdinands-Universität 469, Abb. 17 (vgl. Anm. 10).

⁵² *Vojtíšek*: O archivu university Karlovy 91 (vgl. Anm. 39). – Zu den Szeptern siehe *Brass* (Hg.): Unsere Alma Mater 85-87 (vgl. Anm. 40). – *Paatz*: Die akademischen Szepter 158, Nr. 332 (vgl. Anm. 51). – *Vorbrodt/Vorbrodt*: Die akademischen Szepter 1, 210, Nr. 4; 2 Abbildungen 340-345 (vgl. Anm. 51). – *Hüttisch/Hüttisch*: Zur Geschichte der Insignien der Prager Universität 172-174 und Abb. 173, 175 und 177 (vgl. Anm. 22). – *Havránek/Pousta* (Hgg.): Dějiny univerzity Karlovy 4, Abb. 124, 128, 132, 134, 137 und 142 (Vgl. Anm. 1). – *Ebenda* konnte keine Mitteilung über das Schicksal der Szepter gemacht werden, siehe dazu unten Abschnitt VI.

⁵³ Zu ihnen siehe *Paatz*: Die akademischen Szepter 156, Nr. 275 (vgl. Anm. 51). – *Vorbrodt/Vorbrodt*: Die akademischen Szepter 1, 208 f. Nr. 3; 2 Abbildungen 331-339 (vgl. Anm. 51).

Abb. 6:
Fünf historische
Insignien.



Der Großteil der verlorenen Archivalien ist nicht mehr reproduzierbar, während die Schmuckstücke mehrfach fotografiert und abgebildet wurden.⁵⁴ Abbildungen der Urkunden Clemens' VI. und Karls IV. finden sich in zahlreichen tschechischen wie deutschen Publikationen, in sehr guter Qualität etwa in den reich ausgestatteten

– Herber: Insignie 40-46 mit Abb. (vgl. Anm. 51). – Havránek (Hg.): Dějiny univerzity Karlovy 3, Abbildungen 79, 96, 99, 108 und 127 (vgl. Anm. 10).

⁵⁴ Zwei der wertvollsten vermissten Codices des Archivs (Signaturen M 3 und M 17) hatte Vojtíšek noch 1939 auf eigene Kosten fotografieren lassen und sie somit für die Nachwelt „gerettet“, da er befürchtete, die Deutschen würden das Archiv übernehmen. Siehe Vojtíšek: O archivu university Karlovy 92 (vgl. Anm. 39). – Etwa auch: Svatoš (Hg.): Dějiny univerzity Karlovy, Bd. 1, Abb. 45, 48, 49 und 60 (vgl. Anm. 47). – Für Domin/Hutter/Vojtíšek (Red.): Karolinum statek národní (vgl. Anm. 17), wurden Faksimiles je eines Blattes jeder Handschrift angefertigt, siehe Tafel IV und VII.



Abb. 7: Szepter des Rektors.

Bänden „Karolinum statek národní“ (Das Karolinum, ein Nationalgut, 1934) und „Unsere Alma Mater“ (1938).⁵⁵ Ein gestochen scharfes Faksimile von Karls Urkunde wurde bereits 1899, eines in Originalgröße 1931 veröffentlicht.⁵⁶ Diese Aufnahmen dienten und dienen den seit 1945 erschienenen Reproduktionen als Vorlage, so etwa der Faksimile-Ausgabe von 1948.⁵⁷ Ebenso galten bisher die Abbildungen der Insignien in „Karolinum statek národní“ und „Unsere Alma Mater“ als beste Reproduk-

⁵⁵ *Domin/Hutter/Vojtíšek* (Red.): *Karolinum statek národní*, Tafel I und II (vgl. Anm. 17). – Wie auch in *Brass* (Hg.): *Unsere Alma Mater* 66 f. (vgl. Anm. 40). – Die Aufnahmen beider Urkunden sind jeweils nicht identisch. Letzteres Werk zeigt die Urkunde Karls in einem schlechteren Zustand als das erste. Beide Abbildungen dieser Urkunde zeigen sie ohne das abgetrennte Goldsiegel, das auf manchen Abbildungen, auch gleichzeitig mit der recto- und verso-Seite, per Fotomontage hinzugefügt wurde, so etwa in *Vojtíšek* (Hg.): *Universita Karlova v Praze 1348-1948. Čtyři dokumenty z doby počátku* (vgl. Anm. 7). – *Svatoš* (Hg.): *Dějiny univerzity Karlovy*, Bd. 1, Abb. 9. (vgl. Anm. 47). – *Ebenda* zeigt Abb. 1 die noch vorhandene Urkunde Karls mit Wachssiegel. – *Wolfram von Wolmar*: *Prag und das Reich*, zwischen 32 und 33 (vgl. Anm. 8), bringt ein gutes farbiges, jedoch retuschiertes Faksimile der vermissten Urkunde Karls (ohne Siegel).

⁵⁶ Die deutsche Karl-Ferdinands-Universität, Abb. 1 (Titelbild) (vgl. Anm. 10), an der gut die Schäden an der Urkunde (ohne Siegel) erkennbar sind. – *Placht, Oto/Friedrich, Gustav* (Hgg.): *Zakládací listina university Karlovy v Praze – La charte de fondation de l'université Charles de Prague*. Praha 1931, mit dem Urkundentext in lateinischer, französischer, tschechischer und deutscher Sprache.

⁵⁷ *Vojtíšek*: (Hg.): *Universita Karlova v Praze 1348-1948. Čtyři dokumenty z doby počátku*, mit den Urkundentexten in lateinischer und tschechischer Sprache (vgl. Anm. 7).

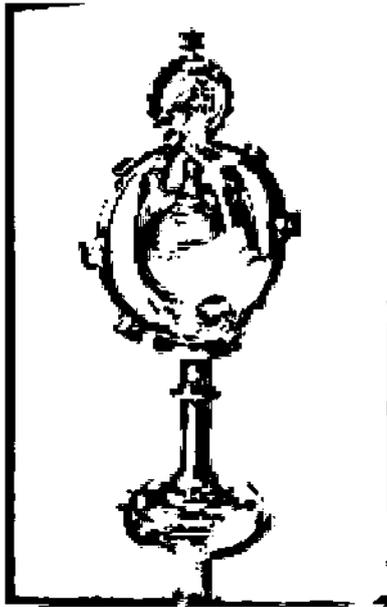


Abb. 8: Szepter der Philosophischen Fakultät.

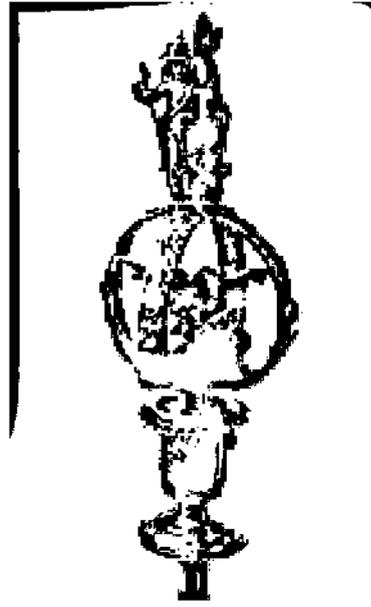


Abb. 9: Szepter der Medizinischen Fakultät.

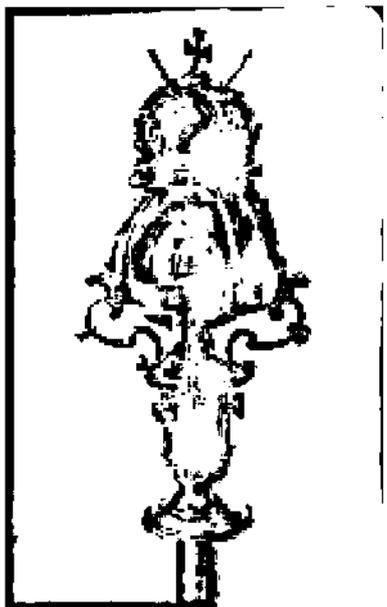


Abb. 10: Szepter der Juristischen Fakultät.

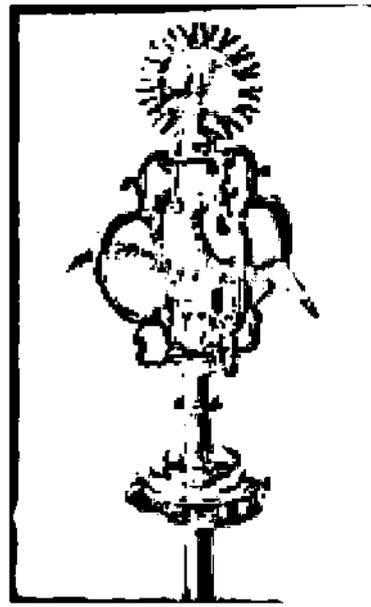


Abb. 11: Szepter der Theologischen Fakultät.

tionsgrundlage.⁵⁸ Da mittlerweile vor 1945 hergestellte Hochglanzabzüge aufgefunden wurden, die für Reproduktionen weitaus geeigneter sind, können zumindest die fünf historischen Szepter und ihre einzelnen Bekrönungen in guter Qualität wiedergegeben werden.⁵⁹

Es stellt sich auch die Frage, welchen Zwecken den „Räubern“ das abtransportierte Archivmaterial – von den nationalpolitisch aufgeladenen und repräsentativen Stücken abgesehen – hätte dienen können. Es umfasste die gesamte Universitätsgeschichte bis ins 19. Jahrhundert und enthielt Akten der Theologischen, Philosophischen, Juristischen und Medizinischen Fakultäten, dazu Druckwerke, unter anderem Universitäts- und Fakultätsgeschichten und Quellensammlungen. Dass hinter dieser Zusammenstellung der Wunsch stand, Material für die geplante Universitätsgeschichte zum 1948er Jubiläum für die Deutschen zu „retten“, kann angenommen werden. In dieses Unternehmen war auch Heinz Zatschek involviert, der im Jubiläumsjahr 1948 als Rektor antreten sollte. Möglicherweise gestaltete sich die Auswahl aber auch einfacher: Das Ziel könnte gewesen sein, das gesamte Archiv abtransportieren zu lassen, was sich aus Mangel an Transportmitteln nicht verwirklichen ließ, so dass – in einer gewissen Eile – „nur“ die wichtigsten Materialien verpackt wurden. Auch so wurde immerhin mehr als ein Drittel des historischen Universitätsarchivs entwendet.⁶⁰

V.

Zum Verwalter des Universitätsarchivs in der Nachfolge Anton Blaschkas ernannte Rektor Alfred Buntru zum 1. August 1943 Heinz Zatschek.⁶¹ Am 29. November 1943 berief Rektor Friedrich Klausning diesen in den akademischen Senat.⁶² Beide Funktionen übte Zatschek bis zum Mai 1945 aus. Somit war der Universitätsarchivar Zatschek Mitglied in zwei entscheidenden Gremien der Universität. Deren Leitung bestand seit dem Januar/Februar 1945 aus Rektor Kurt Albrecht, Prorektor Viktor Denk und den Dekanen Wilhelm Weizsäcker (Recht), Hans-Joachim Beyer (Philosophie), Wilhelm Dießl (Theologie), Eugen Bamann (Naturwissenschaften) und Maximilian Watzka (Medizin), ihren Stellvertretern und den weiteren Senatsmitglie-

⁵⁸ Siehe Anm. 51. – Weniger verbreitete Aufnahmen der Szepterbekrönungen sowie der Ehrenketten bei *Wolfram von Wolmar: Prag und das Reich*, unpaginierter Abbildungsteil (vgl. Anm. 8). – Alle drei Prager Szeptersätze sind am besten zu vergleichen bei *Vorbrodts/Vorbrodts: Die akademischen Szepter* 2, Abb. 325-345 (vgl. Anm. 51).

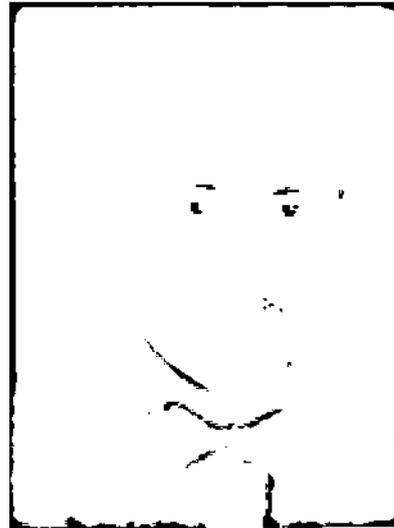
⁵⁹ Siehe die Abbildungen in diesem Beitrag. Sie sind identisch mit den Abbildungen in: *Domin/Hutter/Vojtisek* (Red.): *Karolinum statek narodni*, Tafel XVIII und XIX (vgl. Anm. 17). – Auch in: *Brass* (Hg.): *Unsere Alma Mater* 82-84 (Szepterbekrönungen) (vgl. Anm. 40).

⁶⁰ *Kučera/Truc: Archiv University Karlovy* 50 f. (vgl. Anm. 3).

⁶¹ Siehe Archiv Akademie věd České republiky [Archiv der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik], (Praha, AAVČR), osobní fond Heinz Zatschek [Persönlicher Fonds Heinz Zatschek] (Of HeZ), Inv.-Nr. 511. – AUK, Německá Univerzita, filozofická fakulta [Deutsche Universität, Philosophische Fakultät] (NUFF) Inv.-Nr. 541, Sign. PI/14 Personalakte Heinz Zatschek (PA HeZ). – Zatschek hatte zwischenzeitlich 1941/42 drei Semester in Wien gelehrt, zu ihm siehe ausführlich *Hruza: Heinz Zatschek* (vgl. Anm. 1).

⁶² AUK, NUR, Inv.-Nr. 244. Zatschek hat zunächst seit August 1944 vertretungsweise und seit dem 24.11.1944 als ordentliches Mitglied des akademischen Senats amtiert.

Abb. 12: Heinz Zatschek.



dern Herwig Hamperl, Alfred Buntru, Karl Thums (Dozentenbundsführer) und Ernst Nittner (Studentenführer).⁶³ Wegen der Kriegslage wurden auch im Protektorat so genannte „ARLZ-Maßnahmen“ getroffen, d. h. Vorkehrungen zur „Auflockerung, Räumung, Lähmung und Zerstörung“ von Gütern, die dem Gegner nicht in die Hände fallen sollten.⁶⁴ Dabei konnte es Frank im November 1944 durchsetzen, dass deren Vorbereitung und Durchführung im zivilen Bereich ihm (und im militärischen Bereich General Rudolf Toussaint) unterstellt wurden.⁶⁵ Am 14. Dezember fand unter Franks Vorsitz die entscheidende Besprechung zu den Vorbereitungen der ARLZ-Maßnahmen statt, die „zur Vermeidung einer Räumungspanik und Fluchtpsychose als geheime Reichssache zu behandeln“⁶⁶ waren. Die für die Vorbereitung und die Ausführung in einer bestimmten Region zuständigen Amtsträger hatten bis zum 15. Januar 1945 einen vorläufigen Plan aufzustellen.

Am 9. Februar 1945 ließ Frank „Richtlinien für den Fall von Feindbedrohung“ an die betroffenen Behörden und Institutionen ergehen, so auch an den „Kurator der

⁶³ *Mísková*: Die Deutsche (Karls-)Universität 216 (vgl. Anm. 11). – Siehe auch: AUK, NUR, Inv.-Nr. 244 und 256.

⁶⁴ ARLZ-Maßnahmen gehörten zu dem Vorhaben der Deutschen, den vorrückenden Alliierten „verbrannte Erde“ zu hinterlassen, was mit dem systematischen Vorgehen „Auflockerung“, „Räumung“, „Lähmung“ und „Zerstörung“ erreicht werden sollte und sich vor allem auf militärisch und ökonomisch relevante Faktoren bezog. Siehe grundlegend *Sládek*, Oldřich: *Spálená země* [Verbrannte Erde]. Praha 1980, 57-67, 110-144. – Zuletzt *Gebhart*, Jan/*Kuklík*, Jan: *Velké dějiny země koruny České* [Große Geschichte der Böhmisches Länder], XV.b 1938-1945. Praha, Litomyšl 2007, 507-509. – Einige Dokumente druckt *Celovsky*: Germanisierung und Genozid 405, 408 f., 411, 415 (vgl. Anm. 29).

⁶⁵ NA, Německé státní ministerstvo pro Čechy a Moravu [Deutsches Staatsministerium für Böhmen und Mähren] (NSM), Sign. 110-3-25.

⁶⁶ NA, NSM, Sign. 110-3-67. – *Sládek*: *Spálená země* 63-66 (vgl. Anm. 64).

deutschen wissenschaftlichen Hochschulen Prag“, Gustav Ehrlicher, aber nicht an den Prager Universitätsrektor, und kündigte als deren Punkt 11 die Bekanntgabe der „im innerdienstlichen Betrieb der zivilen Verwaltung durchzuführenden Massnahmen zur Auflockerung, Räumung, Lähmung und Zerstörung“ für die nächste Zeit an.⁶⁷ Folgerichtig ordnete Frank am 22. Februar die genau dargestellte Ausführung der ARLZ-Maßnahmen an,⁶⁸ die sich auf alle Gegenstände erstreckten,

deren Verlust für die Verwaltung oder die Verteidigung des Reiches von erheblichem Nachteil oder deren Besitz für den Feind von Vorteil sein könnte. [Die] ab sofort möglichst unauffällig [durchzuführende] Auflockerung [umfasste] Gegenstände, die zur laufenden Amtsführung [...] nicht unbedingt benötigt werden [...] und daher bereits jetzt in möglichst unauffälliger Weise an einen anderen Ort verbracht werden können.⁶⁹

Wegen später zu befürchtenden Mangels an Transportmitteln sei „weitestgehend aufzulockern“. Von jeder betroffenen Dienststelle war nach einem vorgegebenen Muster „umgehend ein ARLZ-Plan aufzustellen“, aus dem deutlich hervorzugehen habe, was wer wann und wie wohin zu transportieren gedenke.⁷⁰

Mitgeteilt wurden auch Verpackungsrichtlinien: Ein „Verzeichnis [des Inhalts] ist in jeder Verpackung obenauf zu legen“ und diese von außen mit „der Bezeichnung der Behörde, der das Auflockerungsgut gehört, [und einer] schlagwortartigen Bezeichnung des Inhalts“ zu versehen. Bis auf „genehmigte Abweichungen“ seien die Auflockerungsgüter „in die Auffangbezirke Klattau [Klatovy] und Taus [Domažlice] zu verbringen“, dort – gemäß ihrer Herkunft festgelegt – nach „Schloß Unter-Lukawitz in Unter-Lukawitz [Dolní Lukavice], Schloß Ellischau in Ellischau [Nalžovy] oder Schloß Luschan in Luschan [Lužany]“, alle „Bez. Klattau“, oder zum „Bezirkshauptmann – Reichsauftragsverwaltung in Taus“ oder nach „Schloß Kauth in Kauth [Kout na Šumavě], Bez. Taus“. Neben Angaben zur Räumung und Lähmung wurde in dem Ausführungsbefehl auch die „Zerstörung von Gegenstände[n], die nicht mehr rückgeführt werden können, dem Feinde jedoch unter keinen Umständen in die Hand fallen dürfen“, angeordnet.⁷¹ Die von den zuständigen Amtsträgern ausgearbeiteten ARLZ-Pläne mussten dem Staatsministerium zur Genehmigung vorgelegt werden.⁷² ARLZ-Maßnahmen für Franks eigenes Staatsministerium wurden am 1. März ausgelöst, wobei die „Auflockerungsgüter“ ebenfalls zur „Auffangstelle im Bezirk Klattau [Klatovy]“ transportiert werden sollten.⁷³ Im ausführlichen „ARLZ-Plan für die Zentralverwaltung“ vom 14. März wurde als Zielort der Last- und Personenwagentransporte „Schloß Teinitzel [Týnec] bei Klattau“ angegeben.⁷⁴

⁶⁷ NA, NSM, Sign. 110-3-62 und -95. – Zu Ehrlicher siehe die relevanten Stellen in Heiber, Helmut: Universität unterm Hakenkreuz II. Die Kapitulation der Hohen Schulen. 2 Bde. München 1992/94. – *Mísková*: Die Deutsche (Karls-)Universität (vgl. Anm. 11).

⁶⁸ NA, NSM, Sign. 110-3-95.

⁶⁹ *Ebenda*.

⁷⁰ *Ebenda*.

⁷¹ *Ebenda*.

⁷² NA, NSM, Sign. 110-3-70, mit dem Ansuchen um Genehmigung des ARLZ-Planes der deutschen „Zentralverwaltung“ vom 14.03.1945.

⁷³ NA, NSM, Sign. 110-3-67.

⁷⁴ NA, NSM, Sign. 110-3-70.

2) Karls-Universität Prag,
Technische Hochschulen
Prag und Brünn
a) Verwaltung

was1	a) TH-Sachen b) Sammelobjekte (inschl. Aufhänger) c) Archive (Prag) inschl. Insignien u. Siegel
was2 Vorbereitung Qualifizierung Durchführung	Kurator Erl.v. 22.2.45 Kurator
was3	ab sofort
wie1	a) Ostbahn Albstadt b) und c) Jena
wob1	a) und b) Erl.v. 22.2.45 a) Pommersfelden bei Bamberg (Zustellung durch Berlin Kartell dorthin verlegt)

Abb. 13: Nennung des Archivs, der Insignien und Siegel der „Karls-Universität Prag“ im geheimen „Grundplan“ der ARLZ-Maßnahmen.

Erhalten hat sich der „Grundplan“ der ARLZ-Maßnahmen für die anderen betroffenen Behörden und Institutionen.⁷⁵ Hier wurden als zweiter Punkt der Reichsverwaltung die Karls-Universität Prag und die Technischen Hochschulen Prag und Brünn angeführt und jeweils in a) Verwaltung, b) Forschung und c) Studentenföhrung unterteilt. Als dritter Punkt wurde unter a) das „Archiv (Prag) einschl. Insignien u. Siegel“ vermerkt! Sie sollten mit der Bahn nach Pommersfelden bei Bamberg gebracht werden. Beim Zielort wurde zusätzlich angegeben: „Reichsinstitut Berlin bereits dorthin verlegt“. Die ab sofort einzuleitende Vorbereitung und Durchföhrung der „Auflockerung“ oblag dem Kurator und wurde durch den Erlass vom 22. Februar „ausgelöst“. In gleicher Weise war der Kurator „nach besonderem Plan“ für den Transport „wichtiger Apparate, Instrumente, Zeichnungen u. Vorgänge“ der Institute unter b) zuständig, der mit LKW oder Fuhrwerken zu bewerkstelligen war und „für 7 kriegswichtige Institute voraussichtlich Gmunden“ in Oberösterreich als Zielort hatte. Des Weiteren wurden in dem Plan nur noch zwei andere Zielorte genannt: Falkenstein (Vogtland) bei Justiz (Reichsverwaltung) und das übrige Reichsgebiet beim Vermögensamt der Finanz-Reichsverwaltung. Schließ-

⁷⁵ In der Anordnung vom 22.02.1945 wird ein als Anlage beigefügter „Grundplan“ erwähnt. Ob damit der im Folgenden diskutierte Grundplan gemeint war, ist fraglich, da in diesem Angaben zur Universität enthalten sind, die erst Mitte März feststanden. Vermutlich handelte es sich beim „Grundplan“ vom 22.02.1945 um einen auszufüllenden Rahmenplan, der in den vorliegenden „Grundplan“ mündete.

lich finden sich in dem Plan die Reinhard-Heydrich-Stiftung und die Deutsche Akademie der Wissenschaften, deren ebenfalls am 22. Februar ausgelöste „Auflockerung“ ohne Angabe eines Zielortes dem Leiter der Reichsauftragsverwaltung oblag.⁷⁶

Für eine Geschichte des Archivalien- und Insignienraubes ist insbesondere nach den Mechanismen und Geschehnissen zu fragen, die zur oben skizzierten Berücksichtigung der Universität im ARLZ-Plan geführt haben. Die mit „A“ bezeichnete „Auflockerung“, unter der die Verteilung wertvoller Güter auf verschiedene Orte verstanden wurde, anstatt diese konzentriert an einem Ort aufzubewahren, setzte die Leitung der Deutschen Universität entsprechend Franks Erlass vom 22. Februar um, wobei Kurator Ehrlicher die führende Rolle zukommen sollte. Mit der geplanten Ausführung der ARLZ-Maßnahmen könnte ein Schreiben zusammenhängen, das Ehrlicher am 17. Februar in Prag an die „Herren Professoren und Dozenten der Deutschen wissenschaftlichen Hochschulen in Prag“ gerichtet hatte: Unter dem Vermerk „Eilt!“ ersuchte er sie, „in den nächsten Tagen von einem Schriftstück besonders vertraulichen Inhalts in seiner Dienststelle [...] persönlich Kenntnis zu nehmen“.⁷⁷ Beglaubigt wurde das Schreiben von Ehrlichers Amtshelfen Josef Gellert.

Die Auslösung der ARLZ-Maßnahmen führte zunächst zu einem Kompetenzangel. Die Rektoren der Deutschen und der Technischen Universität in Prag Albrecht und Buntru fühlten sich durch Ehrlichers Leitungsfunktion zurückgestellt und drängen auf eine Klärung ihrer Stellung. Im diesbezüglichen Schriftverkehr vom 8. März wurde auch vermerkt, dass sowohl der Kurator als auch die Rektoren „bei der Vorbereitung des Erlasses über die ARLZ-Maßnahmen“ eingebunden waren und „die bereits seit einiger Zeit im Gange befindlichen Auslagerungen von Hochschulgut ebenfalls von Kurator Dr. Ehrlicher geplant und durchgeführt worden ist“ [sic].⁷⁸

Das entsprach letztlich den Tatsachen: Vermutlich Ende Februar oder Anfang März 1945 hatte man beschlossen, ausgesuchte Bestände des Universitätsarchivs auszulagern.⁷⁹ Die Archivalien wurden in genau bezeichnete Kisten verpackt – jedes

⁷⁶ NA, NSM, Sign. 110-3-95. – Zwei Seiten sind abgebildet bei *Sládek: Spálená země* (Abbildungsteil ohne Paginierung) (vgl. Anm. 64).

⁷⁷ AUK, NUFF, Inv.-Nr. 495. Es handelt sich um eine Erfassung des Personalstandes, die auf den leeren Rückseiten zweier vervielfältigter Briefe vorgenommen wurde, einer davon ist Ehrlichers Schreiben.

⁷⁸ NA, NSM, Sign. 110-3-69. Am 27.03.1945 wurde vermerkt: „ARLZ-Maßnahmen laufen im Bereich der Hochschulen ungestört [...]“.

⁷⁹ Ein offizieller schriftlicher Beschluss hierzu ist derzeit nicht bekannt. Allerdings liefen bereits verschiedene Evakuierungsmaßnahmen an. In einem Schreiben vom 15.01.1945 informierte der Dekan der Philosophischen Fakultät Hans Joachim Beyer die Lehrenden über Angelegenheiten laufender und künftiger Dissertationen, u.a. „bitte ich, darauf zu achten, dass nur solche Themen vergeben werden, die mit den in Prag verfügbaren Büchern und sonstigen Materialien zu bearbeiten sind. Es ist dabei zu beachten, dass die Evakuierung der Universitäts- und Landesbibliothek in Zukunft auch die Bestände erfassen wird, die für die Lehrstühle der Philosophischen Fakultät wichtig sind. Die Erfahrungen an zahlreichen Hochschulen, insbesondere auch in Brünn, haben gelehrt, dass der Gesichtspunkt der

Abb. 14: Theodor Mayer.



Institut und jede Dienststelle besaß ein eigenes Sigel – und ein maschinenschriftliches Inventarverzeichnis erstellt.⁸⁰ Erfasst wurden darin: 1) 25 Kisten unter der Bezeichnung Kiste Nr. I A 1 bis Kiste Nr. XXV A 25 (A = Archiv) mit dem Archivgut.⁸¹ 2) Kiste UR 1 und Kiste UR 2 (UR = Universität Rektorat) mit dem Inhalt: die fünf historischen Szepter und die sechs Szepter von 1936/37, die Rektorskette und weitere Gegenstände, so Typare und Plaketten (Kiste UR 1); zwei Schreibmaschinen, verschiedene Verzeichnisse und das (oben zitierte) Buch „Unsere Alma Mater“ von 1938 (Kiste UR 2). 3) Vier vom Kurator der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen verpackte Kisten mit der Aufschrift KU 1 bis KU 4 (KU = Kurator), die Schreibmaschinen, amtliche Verzeichnisse, Gesetzesblätter usw. enthielten. Die beiden aus Olešná weggebrachten Gründungsurkunden wurden gemäß dem Verzeich-

Bergung auch in Prag in den Mittelpunkt zu rücken ist. Mit einem auswärtigen Leihverkehr ist in Zukunft nicht mehr zu rechnen.“ AAVČR, Of HeZ, Inv.-Nr. 584. – Zu einigen Details der Evakuierung im Frühjahr 1945 siehe die Aussage des beteiligten Alfred Tomsa, Anhang Nr. 9.

⁸⁰ Das Inventarverzeichnis unter der Kopfzeile „Archiv der Deutschen Karls-Universität Prag I, Mozartplatz 2“ existiert im AUK, Mappe Insignien (siehe Anm. 112), in einer originalen deutschen Fassung mit Durchschlag und als spätere Abschrift (opis). Diesen Texten folgen die an dieser Stelle gemachten Angaben. Während im „Original“ die Kisten A1-A25 verzeichnet sind, müssen dem Kopisten noch weitere Blätter vorgelegen haben, auf denen die restlichen Kisten verzeichnet waren, da seine Abschrift über das „Original“ hinausgeht. Das Verzeichnis gelangte später Vojtišek in die Hände, denn er gibt es unter Angabe der einzelnen Kisten und ihres Inhaltes wieder, siehe *Vojtišek: O archivu university Karlovy 88-91* (vgl. Anm. 39). Es wurde auch bei der Suche nach den vermissten Gegenständen in der Nachkriegszeit verwendet.

⁸¹ Im „Original“ ist die Bezeichnung A 1 (usw.) immer von Hand zum maschinenschriftlichen Vermerk Kiste Nr. I (usw.) nachgetragen.

nis in der Kiste Nr. II A 2, die Handschrift M 3 in der Kiste Nr. IV A 4 und die Handschrift M 17 schließlich in der Kiste Nr. VI A 6 verpackt. 4) „Eigentum des Kurators Ehrlicher“, das aus verschiedener Verwaltungsliteratur bestand und vermutlich in einer Kiste KU I/6 verstaut wurde.⁸² Zu welchem genauen Zeitpunkt die einzelnen Kisten gepackt wurden, ist aus dem Inventarverzeichnis nicht zu erkennen.

Im Archiv oblag die Organisation des Unternehmens Zatschek, der sich am 3. März mit einem Brief vertraulich an den ihm gut bekannten Theodor Mayer, Präsident des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde, Monumenta Germaniae Historica (MGH), wandte.⁸³ Mayer residierte auf Schloss Weißenstein bei Pommersfelden, wohin er von Berlin aus die MGH-Bibliothek und weiteres Material hatte verfrachten lassen. Auch im Namen des Rektors Kurt Albrecht trug Zatschek die Bitte vor, „ob es möglich wäre, die zu bergenden Bestände nach Pommersfelden zu schaffen“.⁸⁴ Die Vorbereitungen in Prag waren schon so weit fortgeschritten, dass er genaue Angaben zum Transportgut machen konnte, die dem oben angeführten Inventarverzeichnis entsprechen; Es handle sich um „25 Kisten im Format 48 × 68 × 50 mit Archivalien und um 1-2 Kisten mit anderem Inhalt“,⁸⁵ also die 25 Kisten A 1 bis A 25 und die zwei Kisten UR 1 und UR 2. Am 5. März trat der Ausschuss der Prager Philosophischen Fakultät zu einer Sitzung zusammen.⁸⁶ Als zweiter Verhandlungspunkt wurde vermerkt:

Der Dekan Prof. Dr. Hans Joachim Beyer⁸⁷ berichtet über die vom Deutschen Staatsminister⁸⁸ angeordneten ARLZ-Maßnahmen und bespricht in Beratung mit dem Fakultätsausschusse deren Durchführung im einzelnen. Für Z-Aufgaben werden die Herren Beyer, Günther, März und Müller bestimmt.⁸⁹

Anwesend bei der Sitzung waren: Willi Czajka, Alois Gotsmich, Hans Günther, Josef Hanika, Rudolf Hippius, Theodor Hopfner, Wilhelm Hüttl, Josef März, Karl Valentin Müller, Ernst Otto, Arnulf Perger, Gustav Pirchan, Erhard Preißig, Eugen Rippl, Adolf Rotter, Edmund Schneeweis, Viktor Stegemann, Erich Trunz, Edmund

⁸² AUK, Mappe Insignien. Der Text ist nur als Abschrift überliefert (vgl. Anm. 80).

⁸³ Siehe Anhang Nr. 1. Zu Mayer siehe jetzt *Maurel*, Helmut: Theodor Mayer (1883-1972). Sein Wirken vornehmlich während der Zeit des Nationalsozialismus. In: *Hrvza* (Hg.): Österreichische Historiker 1900-1945, 493-530 (vgl. Anm. 1).

⁸⁴ *Ebenda*.

⁸⁵ *Ebenda*.

⁸⁶ Siehe die „Verhandlungsschrift der Sitzung des Fakultätsausschusses der Philosophischen Fakultät der Deutschen Karls-Universität Prag“ vom 05.03.1945. AUK, NUFF, Inv.-Nr. 897.

⁸⁷ Zu Beyer, SS-Hauptsturmführer, siehe *Roth*, Karl Heinz: Heydrichs Professor. Historiographie des „Volkstums“ und der Massenvernichtungen. Der Fall Hans Joachim Beyer. In: *Schöttler*, Peter (Hg.): Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945. Frankfurt/Main 1997, 262-342. – Wie auch die Angaben bei *Mišková*: Die Deutsche (Karls-) Universität (vgl. Anm. 11).

⁸⁸ Seit August 1943 amtierte Karl Hermann Frank, zuvor Staatssekretär, als Staatsminister im Protektorat.

⁸⁹ „Verhandlungsschrift der Sitzung des Fakultätsausschusses der Philosophischen Fakultät der Deutschen Karls-Universität Prag“ vom 05.03.1945. AUK, NUFF, Inv.-Nr. 897 V.

Weigand, Eduard Winter, Wilhelm Wostry, Heinz Zatschek und Lothar Zotz. Entschuldigt waren Gustav Becking, Bruno Saurbier, Josef Pfitzner und Ernst Schwarz.

Den Brief Zatscheks erhielt Mayer mit Verspätung und beantwortete ihn erst am 15. März. Mayer, der durchaus einen gewissen Anstoß zu dem Bergungsvorhaben gegeben haben könnte,⁹⁰ teilte unter anderem mit:

Die 25 und 2 Kisten kann ich noch unterbringen, nicht im Schloß selbst, sondern im Meierhof Oberköst, [...] wo die Bibliothek des d(eu)t(schen) hist(orischen) Instituts in Rom lagert. Dort habe ich schon rund 580 Kisten, da können noch 27 dazu kommen. [...] Sagen Sie also dem Rektor, daß ich die Kisten unterbringen kann, daß ich aber bitte, diese Tatsache und die allfällige Übersendung geheim zu halten. [...] Bitte bezeichnen Sie die Kisten mit Nummern und machen Sie ein Verzeichnis des Inhalts der einzelnen Kisten.⁹¹

Der Zeitpunkt dieser Zusage Mayers gibt einen Hinweis, wann der oben angeführte „Grundplan“ der ARLZ-Maßnahmen spätestens entstanden sein dürfte, da in ihm Pommersfelden als Bergungsort vorkommt.

Zatschek antwortete Mayer am 24. März, einem Samstag, und erläuterte die weiteren Prager Pläne:

Auch ohne Ihre genaueren Angaben über den Bergungsort waren wir der Meinung, dass ein Bahntransport eine unsichere Angelegenheit ist. [...] Ich habe daher mit dem Amt des Kurators Verhandlungen wegen eines Transportes mit LKW aufgenommen und den Bescheid erhalten, dass die SS bei Fahrten ins Reich jeweils etliche Kisten mitnehmen würde. In der kommenden Woche soll damit begonnen werden.⁹²

Der Plan, die Kisten per LKW zu transportieren, hatte angesichts der absoluten Luftüberlegenheit der Alliierten und den ständigen Tieffliegerangriffen freilich ebenfalls als höchst riskant zu gelten. Des Weiteren musste Zatschek Mayer eröffnen, dass die Philosophische Fakultät über das Bergungsvorhaben bereits informiert sei, da Dekan Beyer „ueberflüssigerweise“⁹³ dieses im Plenum [am 5. März] zur Diskussion gestellt hatte, mit der Folge, dass drei Herren ebenfalls Material mit dem geplanten Transport wegschaffen lassen wollten. Unter ihnen befanden sich der Altphilologe Theodor Hopfner, der ein im Auftrag des Amtes Rosenberg verfasstes zweibändiges Manuskript über die Juden in Deutschland „retten“ wollte, und Joachim Prochno, der 400 Urkunden vermutlich der Přemyslidenzeit unter persönlicher Aufsicht abtransportieren wollte.⁹⁴

⁹⁰ Mayer hatte Zatschek gegenüber in einem Brief vom 28.10.1944 zu einer Passage eines bestimmten Manuskripts geäußert: „Da möchte ich übrigens auch noch die Frage aufwerfen, ob es sich nicht empfehlen würde, Fotokopien und sonstige einmalige und besonders wertvolle wissenschaftliche Apparate hierher zu schaffen und sie nötigenfalls in einem Bergwerk unterzubringen. Wir müssen über diese Frage noch sprechen.“ AAVČR, Of HeZ, Inv.-Nr. 292. – MGH München, Archiv, B 704 II, 2 f. – Ähnliche Maßnahmen zum Abtransport empfahl Mayer Leo Santifaller in Wien, siehe dessen Brief an Mayer vom 14.02.1945. Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Theodor Mayer (StadtA Konstanz, NL ThM), Fasz. 16 Nr. 7.

⁹¹ Siehe Anhang Nr. 2.

⁹² Siehe Anhang Nr. 3.

⁹³ *Ebenda*.

⁹⁴ Hopfner hatte 1943 ein volksgeschichtlich motiviertes „Griechisch-lateinisch-deutsches Quellenbuch zur Siedlung und Geschichte der Germanen im böhmisch-mährischen, schle-

Am 29. März gestand Mayer unverhohlen in einem für ihn durchaus riskanten Antwortschreiben ein, dass er sich über die damalige gesamte politische wie auch militärische Situation keine Illusionen mehr machte und dass er die Angelegenheit des Transports aus Prag mit Vernunft und ausgesprochenem Realitätssinn zu lösen gedachte. Er rechnete damit, „unter amerikanische Besatzung [zu] kommen“,⁹⁵ und wollte, um eine Gefährdung der anderen, in Pommersfelden lagernden Bibliotheken zu vermeiden, keine antisemitischen Schriften aufnehmen.⁹⁶ Um sich in gewisser Weise abzusichern, fügte er zum Prager Transport den Satz ein: „Ich selbst brauche den Inhalt nicht zu kennen und wünsche das auch gar nicht.“⁹⁷

Der angekündigte Transport aus Prag ließ Mayer nicht zur Ruhe kommen, und zwei Tage später präzisierte er Zatschek gegenüber seine Meinung.⁹⁸ Mayer waren nämlich zunehmend Zweifel am Sinn der Prager Bergungsaktion gekommen, und vermutlich erinnerte er sich an ähnliche deutsche Pläne, italienische Archive zu rauben.⁹⁹ Da er richtigerweise annahm, dass Weißenstein bald von US-Truppen besetzt werden würde, wollte er bei einer möglichen Untersuchung der dort eingelagerten Bücher- und Archivbestände tunlichst verhindern, dass antisemitische Schriften des Amtes Rosenberg, die eine Gefahr für die Verwahrung des gesamten Materials bedeuteten, gefunden werden würden. Ebenso verhielt es sich mit Archivgut, das „nach Provenienzprinzip der Universität Prag im allgemeinen, also nicht nur der deutschen“,¹⁰⁰ gehöre. Auch hier könnten Nachforschungen, etwa der „wieder erstehenden“¹⁰¹ CSR, das bereits legal in Weißenstein lagernde Material gefährden. Ferner war sich Mayer darüber im Klaren, dass an der Prager Universität etliche Akten als „kompromittierend“¹⁰² zu bewerten und gegebenenfalls zu verbrennen wären. Insgesamt wollte er das Prager Archivgut dort belassen, wo es historisch und auch gemäß einer neuen Rechtslage hingehöre, also in Prag.

Vernünftiges, auch aus dem Respekt vor „fremdem“ Kulturgut genährtes Handeln Meyers lässt sich bereits 1944 beobachten.¹⁰³ Eine durchaus mutige Denkschrift

sischen und Karpathenraume“ und „Die Judenfrage bei Griechen und Römern“, eine antisemitisch durchdrungene Arbeit, publiziert. Prochno, damals Leiter des Böhmisches Landesarchivs in Prag und Bearbeiter des Codex diplomaticus et epistolaris Bohemiae, hatte auf Anraten Zatscheks mit Mayer wegen der Eingliederung bzw. Abgrenzung seiner Editionsarbeit gegenüber den MGH-Diplomata korrespondiert, siehe die Briefe vom 28.02. und 10.03.1945 in MGH, Archiv, B 704 I, 2.

⁹⁵ Siehe Anhang Nr. 4.

⁹⁶ Vgl. *ebenda*.

⁹⁷ *Ebenda*.

⁹⁸ Siehe Anhang Nr. 6.

⁹⁹ Siehe dazu unten und Anm. 103.

¹⁰⁰ Siehe Anhang Nr. 6.

¹⁰¹ *Ebenda*.

¹⁰² *Ebenda*.

¹⁰³ Siehe Klöckler, Jürgen: Verhinderter Archivalienraub in Italien. Theodor Mayer und die Abteilung „Archivschutz“ bei der Militärverwaltung in Verona 1943-1945. In: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 86 (2006) 491-537. Die Planungen gingen so weit, sämtliches italienisches Archivgut zumindest in Gebiete unter sicherer deutscher Herrschaft und des Weiteren für die deutsche Geschichte relevantes Material nach Deutschland zu bringen.

Mayers zur „Bergung und Fotografierung italienischer Archivalien“ vom 1. April 1944, mit der er letztlich den Abtransport der Archivgüter aus Italien verhinderte, erinnert an seine spätere Argumentation gegenüber den Wünschen einiger Prager Historiker im Frühjahr 1945.¹⁰⁴ Mayers sorgenvolle Antworten an Zatschek waren jedoch bereits zum Zeitpunkt ihrer Entstehung nahezu gegenstandslos geworden, da jener am gleichen Tag mitteilen musste, dass die Auslagerung mit Lastkraftwagen wegen Transportschwierigkeiten nicht zu verwirklichen sei.¹⁰⁵ Das verwundert nicht, denn die Sorge um Transportmittel bzw. deren offensichtlicher Mangel durchzieht die Akten zu den ARLZ-Maßnahmen.¹⁰⁶ Auffallend ist auch die Naivität oder eher der fehlende Realitätssinn der Planenden in Prag, mit der beispielsweise vermerkt wurde, eine „Lähmung [der] Schreibmaschinen“ durch „Herausnahme des Wagens“ und die der „Rundfunkapparate“ durch „Herausnahme eines wichtigen Teils“ zu vollziehen.¹⁰⁷ Man hatte offensichtlich keine Vorstellung von der gewaltigen Militärmaschinerie der Alliierten, die unaufhaltsam näherrückte.

Was geschah aber in Prag nach dem Scheitern der Weißenstein-Pläne? Die Antwort verbirgt sich in einem „Verlagerung nach Kauth“ betitelten Verzeichnis, das sich als letztes Blatt in der Abschrift des Inventarverzeichnisses befindet.¹⁰⁸ Es dürfte in den letzten März- oder ersten Apriltagen verfasst worden sein, als Kurator Ehrlicher, Rektor Albrecht und Heinz Zatschek erkannten, dass der Weißenstein-Transport nicht zu verwirklichen war, und deshalb (von ihnen?) entschieden wurde, das Auflockerungsgut nach Schloss Kauth im Böhmerwald zu verbringen. Zunächst heißt es:

In den vom Verkehrsministerium über die Firma Holan & Co /Tel. Nr. 62254/ H(err) Miller – zur Verfügung gestellten Waggon BMB Z L 1. 89275 GW sind verladen worden: Archiv der Universität: Bergungsnummer A 25 Kisten 1-25 [.] Rektorat der Universität: Bergungsnummer UR 2 Kisten[1]-2[.] Kurator: Bergungsnummer KU 4 Kisten 1-4.¹⁰⁹

Dann folgen im Verzeichnis eine weitere Kiste des Kurators KU I/6, zwei Kisten der Universitätskasse KA 2 und 37 Kisten mit Material verschiedener Universitätsfakultäten und -institute.¹¹⁰ Insgesamt 71 bzw. 75 Kisten mit universitärem Bergungs-

¹⁰⁴ Druck der Denkschrift in: *Ebenda* 527-531, etwa 529: „Der wissenschaftliche Wert von [geraubten, K. H.] Einzelstücken wird aber dadurch, daß sie aus ihren Beständen herausgelöst werden, sehr herabgesetzt, diese Stücke wären im Reich kaum benützlich, weil sonst immer der Vorwurf des Archivalienraubes erhoben werden würde. Es müsste also der Besitz geheim gehalten und die Archivalien der Benützung völlig entzogen werden. Damit wäre der deutschen Wissenschaft nichts genützt. Andererseits aber würde dadurch das Verhältnis der deutschen Wissenschaft zur italienischen auf sehr lange Zeit hinaus schwer belastet werden.“

¹⁰⁵ Siehe Anhang Nr. 5.

¹⁰⁶ NA, NSM, Sign. 110-3-67.

¹⁰⁷ *Ebenda*, NSM, Sign. 110-3-70.

¹⁰⁸ AUK, Mappe Insignien. Der Text ist nur als Abschrift überliefert (vgl. Anm. 80).

¹⁰⁹ *Ebenda*. – Auffällig ist hierbei, dass Alfred Tomsa später berichtete, mit einem kleinen Lastwagen Kisten nach Österreich gebracht zu haben, von denen drei mit dem „Zeichen KU und den Ziffern – 3, 4 und 5 bezeichnet“ waren. Siehe Anhang Nr. 9.

¹¹⁰ Vier Kisten T 40 (Lehrstuhl für Statik und Festigkeitslehre), zwei Kisten UDR 2 (Dekanat der juristischen Fakultät), vier Kisten U 58 (Slawistisches Institut), 12 Kisten U 21 (Vete-

gut wurden demnach in Prag in einen gedeckten Güterwaggon der Böhmischo-Mährischen Bahn (BMB) verladen. Die beteiligte große Speditionsfirma Karl Holan & Co. hatte bereits andere Transportaufgaben mit dem Zielort Kauth für die Deutsche Universität abgewickelt, so im Sommer 1944. Insgesamt verließen damals vermutlich sechs, sicher aber fünf Waggons Prag, um über Pilsen (Plzeň) nach Kauth bzw. Taus geführt zu werden, wo das Bergungsgut in den Gebäuden des Schlosses untergebracht werden sollte. Der dortige Ansprechpartner war Wilhelm Baron von Heyden-Linden. Die Dauer der Transporte betrug jeweils eine knappe Woche.¹¹¹ Diese Verlagerungen des Sommers 1944 lassen es völlig plausibel erscheinen, dass man für die Bergung des Universitätsarchivs im April 1945 das bereits „bewährte“ Schloss Kauth ausersehen hatte. Das „Verlagerung nach Kauth“ betitelte Dokument stellt vermutlich die derzeit chronologisch letzte erhaltene (Primär-)Quelle der eigentlichen Verlagerungsaktivitäten dar.

VI.

Bald nach der Befreiung der ČSR begann die langjährige und schließlich groß angelegte Suche nach den Insignien und Archivalien.¹¹² Beteiligt waren zunächst das Rektorat der Karlsuniversität, die Hochschulverwaltung und das Militärhistorische Institut. Seit März 1946 wurde die Untersuchung von der Zentralstelle der Kriminalpolizei im Innenministerium durchgeführt. Involviert waren auch das Außen-

rinärhygienisches Institut), sechs Kisten U 17 (Institut für forensische Medizin), zwei Kisten U 76 (Institut für Rassenbiologie), fünf Kisten U 10 (Anatomisches Institut) und zwei Kisten UDT 2 (Dekanat der theologischen Fakultät). AUK, Mappe Insignien. – Vermutlich waren noch vier weitere Kisten dabei. Vgl. Anm. 115.

¹¹¹ In Kauth wurden zwischen Juni und September 1944 fünf Waggons mit Material des Botanischen Instituts und ein Waggon mit Material des Orientalischen Instituts ausgeladen und in das Schloss gebracht. Darüber führte Adolf Pascher, Direktor des Botanischen Instituts, einen Briefwechsel mit Baron von Heyden-Linden. Zudem sind Dokumente der Böhmischo-Mährischen Bahn und der Firma Holan sowie Reisekostenrechnungen erhalten. Siehe AUK, Mappe Insignien; AUK, NU, Kurator der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen in Prag (NUK), Karton 19 Inv.-Nr. 13-03-07-15, und Karton 26. – Die Züge fuhren auf der alten Bahnstrecke von Pilsen über Taus nach Nürnberg. Das acht Streckenkilometer entfernte Kauth war von Taus mit einer Nebenstrecke angeschlossen.

¹¹² Die Suche dürfte bald nach der Machtübernahme der Kommunisten im Februar 1948 nicht mehr mit dem bisherigen Aufwand betrieben worden sein, was aber noch genauer untersucht werden müsste. Am besten dokumentiert die Suche eine im AUK verwahrte, nach 1989 angelegte Mappe (im Folgenden: Mappe Insignien). Die Mehrzahl der darin enthaltenen Aktenkopien gelangte vermutlich erst im Zuge der Arbeiten zur vierbändigen Universitätsgeschichte (1995-1998, siehe Anm. 1) in das Archiv, u. a. mit Hilfe der tschechischen Botschaft in Berlin. Einiges Material entstammt den im Bundesarchiv Berlin verwahrten Akten des Prager Kurators Ehrlicher, anderes beweist eine Zusammenarbeit tschechischer Behörden mit französischen und US-amerikanischen Besatzungsbehörden der Nachkriegszeit, aus der etwa die Aussagen einiger involvierter Personen hervorgingen. Das Material der Mappe kann um einige wenige weitere Quellen ergänzt werden. Durchgesehen wurde auch der umfangreiche Bestand AUK, NUK, der aber keine für den „Raub“ vom Frühjahr 1945 wesentlichen Quellen enthält. Im Übrigen wäre die Fahndung nach dem Raubgut eine eigene Geschichte wert, die hier nur kurz skizziert werden kann.

ministerium und tschechoslowakische Botschaften im Ausland, das Ministerium für Schulwesen und Bildung, das Verkehrsministerium und das Staatliche Geologische Institut. Im April 1946 wurde die kriminalpolizeiliche Fahndung nach den historischen Insignien und einigem Archivmaterial in der ČSR ausgeschrieben.¹¹³ Rückblickend ist zu konstatieren, dass etliche Aussagen und Meinungen beigebracht werden konnten, die zwar nicht immer frei von Widersprüchen sind und partiell auf bloßen Annahmen beruhen, insgesamt jedoch zu einem verhältnismäßig schlüssigen Bild führen.

Am 2. Februar 1948 wurde von der Zentralstelle der Kriminalpolizei ein Bericht vorgelegt, dessen wesentliche Angaben, die unter anderem auf den Vernehmungen einiger involvierter Personen beruhen, hier skizziert werden:¹¹⁴ Der deutsche Evakuierungsplan sah vor, die Hochschulverwaltungen (Rektorate, Kuratorstelle) nach Innsbruck und die Institute und Sammlungen an verschiedene Orte im westlichen Böhmen zu verlegen, unter denen sich auch Schloss Kauth und das Gut Nemelkau (Nemelkov) im Böhmerwald befanden. Die Institute hatten bei Kurator Ehrlicher, der zu Beginn des April 1945 den Befehl zur Evakuierung ausgab, den Abtransport ihrer Kisten anzufordern, der dann von der Firma Holan durchgeführt wurde. Beteiligt waren zudem die beim Kurator, im Rektorat oder im Archiv tätigen Alfred Tomsa, Wilhelm Wolbers, Heinz Zatschek, Carl Schmidt und Karl Grund. Am 13. bzw. 14. April 1945 sandte Holan auf Bestellung des Kurators zwei Fuhrwerke und einen Lastkraftwagen, mit denen die 75 aufgelisteten Kisten der Universität, so auch die mit den Insignien und den Archivalien, von ihren Aufbewahrungsorten zum Masaryk-Bahnhof gefahren und dort am 14. April von Holan in den Waggon BMB Z L 1.89275 geladen wurden.¹¹⁵ Ein Zeuge gab an, dass bei der Verladung der Amtshilfe des Kurators, Josef Gellert, anwesend war. Zielort war Schloss Kauth. Der Waggon mit einer Ladung von 6300 kg wurde noch am selben Tag über den Bahnhof Praha-Vršovice (Prag-Werschowitz) nach Pilsen geleitet, wo er am 16. April um 18.00 Uhr ankam und auf Gleis 27 des Rangierbahnhofs abgestellt wurde.¹¹⁶ Als die Ankunft des Waggons in Kauth ausblieb, wurde auf Nachfrage mitgeteilt, dieser sei in den Morgenstunden des 17. April durch einen Luftangriff alliierter Flugzeuge zerstört worden. Eine Untersuchung des Bodens des Rangierbahnhofs werde in absehbarer Zeit durchgeführt. Oberpedell Karl Grund, der ebenfalls an den Vorbereitungen der Evakuierung teilgenommen hatte, gab jedoch zu bedenken, der Lastwagen

¹¹³ Věstník kriminální služby v republice Československé 2 (8. 4. 1946) Nr. 29. Das gesuchte Material entsprach nicht dem tatsächlich entwendeten.

¹¹⁴ AUK, Mappe Insignien. Siehe *ebenda* auch die Schreiben des Militärhistorischen Instituts vom 04.02.1947, des Außenministeriums der ČSR vom 19.02.1947 und der Zentralstelle der Kriminalpolizei vom 12.08.1947.

¹¹⁵ Es handelte sich um die Kisten des Verzeichnisses „Verlagerung nach Kauth“ und den dort angeführten Waggon, siehe Anm. 110. – Zusätzlich nennt der Polizeibericht, dessen Verfasser Frachtbriefe der Firma Holan, allerdings nicht für die Kisten mit den Insignien und den Archivalien, vorlagen, noch vier Kisten des Instituts für Telefon- und Hochfrequenztechnik, die verladen wurden. Ein Schreiben der Pilsener Kriminalpolizei vom 29.06.1948 führt den Frachtbrief Nr. 1/6618 und andere Details an. AUK, Mappe Insignien.

¹¹⁶ Ein Schreiben vom 14.02.1949 nennt Gleis 35. AUK, Mappe Insignien (vgl. Anm. 112).

der Firma Holan mit den Insignien- und Archivkisten hätte auch direkt zum Zielort fahren können. So bestünde die Möglichkeit, dass im Waggon anderes Material der Universität vernichtet worden sei.

Andere Zeugen sagten aus, dass in den letzten Tagen des April 1945 ein vor dem Rektoratsgebäude stehender Militärlastwagen nachts mit Kisten beladen wurde und abfuhr. Vier seinerzeit in Kauth wohnhafte Personen, unter ihnen Zdeněk Štěpán und Wilhelm Baron von Heyden-Linden, berichteten, dass eines Nachts im April 1945 einige aggressiv auftretende deutsche Militär- und Zivilpersonen mit einem beladenen Lastwagen vor dem Schloss vorfuhren und Einlass verlangten. Auf Weisung der Gestapo in Klattau wurden sie aber zum Sokol-Heim in Neugedein (Kdyně) geschickt. Möglicherweise könnte es sich um den aus Prag abgefahrenen Lastwagen gehandelt haben. Die Ansicht, dass die Insignien nicht in den Waggon verladen worden waren, wird von der Tatsache gestützt, dass auf dem Pilsener Rangierbahnhof nach dem Bombenangriff nicht die geringste Spur von ihnen oder dem Archivmaterial gefunden werden konnte. Deswegen sei tendenziell eher von einem Diebstahl auszugehen. Zu dessen Aufklärung wurden auf diplomatischem Weg die Verhöre folgender, sich im Ausland befindender Personen durch Organe der Alliierten angestrebt: Kurator Gustav Ehrlicher, dessen Stellvertreter Alfred Tomsa, der beim Kurator tätige Amtmann Wilhelm Wolbers, Rektor Kurt Albrecht, der im Rektorat tätige Oberinspektor Carl Schmidt, Archivverwalter Heinz Zatschek und dessen Stellvertreterin Felizitas Koska. Die Aufenthaltsorte Zatscheks und Koskas konnten nicht ermittelt werden.¹¹⁷

Kurator Ehrlicher sagte vor US-Besatzungsbehörden in Westdeutschland aus, er sei nur für die Beschaffung der Kisten zuständig gewesen und wisse nichts über das Schicksal des Transports.¹¹⁸ Dem stehen jedoch Informationen der französischen Besatzungsbehörden in Österreich entgegen, denen zufolge Ehrlicher in einem Brief vom 17. April 1945 dem Rektorat der Universität Innsbruck die Entscheidung angekündigt hatte, dass die Prager Hochschulen dorthin evakuiert werden würden. Am 21. April teilte er telegrafisch mit, die ersten Transporte würden bald auf den Weg gebracht werden. Die Innsbrucker Universitätsleitung antwortete freilich, für eine Unterbringung sei kein Platz vorhanden. Rektor Karl Brunner, seit 1945 wieder im Amt, sagte zudem aus, dass aus Prag kein Transport eingetroffen sei.

Alfred Tomsa wollte in seiner Aussage den Eindruck erwecken, als habe er von den Ereignissen um den Abtransport der Insignien nur durch Dritte erfahren, obwohl er selbst von Frank mit der Verlagerung der Kurator-Dienststelle nach Innsbruck beauftragt worden war.¹¹⁹ Wilhelm Wolbers' Aussage enthält keine nennenswerten Fakten.¹²⁰ Er teilte aber mit, dass Kurt Albrecht bereits gestorben sei. Die Aussagen Carl Schmidts und Otto Siegerts konnten trotz entsprechender Bemühungen nicht eingeholt werden.

¹¹⁷ Siehe auch das Schreiben vom 19.02.1947 mit Anlagen und vom 09.10.1947. AUK, Mappe Insignien (vgl. Anm. 112). – Heinz Zatschek war seit Juni 1945 in Wien wohnhaft.

¹¹⁸ Siehe unten.

¹¹⁹ Siehe seine Aussage im Anhang Nr. 9.

¹²⁰ Siehe seine Aussage im Anhang Nr. 10.

Der Bericht stuft das Ergebnis der Verhöre als insgesamt unbefriedigend ein, was zuvorderst darauf zurückgeführt wird, dass diese von (fast durchgehend nicht tschechoslowakischen) Organen durchgeführt wurden, die weder mit allen Details noch mit den örtlichen Verhältnissen des Abtransports vertraut waren. Die angeführten Personen Ehrlicher, Tomsa, Wolbers, Albrecht, Schmidt, Zatschek und Koska hätten in ihren Funktionen gemäß den bisher ermittelten Begebenheiten beim Abtransport der Insignien und Archivalien die Verbrechen des Diebstahls und/oder der Untreue und/oder des Amtsmissbrauchs begangen bzw. seien an diesen mitbeteiligt und mitschuldig.¹²¹ Der Verdacht könne nur durch ein ordentliches und ausführliches Verhör bestätigt werden, weswegen es nötig sei, vorläufig Strafanzeige zu erstatten und vorzuschlagen, die Auslieferung der genannten Personen auf diplomatischem Weg zu erreichen. Soweit der Polizeibericht vom Februar 1948.¹²² Die Strafanzeige gegen Ehrlicher, Tomsa, Wolbers, Albrecht, Schmidt, Zatschek und Koska erging noch im selben Monat.¹²³

Behördlich verfolgt wurde auch das Schicksal des Waggon Nr. 1.89275, dessen Wrack im September 1945 in eine Werkstatt in Pilsen eingestellt wurde. Der ausgebrannte Waggon hatte keinen Aufbau und keinen Boden mehr und war stark demoliert. Spuren einer Ladung konnten nicht sichergestellt werden.¹²⁴ Im Frühjahr 1948 wurden Schritte unternommen, auf dem Gelände des Rangierbahnhofes Grabungen durchzuführen,¹²⁵ da nach dem Luftangriff vom 17. April 1945 das liegen gebliebene zerstörte Material zum Auffüllen der Bombenkrater verwendet worden war, um den Bahnhof schnellstens wieder funktionsfähig zu machen.¹²⁶ Von Seiten der Karlsuniversität sollte Václav Vojtíšek an der Untersuchung teilnehmen. Ob damals mit den Grabungsarbeiten begonnen wurde, konnte bis heute nicht ermittelt werden.

Die Aussagen der involvierten Personen stellen – auch wenn sie nicht zum Auffinden der vermissten Gegenstände geführt haben – heute wichtige Quellen dar: Oberinspektor Carl Schmidt, tätig in der Dienststelle des Rektors, wies die Verantwortung für die Ausführung der Evakuierung dem verstorbenen Rektor Albrecht zu, der von Frank den geheimen Befehl zur Evakuierung erhalten und das Bergungsgut (des Rektorats) ausgesucht haben soll. Schmidt übergab die Gegenstände, darunter sechs Szepter und die Urkunde Karls IV., an Oberpedell Karl Grund, der für

¹²¹ Siehe auch das Schreiben vom 06.02.1948. AUK, Mappe Insignien (vgl. Anm. 112).

¹²² Zu einigen *ebenda* und im Folgenden genannten Personen siehe: Dienstplan von 1942 der Kurator- und Rektorendienststellen. AUK, NUFF, Inv.-Nr. 950. – Zu Karl Grund, Josef Gellert und Otto Siegert: Personalstand der Deutschen Universität in Prag zu Anfang des Studienjahres 1937-1938. Hg. v. Akademischen Senate. Prag [1937] 78 f. – Folgende Personalakten sind erhalten geblieben, haben aber keine nennenswerte Relevanz für das hier behandelte Thema: Bundesarchiv Berlin, R 31/502 Kurt Albrecht; /94 Josef Gellert; /96 Karl Grund; /153 Carl Schmidt (nur bis 1920); /158 Otto Siegert; /161 Alfred Tomsa. – Zu Schmidt und Tomsa siehe auch AUK, NUR, Inv.-Nr. 325 f.

¹²³ Schreiben der Zentralstelle der Kriminalpolizei vom 10.02.1948. AUK, Mappe Insignien (vgl. Anm. 112).

¹²⁴ Schreiben vom 13.12.1948, 03.01. und 14.02.1949. *Ebenda*.

¹²⁵ Schreiben vom 16.02., 25.02., 26.02. und 05.05.1948. *Ebenda*.

¹²⁶ Schreiben der Zentralstelle der Kriminalpolizei vom 10.02.1948. *Ebenda*.

das Verpacken zuständig war.¹²⁷ Anfang April 1945 brachten Grund und Otto Siegert eine Kiste zu einem Lastwagen der Firma Holan, der vor dem Rektoratsgebäude am Mozartplatz 2 wartete und diese zu einem Güterbahnhof fuhr. Von dort aus sollte die Kiste zusammen mit anderem Bergungsgut der Universität nach Schloss Kauth transportiert werden.¹²⁸ Der unter Schmidt arbeitende Otto Siegert erinnerte sich, dass Mitte April 1945 circa 25 Holzkisten mit Material der Universität verpackt und in seiner Anwesenheit verschlossen wurden. Eine Kiste mit den historischen Insignien wurde in jenen Tagen von der Firma Holan zum Masaryk-Bahnhof gebracht. Zwei Tage später wurde Siegert vom Bahnhof informiert, dass zwei (!) Waggons zu einem ihm unbekanntem Ziel, wohl im Böhmerwald, abgefahren waren.¹²⁹

Kurator Ehrlicher gab an, sehr wenig über die Insignien, die Urkunde Karls IV. und andere Archivalien zu wissen, die er ohnehin nur einmal gesehen habe, als sie ihm von Heinz Zatschek gezeigt worden seien, „who had a particular interest in these objects and the historic archives“.¹³⁰ Zatschek halte sich in Wien auf. Die Zuständigkeit für das Bergungsgut habe weit mehr bei dem inzwischen verstorbenen Rektor Albrecht gelegen als bei ihm, dem Kurator. Er habe sich nur um die Beschaffung und Verteilung der Kisten und die Beauftragung der Firma Holan gekümmert, die einige Kisten übernommen habe, seiner vagen Erinnerung zufolge auch jene mit den Insignien. Zielorte der Transporte, über deren Verwirklichung er nichts Konkretes wisse, seien das Schloss Kauth und ein Lager in Nemelkau im Böhmerwald gewesen.¹³¹ All das sei im April 1945 geschehen und mit Problemen verbunden gewesen.

Während Ehrlicher eindeutig wesentliche Fakten zurückhielt, zuvorderst um sich nicht selbst zu belasten, enthalten die Aussagen Alfred Tomsas und Wilhelm Wolbers', die in Ehrlichers Dienststelle arbeiteten, sehr aufschlussreiche Passagen, weswegen sie im Anhang abgedruckt sind.¹³² So gab der in Tomsas Bericht erwähnte Prof. Dr. Eugen Flegler 1948 an, der Lastwagen, mit dem er in den letzten Tagen des April 1945 Prag in Richtung Österreich verlassen habe, habe drei Kisten mit höchstwahrscheinlich privatem Material Ehrlichers geladen gehabt, die man in Salzburg-Guggental habe zurücklassen müssen und die dann geplündert worden seien.¹³³ Völlig bedeckt hielt sich indessen Wilhelm Weizsäcker, als er 1948 befragt wurde.¹³⁴

¹²⁷ Karl Grund, seit 1942 Oberpedell, war vom 22. bis 31.03.1945 bei einem Lehrgang des Volkssturms und nicht im Dienst. AUK, NUR, Inv.-Nr. 323.

¹²⁸ Aussage Carl Schmidts vom 13.05.1947. AUK, Mappe Insignien (vgl. Anm. 112).

¹²⁹ Aussage Otto Siegerts vom 27.05.1948. *Ebenda*.

¹³⁰ Aussage Gustav Ehrlichers vom 10.11.1946. *Ebenda*.

¹³¹ Vgl. *ebenda*.

¹³² Siehe Anhang Nr. 9 und Nr. 10. – Dabei ist Wolbers' Erklärung deutlich von derjenigen Tomsas abhängig. Tomsa hat seine Erklärung also Wolbers zukommen lassen, der dann nicht über die Aussagen seines früheren Vorgesetzten hinausging.

¹³³ AUK, Mappe Insignien (vgl. Anm. 112).

¹³⁴ Weizsäcker wurde im Sommer 1948 von US-Stellen befragt und gab an, dass die Insignien und Archivalien mit der Eisenbahn abtransportiert und vermutlich in Pilsen bei einem Luftangriff vernichtet wurden. AUK, Mappe Insignien. Auch später meinte er, die gesuch-

Die Spur nach Innsbruck basiert auf mehreren Quellen: auf dem Bericht Tomsas und auf der Aussage des Innsbrucker Universitätsassistenten Georg Stefan Fedynskyj. Dieser meinte, Hans Joachim Beyer sei während der letzten Tage des April 1945 nach Innsbruck gekommen und dort mit dem mit ihm befreundeten Prof. Sieber, Dekan der Juristischen Fakultät der Universität Berlin, zusammengetroffen. Die Aufenthaltsorte Beyers und Siebers konnten damals von den Fahndern nicht ermittelt werden.¹³⁵

Was lässt sich zu Beyer feststellen? In einem Rundschreiben vom 12. April 1945, das er als Dekan an die Philosophische Fakultät ausschickte, vermerkte er:

Der Herr Rektor hat mich zum Zweck der Durchführung eines kriegswichtigen Auftrages ab sofort auf zunächst 4 Wochen von den Amtsgeschäften eines Dekans beurlaubt. Meine Vertretung übernimmt der Herr Prodekan [Hans Günther, K.H.]. Ich bleibe jedoch am Orte und werde in dringenden Fällen über mein Institut oder über die Wohnung zu erreichen sein.¹³⁶

Am 22. April schrieb Zatschek an den Historiker Wilhelm Bauer nach Linz und beschwerte sich über einige Kollegen, die aus Prag geflüchtet waren, so auch über Beyer.¹³⁷ Die Fahrt Beyers nach Innsbruck wird zudem durch eine spätere Aussage erneut bestätigt.¹³⁸

Als noch am 5. Mai 1945, einem Samstag, an dem der Aufstand gegen die deutsche Besatzung in Prag ausbrach,¹³⁹ einige Mitglieder der Philosophischen Fakultät zusammenkamen, um eine Beschwerdeschrift gegen Dekan Beyer aufzusetzen, wurde seine – angeblich nicht ausreichend begründete – Abwesenheit als Klagepunkt angeführt. Beyer war demnach von seiner Fahrt nach Innsbruck nicht mehr nach Prag zurückgekehrt.¹⁴⁰ Dass diese Fahrt weniger den Evakuierungsplänen der Universität

ten Gegenstände „sind vermutlich doch zugrunde gegangen“, siehe *Weizsäcker, Wilhelm*: Zur Geschichte der Prager Universität. München 1961, 19.

¹³⁵ Briefe der Botschaft der CSR in Wien vom 24.04.1947, des Außenministeriums vom 06.10.1947 und vom 03.09.1948. AUK, Mappe Insignien (vgl. Anm. 112). – Der aus Galizien stammende promovierte Jurist Fedynskyj wirkte von 1943 bis 1947 als wissenschaftliche Hilfskraft am Rechtswissenschaftlichen Seminar der Universität Innsbruck. Freundliche Auskunft durch Peter Goller (Universitätsarchiv Innsbruck). – Über Sieber konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

¹³⁶ Siehe Anhang Nr. 7.

¹³⁷ „[Wilhelm] Wostry ist bereits in Saaz, [Taras] Borodajkewicz in partibus infidelium, auch der Prähistoriker [Lothar Zotz?] ist weg und die Fakultät steht wieder unter der Führung [Erich] Hofmanns [...]. Der Dekan Beyer ist in einem wichtigen Auftrag in Innsbruck, der Prodekan [Hans Günther] gleichfalls auswärts – so ungefähr habe ich mir das ohnehin vorgestellt.“ Oberösterreichisches Landesarchiv Linz, NL Wilhelm Bauer.

¹³⁸ *Mišková*: Die Deutsche (Karls-)Universität 241 f. (vgl. Anm. 11): Heinz Lämmel, stellvertretender Leiter des SD-Leitabschnitts Prag, sagte 1952 über Beyer u.a. aus: „Im April 1945 fuhr er nach Innsbruck.“

¹³⁹ Zum Aufstand siehe *Brandes, Detlef*: Die Tschechen unter deutschem Protektorat. Teil II. Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren von Heydrichs Tod bis zum Prager Aufstand (1942-1945). München, Wien 1975, 113-146. – *Kokoška, Stanislav*: Praha v květnu 1945. Historie jednoho povstání [Prag im Mai 1945. Geschichte eines Aufstands]. Praha 2005. – *Gebhart/Kuklík*: Velké dějiny zemí koruny České, XV.b 569-610 (vgl. Anm. 28).

¹⁴⁰ Siehe Anhang Nr. 8. Wegen seiner Bedeutung für die Geschichte der Deutschen Universität während der letzten Tage der NS-Herrschaft wird das Schreiben abgedruckt.

als seiner privaten Flucht galt, ist anzunehmen.¹⁴¹ Die Beschwerdeschrift, vermutlich das letzte, wenn auch nur als Konzept erhaltene Dokument der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität, zeugt von Verworrenheit und tiefen Spaltungen in ihrem Inneren. Schon zuvor war mehrfach Unmut über die charakterlichen und wissenschaftlichen Defizite Beyers geäußert worden, die vermutlich auch der Grund für seine vernichtende Niederlage bei der von ihm angestrebten Wahl zum Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Prag gewesen waren.¹⁴² Bei der Fakultätssitzung vom 3. Mai wurde diese Kritik nun offen formuliert.¹⁴³ An dieser Sitzung nahmen folgende Personen teil: Erich Hofmann, Josef Pfitzner (!), Karl Maria Swoboda, Josef März, Franz Scola, Eugen Rippl, Rudolf Hippus, Heinz Zatschek, Josef Hanika, Karl Valentin Müller, Gustav Becking, Theodor Hopfner, Alois Gotsmich, Arnulf Perger, Edmund Schneewis, Adolf Rotter, Ernst Schwarz und Gustav Pirchan. Tags darauf sprachen Hofmann, der die Funktion des Dekans einnahm, März und Schwarz mündlich bei Rektor Albrecht vor, der wohl um ein schriftliches Gesuch zwecks Beyers Amtsenthebung bat, welches die drei Beschwerdeführer – mit sichtlichem Groll gegen diesen – am 5. Mai formulierten. Das Schreiben zeigt aber auch, dass mögliche Evakuierungspläne Prag-Innsbruck und eine führende Rolle Beyers darin den Verfassern nicht bekannt waren; ansonsten hätten sie andere Formulierungen gewählt. Vielmehr lässt sich zwischen den Zeilen die Aufforderung herauslesen, an das Fortbestehen der Deutschen Universität nach dem Ende der NS-Herrschaft in Böhmen zu denken, und es wird deutlich, dass Beyer als aktiver Nationalsozialist und exponierter SS-Mann, der zudem als unzuverlässig galt, für Verhandlungen in diese Richtung nicht in Frage kommen könnte. Dass die Fakultätsmitglieder die damalige Situation auch mit einer gewissen Naivität betrachteten, schimmert ebenso durch.¹⁴⁴

Diese Angaben machen es wahrscheinlich, dass Beyer, der in Prag ständig danach trachtete, wissenschaftspolitische Schlüsselpositionen zu besetzen, an entscheidender Stelle in Evakuierungspläne mit dem Ziel Innsbruck involviert war. Auch wurde er in der Fakultätssitzung vom 5. März innerhalb der ARLZ-Maßnahmen mit „Zerstörungsaufgaben“ betraut. Zuvor hatte Ehrlicher am 2. März gegenüber Robert

¹⁴¹ Aus der Beschwerdeschrift (Anhang Nr. 8) ist indirekt aber deutlich herauszulesen, dass man über das Verschwinden Beyers erbost war, zumal dieser in dem oben bereits erwähnten Rundschreiben vom 12. April (Anhang Nr. 7) an die Lehrenden von diesen und den Studenten in privaten wie in beruflichen Angelegenheiten Standfestigkeit eingefordert hatte, u. a. mit dem Postulat, „dass ein Grund zur übertriebenen eiligen Abreise gar nicht vorhanden ist und dass insbesondere von den Studierenden erwartet werden muss, dass sie nicht vor den Frauen mit kleinen Kindern sowie den Gebrechlichen und Kranken den Standort verlassen“. Dieses Rundschreiben Beyers dürfte jenes in der Beschwerdeschrift mehrfach genannte sein.

¹⁴² Siehe *Misková*: Die Deutsche (Karls-)Universität 226-230 (vgl. Anm. 11).

¹⁴³ Von dieser, „am Donnerstag, den 3. Mai 1945 um 12 Uhr im Sitzungssaal der Fakultät, Prag I, Mozartplatz 2, II. St. Zimmer 187“ abgehaltenen Fakultätssitzung, mit Sicherheit der letzten der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität Prag, hat sich vermutlich nur die Anwesenheitsliste mit den eigenhändigen Unterschriften erhalten. AUK, NUFF, Inv.-Nr. 897.

¹⁴⁴ Siehe Anhang Nr. 8.

Gies, dem Leiter des Frank'schen Ministeriums, erwähnt, Frank habe „genehmigt, daß bei den Auflockerungsmaßnahmen von den deutschen wissenschaftlichen Hochschulen in Prag 7 Institute, die kriegsentscheidende Aufträge auszuführen haben, verlagert werden und ihre Arbeiten außerhalb von Prag fortsetzen“,¹⁴⁵ was umfassende Evakuierungspläne bestätigt. Die Innsbruck-Pläne konnten in Wirklichkeit vermutlich nur zu einzelnen kleineren Aktionen gedeihen, wie sie Tomsa und Fedynskyj beschrieben haben.¹⁴⁶

Überliefert ist schließlich die Aussage der Büroangestellten der Philosophischen Fakultät Anna Witt, die 1949 in Halle/Saale befragt wurde.¹⁴⁷ Das dürfte mit einer diesbezüglichen Anfrage an den damaligen Rektor der Universität Halle, Eduard Winter, der vormals in Prag Professor gewesen war, in Verbindung stehen.¹⁴⁸ Witt sagte aus, dass die Insignien am Prager Smetanaplatz, wo sich das Gebäude der Philosophischen Fakultät befand, „in der Registratur und bei dem Pedell Herrn Grund in Kisten verpackt“ worden seien,¹⁴⁹ und zwar ungefähr zwei Wochen vor dem Ende der NS-Herrschaft. Aus Gesprächen habe sie erfahren, dass „der Rektor Prof. Dr. Buntru,¹⁵⁰ Frau Dr. T(h)omsa, die Frau des Rektorssekretärs, und eine hell-rotblonde Stenotypistin an den Ort fahren würden, wo die Insignien versteckt werden sollten“. In der vertraulichen Anfrage an Winter wurde Fedynskyjs Aussage vermerkt.¹⁵¹ Winter kommentierte diese kurz und lieferte Witts Aussage ab.¹⁵²

¹⁴⁵ NA, NSM, Sign. 110-3-69.

¹⁴⁶ Im Archiv der Universität Innsbruck sind hierzu derzeit keine Dokumente bekannt. Freundliche Auskunft durch Peter Goller (Universitätsarchiv Innsbruck). – Von Interesse sind auch zwei Schreiben, die der Prager Professor Eduard Winter an Kurator Ehrlicher richtete: „Wegen einer dringenden kriegswichtigen Besprechung in Innsbruck“ bat er am 2. April 1945 um Dienstbefreiung und teilte am 9. April mit: „Ich befinde mich vom 10. IV–18. IV im Auftrag der R. Heydrichstiftung auf einer Dienstreise nach Innsbruck und bin unter der Adresse Kögl Maurach bei Innsbruck zu erreichen.“ AUK, NUK, Karton 11 Inv.-Nr. 13-02-01-06. – Im Zuge der Reise brachte Winter auch seine Familie nach Maurach, siehe *Němec, Jiří: Eduard Winter (1896–1982)*. „Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der österreichischen Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts ist in Österreich nahezu unbekannt“. In: *Hruza (Hg.): Österreichische Historiker 1900–1945*, 619–675, hier 671 (vgl. Anm. 1).

¹⁴⁷ Gedächtnisprotokoll Witts vom 02.11.1949. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Berlin), Nachlass Eduard Winter, W 158. Maschinenschriftliche Abschrift. Den Hinweis auf dieses Dokument verdanke ich Jiří Němec. – Eine für vorliegendes Problem nicht ergiebige Personalakte Witts befindet sich im: AUK, NUFE, Inv.-Nr. 671, PA Anna Witt, sowie *ebenda*, NU, Rektorat, Inv.-Nr. 326.

¹⁴⁸ Zu ihm siehe jetzt: *Němec: Eduard Winter (1896–1982)* (vgl. Anm. 146).

¹⁴⁹ Witt gab an, Grund sei in die sowjetische Besatzungszone ausgesiedelt worden. Das findet seine Bestätigung in einem Brief Anton Blaschkas aus Hösingen (Sachsen-Anhalt) vom Oktober 1946 an Theodor Mayer nach Pommersfelden: „Oberpedell Grund, mit dem ich gemeinsam ins Reich fuhr, glaubte bestimmt zu wissen, daß Sie in München sind, daher habe ich Ihnen dorthin geschrieben, natürlich erfolglos. [...] Am 9. Mai 45 wurden wir interniert und verbrachten dann 14 bzw. 15 Monate in Zwangsarbeit.“ Siehe StadtA Konstanz, NL ThM, Faszikel 15 Nr. 38.

¹⁵⁰ Hier liegt ein Versehen Witts vor, denn Buntru amtierte nur vom Frühjahr 1942 bis zum Herbst 1943 als Rektor, im Frühjahr 1945 bekleidete Kurt Albrecht dieses Amt.

¹⁵¹ Anfrage der „Deutschen Verwaltung für Volksbildung in der Sowjetischen Besatzungszone, Abteilung Hochschulen und Wissenschaft“ vom 26.10.1949, die von der „Tschecho-

Einen Bericht veröffentlichte 1951 Václav Vojtíšek.¹⁵³ Aber auch er konnte weder Insignien noch Archivalien wieder auffinden und schrieb unter anderem, Koska,¹⁵⁴ die Assistentin Zatscheks im Universitätsarchiv, sei im April 1945 mit einem Bediensteten aus Prag nach Olešná gefahren und habe von dort Archivalien nach Prag mit zurückgenommen, und zwar die Urkunden Papst Clemens' VI. und König Karls IV. sowie die Handschriften mit den Signaturen M 3 und M 17.¹⁵⁵ Miroslav

slowakischen Militärmission“ um Hilfe gebeten worden war, u.a.: „Der damalige Prorektor der Universität in Prag, Prof. Dr. Beyer, angeblich jetzt in Berlin, hatte im April 1945 in Innsbruck mit Prof. Dr. Sieber, angeblich Dekan in Berlin gewesen, eine Besprechung über die Unterbringung der Insignien. Mit beteiligt, resp. Kenntnis von der Sache haben: Prof. Dr. Heinz Zatschek [sic!], Prof. für Geschichte an der Prager Universität, soll in Wien sein und der ehemalige Rektor der deutschen Prager Universität, Dr. Kurt Albrecht.“ Diese Angaben dürften von Vojtíšek herrühren, da sein Name auf dem entsprechenden Schreiben handschriftlich vermerkt ist. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Berlin), NL Eduard Winter, W 158.

¹⁵² *Ebenda*, Durchschlag eines Briefes vom 02.11.1949, u. a.: „teile ich mit, dass es mir gelungen ist, eine authentische Spur zu den Insignien der Prager Universität zu finden. Es ist die beiliegende Aussage der Genossin Witt, Halle, SED Landessekretariat, die bis Mai 1945 Sekretärin der philosophischen Fakultät der deutschen Universität Prag war und als Widerstandskämpferin [!] genau aufpasste, was geschah. [...] Die von der tschechoslowakischen Militärmission angedeuteten Wege dagegen scheinen nach der Aussage der Genossin Witt nicht zum Ziele zu führen. Der Rektor [...] Albrecht [...] hat durch Selbstmord geendet. Die Angaben von Beyer und Sieber erscheinen zweifelhaft, jedenfalls dürfte Beyer, der SD-Mitglied war, kaum in die Ostzone oder selbst nach Westberlin kommen, von Prof. Zatschek habe ich gehört, dass er in Wien lebt, Prof. Sieber ist mir selbst dem Namen nach unbekannt.“

¹⁵³ Vgl. *Vojtíšek*: O archivu university Karlovy 88-91 (vgl. Anm. 39). Ihm stand aber nicht alles heute vorhandene Material zur Verfügung. Vojtíšek, der 1940 mit Publikationsverbot belegt und 1941 als Archivdirektor frühzeitig pensioniert worden war, um 1945 wieder als Inspektor des Universitätsarchivs eingesetzt und vom tschechischen Nationalrat zur Übernahme der Gebäude der Deutschen Universität berechtigt zu werden, hat als überzeugter Protagonist der tschechischen Seite die Situation im Protektorat so gut er konnte beobachtet und später alles Mögliche unternommen, um die vermissten Sachen aufzufinden. Selbst hat er sich sogleich am 5. Mai 1945 an seiner alten Wirkungsstätte im Prager Stadtarchiv im Altstädter Rathaus eingefunden und wurde Zeuge von dessen Zerstörung durch deutsche Soldaten am 8. Mai, siehe Anm. 13. Vojtíšek wusste auch über Versuche, von ehemaligen Angehörigen der Deutschen Universität in Deutschland und Österreich Informationen über den Abtransport und Verbleib der Insignien und Archivalien zu erhalten, und gab an, die Befragten hätten bewusst Begriffe und Chronologie durcheinander gebracht und gelogen, sich sogar über die Verhörenden lustig gemacht.

¹⁵⁴ Felizitas Koska, 1916 in Karbitz (Chabařovice) geboren, promovierte im Studienjahr 1939/40 bei Josef Pfitzner und Wilhelm Wostry über „Karbitz und der Braunkohlenbergbau“, siehe *Vyborná*, Milena: Disertace pražské university 1882-1945 II. Německá universita [Die Dissertationen der Prager Universität 1882-1945 II. Die Deutsche Universität]. Praha 1965, 113. Seit dem 1. Dezember 1940 war sie – Mitglied der SdP und später der NSDAP – als einzige Assistentin im Universitätsarchiv beschäftigt, siehe AUK, NUR, Inv.-Nr. 327. – Vom 31. März bis 3. April 1945 erhielt Koska Dienstbefreiung, um in Karbitz Winter- gegen Sommerwäsche zu tauschen, siehe *ebenda* Inv.-Nr. 318, PA Felizitas Koska, und Nr. 324, Anstellungsmodalitäten.

¹⁵⁵ Siehe *Vojtíšek*: O archivu university Karlovy 88 (vgl. Anm. 39). – Auch: *Kučera/Truc*: Archiv University Karlovy 171 (vgl. Anm. 3).

Kučera wusste schließlich zu berichten, Zatschek habe dem Dekan der (tschechischen) Philosophischen Fakultät, Jan Rypka, zwischen dem 10. und 16. Mai 1945 ein Verzeichnis der auf Schloss Olešná lagernden Archivalien ausgehändigt.¹⁵⁶ Zatschek befand sich zwischen dem 6. Mai und dem 15. Juni 1945 in Internierung.¹⁵⁷ Er, der am 22. Dezember 1939 mit der kommissarischen Aufsicht über die Institute der Philosophischen Fakultät der tschechischen Universität in Prag betraut worden war, diente bei Schließung der tschechischen Karlsuniversität dem amtierenden Dekan Rypka als Ansprechpartner. Da Zatschek den tschechischen Instituten und Wissenschaftlern damals eine verhältnismäßig faire Behandlung angedeihen ließ, bedankte sich Rypka im Februar 1940 schriftlich bei ihm. Dieses Schreiben konnte Zatschek im Sommer 1945 bei seiner „Entnazifizierung“ in Wien zu seiner Entlastung vorlegen; er hatte also während seiner Internierung Gelegenheit gehabt, auf seine Korrespondenz zuzugreifen¹⁵⁸ und hätte möglicherweise auch ein Archivalienverzeichnis an sich nehmen und aushändigen können. Dazu ist erwiesen, dass Zatschek und Rypka nach Zatscheks Internierung persönlichen und brieflichen Kontakt hatten.¹⁵⁹ Schließlich darf noch erwähnt werden, dass im Rahmen der vermögensrechtlichen Ausgleichsverhandlungen zwischen der Republik Österreich und der ČSR das österreichische Finanzministerium im September 1958 die Bitte erhielt, wegen der Insignien bei Zatschek nachzuforschen.¹⁶⁰ Vojtišek wusste später auch, dass Zatschek ohne wesentliches Ergebnis befragt worden war.¹⁶¹

¹⁵⁶ Kučera, Miroslav: Ukradené insignie [Die gestohlenen Insignien]. In: Přisně tajné! Literatura faktu [Streng Geheim! Faktenliteratur]. Praha 1999, 133–142, hier 139, ohne jegliche Quellenangabe. Kučera hatte jedoch Einblick in die Akten des AUK, Mappe Insignien, und verarbeitete diese zu einem in sich nicht schlüssigen und fehlerhaften Konglomerat.

¹⁵⁷ Siehe Hruza: Heinz Zatschek, Abschnitt II (vgl. Anm. 1).

¹⁵⁸ Ebenda Abschnitt III und V.

¹⁵⁹ Ebenda Abschnitt II und V.

¹⁶⁰ „Das Bundesministerium für Finanzen hat mit Note vom 15.9.1958 [...] [dem Verteidigungsministerium] mitgeteilt, dass im Rahmen der vermögensrechtlichen Verhandlungen zwischen Österreich und der ČSR die tschechoslowakische Regierung Rückstellungsansprüche auf Insignien, Urkunden usw. der ehemaligen Deutschen Karls-Universität in Prag gestellt hat. Neben [...] Dr. Gustav Ehrlicher [...] Dr. Alfred Tomsa [...] und Dr. Wilhelm Weizsäcker wird [...] Dr. Heinz Zatschek von den tschechoslow. Behörden als derjenige genannt, der über den Aufenthaltsort und Verbleib der Insignien und des historischen Archivs der ehemaligen Karls-Universität [...] Auskunft [zu] geben vermag.“ Eine Anfrage ging auch an das Unterrichtsministerium. Zatschek sollte wegen der Angelegenheit befragt werden und bis zum 5. Oktober Mitteilung erstatten. Da die Angelegenheit anscheinend vom Verteidigungsministerium verschleppt wurde, wiederholte das Finanzministerium seine Anfrage im Januar 1959. Über eine Antwort Zatscheks sind keine Vermerke vorhanden. ÖStA, AdR BMU, PA 281 HeZ, 85952-1/58.

¹⁶¹ „H. Z. war [...] auch der Leiter des Archivs der Karlsuniversität, dessen sich die Deutsche Universität bemächtigt hatte. [...] Als H. Z. in Wien von den Behörden gefragt wurde, wo Teile des Archivs der Karlsuniversität versteckt wären, welche die Faschisten während der letzten Tage vor der Revolution mitsamt den alten Universitätsinsignien aus Prag weggebracht hatten, erklärte er, dass nirgendwo in Österreich etwas deponiert worden sei und gab sich ansonsten nichtwissend.“ AAVČR, Ústřední archiv ČSAV [Zentralarchiv der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften], 63/74, Vojtišek an Gerda Blaschey 25.03.1966, 17.

VII.

Das Rätsel um den Verbleib der Insignien und Archivalien kann in dieser Studie nicht gelöst werden. Nachfolgend wird in Umrissen die „Version“ des Abtransports dargestellt, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen darf: Im Zuge der deutschen ARLZ-Maßnahmen wurde von der Universitätsleitung in Prag beschlossen, auch Archivalien und Kunstgegenstände aus Prag wegzuschaffen. Zu Beginn des März 1945 versuchte Universitätsarchivar Heinz Zatschek, einen sicheren Bergungsort zu finden, und fragte mit Erfolg bei Theodor Mayer in Pommersfelden an. Dementsprechend wurde dieser Ort in den Prager ARLZ-Plan für die Archivalien und Insignien eingetragen. Bereits zu diesem Zeitpunkt wusste man in Prag, dass der Transport 27 Kisten umfassen würde. Zatschek und seine Mitarbeiter hatten also eine ziemlich genaue Vorstellung davon, welche Archivalien zu verpacken waren; möglicherweise waren diese schon verpackt und es war ein Inhaltsverzeichnis erstellt worden. Das dürfte zumindest auf die 25 Kisten mit Archivalien zutreffen, die überwiegend aus den im Gebäude der Philosophischen Fakultät in Prag gelagerten Archivbeständen herrührten.

In einer Sitzung der Philosophischen Fakultät am 5. März wurden die Evakuationspläne einem größeren Kreis bekannt gemacht, und einige Personen wollten sich dem Transport mit Fluchtmaterial aus privatem und auch öffentlichem Besitz anschließen. Vermutlich um diese Zeit fuhren Felizitas Koska und Karl Grund nach Olešná, um die zwei Urkunden von 1347 und 1348 und zwei wertvolle Handschriften abzuholen, denn noch rechnete Zatschek damit, dass ab dem 26. März 1945 Lastwagen der SS nach Pommersfelden fahren würden. Ende März scheiterte der Pommersfelden-Plan. In dieser Situation galt es für Zatschek und die Universitätsleitung, einen neuen Bergungsort zu finden. Ausersehen wurde Schloss Kauth, wohin das zwischenzeitlich auf über 70 Kisten angewachsene Bergungsgut mit der Eisenbahn verfrachtet werden sollte. Die Kisten wurden vermutlich alle von den Prager Universitätsgebäuden zum Masaryk-Bahnhof gefahren und dort in einen Güterwaggon verladen. Auf dem Weg nach Kauth dürfte der Waggon im großen Rangierbahnhof Pilsen bei dem schweren Luftangriff der Royal Air Force in der Nacht vom 16. auf den 17. April 1945 zerstört worden sein. Der Angriff hinterließ circa 160 beschädigte oder zerstörte Lokomotiven und über 2000 demolierte Waggon.¹⁶² Bei dem Ausmaß der durch das Feuer verursachten Schäden liegt es im

¹⁶² Siehe *Martinovský, Ivan* u. a.: *Dějiny Plzně v datech od prvních stop osídlení až po současnost* [Geschichte Pilsens in Daten von den ersten Spuren der Besiedlung bis zur Gegenwart]. Praha 2004, 365. – *Eisenhammer, Miroslav*: *Škody způsobené městu Plzni nálety v době druhé světové války* [Die durch Luftangriffe während des Zweiten Weltkriegs in der Stadt Pilsen verursachten Schäden]. In: *Západočeský historický sborník* 5 (1999) 267-307, hier 290 f. unter Hinweis auf *Vojtíšek*: *O archivu university Karlovy* (vgl. Anm. 39): „Neobjasněn zůstal osud insignií Karlovy univerzity, které se v kritickou noc měly údajně nacházet spolu s jinými odváženými kulturními poklady v jednom ze zničených vagonů.“ [Unaufgeklärt blieb das Schicksal der Insignien der Karlsuniversität, die sich zusammen mit anderen abtransportierten Kulturgütern während der besagten Nacht angeblich in einem der zerstörten Waggon befunden haben sollen].

Bereich des Möglichen, dass ein Waggon samt Ladung derart zerstört wurde, dass später nicht mehr festzustellen war, welche Güter er geladen gehabt hatte.

Wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass die elf Szepter gesondert von den 25 Kisten mit Archivalien transportiert wurden, kann nicht bestimmt werden. Sicher ist, dass sie von den Archivalien getrennt im Rektorat verpackt wurden.¹⁶³ Zu den Zeugenaussagen muss bemerkt werden, dass spätestens seit dem Sommer 1944 Material aus den Universitätsinstituten mit Lastwagen abtransportiert wurde. Nicht jede Kiste, die im April 1945 bei einer Verladung gesehen wurde, muss für die Insignien bestimmt gewesen sein.¹⁶⁴ Dass die Insignien und Archivalien nach Innsbruck gebracht werden sollten, erscheint einerseits wenig wahrscheinlich, kann andererseits aber nicht ausgeschlossen werden, da über die letzten Entscheidungen zur Evakuierung keine verlässlichen Nachrichten vorliegen. Belegbar sind dagegen die Evakuierungspläne und -fahrten der Kurator-Dienststelle und die Reise Hans Joachim Beyers nach Innsbruck.

Aufschlussreich ist auch ein Blick auf den ersten Bergungsort Oberköst bei Pommersfelden. Dort lagerten seit dem Sommer 1944 verpackte Bibliotheksbestände der ehemaligen österreichischen und tschechoslowakischen Historischen Institute in Rom, die zusammen mit der Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts (DHI) Rom zuerst nach Bad Aussee (Steiermark) und von dort auf Betreiben Theodor Mayers nach Pommersfelden bzw. Oberköst verschickt worden waren.¹⁶⁵ Die Bibliothek des DHI befand sich nach Kriegsende noch „in Kisten eingelagert“ mehrheitlich „im Keller des Marstalls“ von Pommersfelden, während die etwa 80 österreichischen und tschechoslowakischen Kisten „in der Scheune des zum Schloß Pommersfelden gehörigen Maierhofs Oberköst“ standen.¹⁶⁶ Mayer schrieb am 15. März 1945 an Zatschek allerdings, dass die Bibliothek des DHI, „rund 580 Kisten“, im Maierhof zu Oberköst untergebracht sei.¹⁶⁷ Falls beide Angaben richtig sind, müsste diese Bibliothek vermutlich kurze Zeit nach Kriegsende von Oberköst in den Marstall umgesiedelt worden sein. Sicher ist aber, dass die österreichischen und tschechoslowakischen Kisten sowie jene des DHI im September 1946 auf Anordnung der US-Besatzungsbehörden nach Offenbach am Main in das dortige Archival Depot überführt wurden. Von Offenbach aus wurde der Großteil der DHI-Bibliothek bereits im Dezember nach Rom abtransportiert, während der Rest und die österreichischen und tschechoslowakischen Bücher erst im September 1948 nachgeliefert wurden. Diese Lieferung wurde in Rom gesichtet und ihre Herkunft festgestellt, unter anderem mit dem Ergebnis, dass 45 österreichische und 5 tsche-

¹⁶³ Die Erinnerung Anna Witts, dass die Insignien in der Philosophischen Fakultät verpackt wurden, dürfte nicht korrekt sein.

¹⁶⁴ Siehe etwa den Bericht Alfred Tomsas über seine Abfahrt aus Prag am 28.04.1945, Anhang Nr. 9.

¹⁶⁵ Siehe Goldbrunner, Hermann: Von der Casa Tarpea zur Via Aurelia Antica: Zur Geschichte der Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom. In: Elze, Reinhard/ Esch, Arnold (Hgg.): Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888-1988. Tübingen 1990, 37-86, hier 62-65 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 70).

¹⁶⁶ *Ebenda* 65 ohne präzise Quellenangabe.

¹⁶⁷ Siehe Anhang Nr. 2.

choslowakische Bücherkisten aussortiert wurden und zunächst in der Biblioteca Nazionale Vittorio Emanuele verblieben.¹⁶⁸ Spätestens bei dieser Sichtung hätte man Prager Archivgut und die Insignien sicher erkannt. Aus all dem geht hervor, dass die geraubten Prager Archivalien und Insignien – sollten sie jemals nach Aufgabe diesbezüglicher Pläne Ende März 1945 doch noch nach Oberköst gebracht worden sein – nicht mit den am gleichen Ort lagernden Kisten aus Italien abtransportiert wurden. Und auch spätestens bei der Aufstellung der davor ebenfalls in Pommersfelden zwischengelagerten MGH-Bibliothek in München hätte man Prager Material erkennen müssen.

Die vorliegende Untersuchung bekräftigt die These des Abtransports der Insignien und großer Archivbestände im April 1945 aus Prag. Rektor Kurt Albrecht, Universitätsarchivar Heinz Zatschek und auch Kurator Gustav Ehrlicher ist bei diesem Raub die entscheidende Verantwortung zuzuschreiben. Zatschek als mit der Universitätsgeschichte befasstem Historiker und Zeuge des „Insignienstreits“ von 1934 dürfte jedoch die „nationale“ und symbolische Bedeutung der Insignien und Urkunden weit stärker bewusst gewesen sein als den erst nach der Okkupation der ČSR in Prag eingetroffenen Albrecht und Ehrlicher. Er kannte aber auch den wissenschaftlichen Wert der Archivalien am besten und dürfte bei deren Auswahl die entscheidende Instanz gewesen sein. Im Fall Pommersfelden hat er selbst über den Bergungsort verhandelt, über das spätere Ziel Kauth war er sicherlich informiert. Was jedoch mit dem Transportgut geschehen ist, nachdem es Prag verlassen hatte, welches Schicksal den Archivalien und Insignien widerfuhr, das wiederum muss Zatschek wie andere, die den Namen des Bergungsortes kannten, nicht zwingend erfahren haben.¹⁶⁹

Im Vergleich zu Theodor Mayer hat Heinz Zatschek weit weniger verantwortungsbewusst gegenüber dem universitären und anderen Archivmaterial gehandelt und das, obwohl ihm Mayer brieflich den „richtigen Weg“ gewiesen hatte. Zatschek war nicht nur bereit, wertvollste Archivalien auf eine schließlich verhängnisvolle Reise zu schicken, sondern hatte vermutlich auch keine Bedenken, Joachim Prochno bei dem Raub von 400 Urkunden zu unterstützen. Möglicherweise hat Mayers strikte Ablehnung, diese Urkunden aufzunehmen, ihren Abtransport ins Ungewisse verhindert. Die Entscheidung, die Abfahrt des Prager Bergungsguts unter sehr unsicheren, wenn nicht sogar chaotischen Umständen im April 1945 zuzulassen, als sich das Dritte Reich in Auflösung befand, kann nur als grob fahrlässig bewertet werden. Hinzu kommt, dass als Motiv für den Abtransport weniger der Schutz vor möglichen Kriegseinwirkungen zu nennen ist, als der Wunsch, die Archivalien und Insignien nicht wieder in den Besitz einer tschechischen Universität gelangen zu lassen.

Solange von den vermissten Gegenständen keine Spur gefunden wird oder bisher nicht bekannte Dokumente erschlossen werden, bleibt genügend Raum für Spekulationen, wo sich die Insignien und Archivalien befinden könnten: in Deutschland,

¹⁶⁸ *Goldbrunner*: Von der Casa Tarpea 66-71 (vgl. Anm. 165).

¹⁶⁹ Trotzdem ist davon auszugehen, dass Zatschek und seine ehemaligen Prager Kollegen bei den Befragungen in der Nachkriegszeit entscheidendes Wissen für sich behalten haben.

Österreich, einigen Nachfolgestaaten der UdSSR, den USA oder auch immer noch in Tschechien. Wünschenswert ist es jedenfalls, die gesamten Evakuierungspläne der Deutschen Universität wissenschaftlich zu untersuchen und etwa das Schicksal der nach Schloss Kauth verbrachten Sammlungen zu verfolgen. Auch sollte der Behauptung nachgegangen werden, dass Dokumente und Instrumente, die nach Kriegsende auf Burg Trausnitz und Schloss Pullach bei Bad Aibling gefunden wurden, nach Prag restituiert worden seien.

VIII.

Im Kontext der seit dem 19. Jahrhundert schwelenden Konflikte um die Insignien und Archivalien der Prager Universität(en) wurde diesen von den deutschen und tschechischen Konfliktparteien beständig ein hoher ideeller Wert zugesprochen, der ihm auch von einer breiteren Öffentlichkeit zugesprochen wurde. Letztlich führte diese überhöhte nationalpolitische Bedeutung zu den an dieser Stelle skizzierten Ereignissen.

In dem von ihm 1954 herausgegebenen Band zur Universitätsgeschichte sinnierte der sudetendeutsche Historiker Rudolf Schreiber:

[Im Frühjahr 1945, K.H.] spielte sich [...] das bis heute noch nicht enträtselte Verschwinden der lang umstrittenen Insignien und Stiftungsurkunden [...] ab, die noch 1948, zum 600-Jahr-Jubiläum der Universität, nicht wieder aufgefunden waren. Berührt es uns nicht wie eine eigenartige Mahnung zu sehen, daß im Widerstreit der beiden verfeindeten Erben um die besten Stücke ihrer gemeinsamen Tradition diese selbst ihnen plötzlich entschwinden, die Gebäude in ihren Fundamenten wanken, die Gründungsbriefe und ehrwürdigen Wahrzeichen, beiden ein teurerer Besitz, verloren gehen?¹⁷⁰

Diese Elegie verliert schnell ihre Glaubwürdigkeit, zieht ihr Leser in Betracht, dass Schreiber, der bis zum Mai 1945 in Prag verharrte, als Angehöriger der Universität und aktives Mitglied sudetendeutscher Netzwerke der Nachkriegszeit nur zu gut wusste, dass sich eine Partei, ihre (auch selbst verschuldete) Niederlage vor Augen, der „besten Stücke“ bemächtigt hatte, um diese nicht nur dem siegreichen „Feind“, sondern auch ihrem angestammten Ort zu entreißen und fahrlässig der Zerstörung auszusetzen. Der materielle Besitz der Insignien und des Archivs, die Verfügung über das „Gedächtnis“ der Universität, sollte den „Räubern“ suggerieren, immer noch im Besitz ihrer längst nicht mehr existenten Universität zu sein.

¹⁷⁰ Schreiber: Einleitung. In: *Ders.* (Hg.): Studien zur Geschichte der Karls-Universität 9-14, hier 12 (vgl. Anm. 6).

ANHANG

Ergänzungen und Anmerkungen des Editors stehen in eckigen Klammern. Hervorhebungen nach Vorlage.

Nr. 1

3. März 1945, Prag

Heinz Zatschek fragt den Präsidenten der MGH Theodor Mayer, ob Bestände des Universitätsarchivs Prag nach Pommersfelden verbracht werden können.

MGH München, Archiv, B 704II, 2-3. Maschinenschriftlicher Privatbrief mit eigenhändiger Unterschrift.

Prag, 3.III.1945

GEHEIM

Sehr verehrter Herr Präsident !

Im Rahmen der Auflockerungsmassnahmen wird auch die Bergung eines Teiles des Universitäts-Archivs ausserhalb Prags in Aussicht genommen. Dabei wurde erwogen, ob es möglich wäre, die zu bergenden Bestände nach Pommersfelden zu schaffen. Es würde sich um 25 Kisten im Format 48 × 68 × 50 mit Archivalien und um 1-2 Kisten mit anderem Inhalt handeln.

Dieser Absicht liegt, wie mir Magnifizienz [Kurt] Albrecht sagte, der Gedanke zu Grunde, dass Sie als einstiges Mitglied des Prager Lehrkörpers sicherlich gerne bereit sein würden, falls in Pommersfelden noch Platz ist, dieses unschätzbare Kulturgut zu bergen, dass dieses bei Ihnen nicht nur in sach[v]erständige Obhut käme, sondern dass auch die Möglichkeit bestünde, diese Archivalien in Pommersfelden gegebenenfalls zu benützen oder bearbeiten zu lassen. Jedenfalls erschien – von dem langen Antransport abgesehen – eine Unterbringung in Pommersfelden zweckmässiger als an einem anderen noch in Betracht kommenden Orte.

Ich richte diese Anfrage an Sie im Auftrag von seiner Magnifizienz und zugleich als Leiter des Universitätsarchivs und bitte Sie, mir Ihren Bescheid tunlichst bald zugehen zu lassen.

Heil Hitler!

Ihr sehr ergebener

H. Zatschek

Nr. 2

15. März 1945, Pommersfelden

Theodor Mayer schreibt Heinz Zatschek, dass eine Unterbringung von 27 Kisten bei Oberköst möglich ist.

Archiv Akademie věd České republiky Praha, osobní fond Heinz Zatschek [Archiv der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik Prag, persönlicher Fonds Heinz Zatschek], Inv.-Nr. 599. Maschinenschriftlicher Brief mit Briefkopf der MGH und eigenhändiger Unterschrift; MGH München, Archiv, B 704II, 2-3. Durchschlag des maschinenschriftlichen Briefs.

Reichsinstitut für ältere
deutsche Geschichtskunde
(Monumenta Germaniae Historica)
Der Präsident

(13a) Pommersfelden, den 15. März 1945

~~Berlin NW 7, den~~

Charlottenstraße 41

Fernruf: 16 27 89

Nr.

Lieber Herr Kollege Zatschek!

Eben habe ich Ihren Brief vom 3. März erhalten. Die 25 und 2 Kisten kann ich noch unterbringen, nicht im Schloß selbst, sondern im Meierhof Oberköst, der ca 4 Km von

hier entfernt ist, und wo die Bibliothek des d(eu)t(schen) hist(orischen) Instituts in Rom lagert. Dort habe ich schon rund 580 Kisten, da können noch 27 dazu kommen. Der Meierhof ist von Oberköst, dem nächsten Ort ca 20 Minuten entfernt, ein anderes Haus liegt nicht näher, die Scheune ist gemauert und mit Ziegeln gedeckt. Wenn also nicht ein besonderer Zufall eintritt, dürfte dort alles sicher sein, freilich unter der Erde ist es noch sicherer. Sagen Sie also dem Rektor [Kurt Albrecht], daß ich die Kisten unterbringen kann, daß ich aber bitte, diese Tatsache und die allfällige Übersendung geheim zu halten.

Leider muss ich Ihnen aber persönlich die Mitteilung machen, daß ich Sie im Schloß nicht mehr unterbringen kann. Gestern ist in dieser Hinsicht eine Entscheidung gefällt worden, die, solange sie aufrecht ist, jede Unterbringung unmöglich macht. Es ist, wie mir scheint, aber nicht ausgeschlossen, daß eine Änderung eintritt, vorderhand aber ist die Sache ins Wasser gefallen und mir tut das sehr leid. Ich bin aber machtlos, denn auch die Gräfin [Ernestina von Schönborn-Wiesentheid] könnte daran nichts ändern.

Bitte bezeichnen Sie die Kisten mit Nummern und machen Sie ein Verzeichnis des Inhalts der einzelnen Kisten, so daß man etwas finden [kann], wenn man es braucht. Eine normale Bearbeitung und Benützung dürfte kaum möglich sein, man muss nach Oberköst laufen und das heraus suchen, was man gerade braucht. Mehr ist nicht zu machen.

Mit besten Empfehlungen und herzlichen Grüßen

Heil Hitler

Ihr sehr ergebener

Th. Mayer

Nr. 3

24. März 1945, Prag

Heinz Zatschek dankt Theodor Mayer für dessen Bereitwilligkeit, Material aus Prag aufzunehmen und berichtet über verschiedene Prager Angelegenheiten.

MGH München, Archiv, B 704II, 2-3. Maschinenschriftlicher Privatbrief mit eigenhändiger Unterschrift.

Prag, 24. III. 1945

Sehr verehrter Herr Präsident!

Für Ihre Bereitwilligkeit, unsere Schätze zu bergen, danke ich Ihnen herzlich und darf Ihnen auch den Dank des Rektors [Kurt Albrecht] übermitteln. Auch ohne Ihre genaueren Angaben über den Bergungsort waren wir der Meinung, dass ein Bahntransport eine unsichere Angelegenheit ist. Irgendwo würde der [Wa]ggon ja doch abgekoppelt und unter Umständen tagelang auf einem Nebengeleise stehen bleiben. Da kann allerhand passieren. Ich habe daher mit dem Amt des Kurators Verhandlungen wegen eines Transportes mit LKW aufgenommen und den Bescheid erhalten, dass die SS bei Fahrten ins Reich jeweils etliche Kisten mitnehmen würde. In der kommenden Woche soll damit begonnen werden. Die Fahrer werden angewiesen werden müssen, dass sie sich bei Ihnen melden.

Was nun die Geheimhaltung betrifft, so ist mir und der Angestellten im Archiv diese aufgetragen worden. Ueberflüssigerweise hat der Dekan [Hans Joachim Beyer] in einer Sitzung, die sich mit dem ARLZ-Programm befasste, auch diese Angelegenheit im Plenum zur Sprache gebracht. Die Besprechung wurde zwar als geheim erklärt, aber es wissen nun rund 30 Kollegen darum und zwei von ihnen haben mich gebeten, ob sie Material mitsenden dürften. Ich wollte ihnen das nicht abschlagen. [Willi] Czaika hat einen Koffer voll Material über Siebenbürgen, [Theodor] Hopfner ein zweibändiges Manuskript über die Juden in Deutschland, das er im Auftrag des Amtes Rosenberg verfasst hat, scheinbar mit den dazugehörigen Aufzeichnungen. Schliesslich wollte noch

[Joachim] Prochno 400 Urkunden mitschicken und selbst auf dem LKW mitfahren. Das wird aber schwerlich mehr möglich sein. [Es folgen Ausführungen zu einer von Prochno geplanten Edition der *Prämyslidenurkunden* und einer Studie Zatscheks zu Heinrich V.] Deshalb möchte ich Sie nochmals bitten, sie [Heinrich V.-Studie] auch dann herauszubringen, wenn ich selbst nicht mehr am Leben sein sollte. Wenn ich da von allen übrigen Möglichkeiten ganz absehe, so geht das Insulin zur Neige und ohne das halte ich es sicher nicht lange aus. Die krieg[sbe]dingten Belastungen treffen mich – und leider auch meine Frau – viel härter als Gesunde. [Es folgen Ausführungen zu verschiedenen Angelegenheiten.]

Wir sitzen hier sehr viel im Luftschuttkeller, die Arbeiten gehen dementsprechend langsam vorwärts und zu etwas Grösserem fehlt einem die Sammlu[ng]. Im Augenblick kann man auch gar nichts planen. [Es folgen Ausführungen zu verschiedenen Angelegenheiten] Dass der Angriff am 14. II. [1945] uns nur einen Vorgeschmack von dem gegeben hat, was noch kommen kann und kommen wird, wissen wir natürlich und sehen dem Kommenden mit viel grösserem Unbehagen entgegen als im Reich, weil für den Ausbau der Keller hier ja überhaupt nichts geschehen ist. Wir sind ja, wie ich Ihnen schrieb, gleich beim ersten Mal mitten drin gewesen.

Alles Gute für Ostern, Handküsse der Frau Gemahlin und viele Empfehlungen von meiner Frau und mir

Ihr sehr ergebener
H. Zatschek

Nr. 4

29. März 1945, Pommersfelden

Theodor Mayer nennt Heinz Zatschek Bedingungen für die Aufnahme von Material aus Prag.

MGH München, Archiv, B 70411, 2–3. Durchschlag eines maschinenschriftlichen Briefes.

Pommersfelden, 29. März 1945

Herrn
Prof. Dr. H. Zatschek

Prag II
Apollinarisgasse 6

Lieber Herr Kollege Zatschek!

Eben habe ich Ihren Brief vom 24.3. erhalten. Ich nehme zur Kenntnis, daß in nächster Zeit Lkws der SS Kisten aus Prag bringen werden. Ich habe nichts dagegen, wenn noch ein Koffer oder sonst ein Pack dazukommt, muß aber offen gestehen, daß es mir nicht sympathisch ist, da[ß] ein Manuskript über die Juden in Deutschland, das im Auftrage des Amtes Rosenberg verfaßt ist, hier untergebracht wird. Wie die Dinge jetzt liegen, müssen wir damit rechnen, daß wir allenfalls unter amerikanische Besatzung kommen, ich hoffe nicht, daß diese Leute dann die bei uns eingelagerten Kisten untersuchen werden, aber wenn es geschehe, könnte das vielleicht recht unangenehme Folgen haben, die ich begreiflicher Weise vermeiden muß, um nicht die beiden, nach dem Verlust so vieler Bibliotheken sehr wertvoll gewordenen Büchereien zu gefährden. Im übrigen aber muß ich bitten, daß alles Material so verpackt und womöglich versiegelt wird, daß man nicht ohne weiteres dazu kommen kann, damit nicht vielleicht einmal aus einem solchen Pack irgendetwas verloren gehen könnte. Ich selbst brauche den Inhalt nicht zu kennen und wünsche das auch gar nicht. [Es folgen Ausführungen zu verschiedenen Angelegenheiten.]

Ihr sehr ergebener
[Th. Mayer]

Nr. 5

29. März 1945, Prag

Heinz Zatschek teilt Theodor Mayer mit, dass der angekündigte LKW-Transport unterbleibt.

Stadt A Konstanz, Nachlass Theodor Mayer, in Faszikel 15 ohne eigene Nr. nach Nr. 214 eingereiht. Maschinenschriftlicher Brief mit eigenhändiger Unterschrift.

Prag, 29. III. 1945

Sehr verehrter Herr Präsident!

Transportschwierigkeiten machen es unmöglich, die angekündigte Sendung mit LKW's zu Ihnen zu schaffen. Wir müssen daher von einer Bergung in Pommersfelden absehen. Ich danke Ihnen im Namen des Rektors und in meinem eigenen nochmals sehr herzlich für Ihr Entgegenkommen und Ihre Hilfsbereitschaft und darf Sie versichern, dass wir von ihr sehr gerne Gebrauch gemacht hätten.

Mit aufrichtigen Osterwünschen und vielen Empfehlungen

Ihr sehr ergebener

H. Zatschek

Nr. 6

31. März 1945, Pommersfelden

Theodor Mayer präzisiert gegenüber Heinz Zatschek die Bedingungen für die Aufnahme von Material aus Prag.

MGH München, Archiv, B 70411, 2-3. Durchschlag eines maschinenschriftlichen Briefes.

(13a) Pommersfelden, den 31. Mär[z 1945]

Lieber Herr Kollege Zatschek !

Ich habe Ihnen neulich geschrieben, daß ein Unterkommen in Pommersfelden nicht mehr möglich sei, weil so viele Flüchtlinge gekommen sind und das Schloß für weitere Unterbringung gesperrt worden ist. Daran hat sich nichts geändert, aber ich meine, daß man doch gegebenenfalls versuchen müsste, Sie noch unterzubringen. Es würde natürlich sehr einfach sein, aber es wäre wohl, wie ich hoffe, ein Dach über dem Kopf. Mir wäre es aber unangenehm, wenn Sie glaubten, wir würden uns nicht nachwievor bemühen, für Sie Quartier zu schaffen und Sie sitzen lassen. Wie es dann werden wird, kann ich nicht sagen, aber irgend wie werden wir die Sache schon lösen.

Nun aber noch ein Wort zu den Aktensendungen. Ich möchte noch einmal wiederholen, daß es mir nicht angenehm wäre, wenn die Manuskripte von [Theodor] Hopfner hierher kämen, denn das könnte unter Umständen eine Gefahr für die Bibliothek bedeuten, die ich vermeiden möchte. Was die Kisten mit Archivgut anlangt, steht die Sache etwas anders. Ich habe da nichts zu sagen, aber raten möchte ich dringend, nicht Sachen wegzubringen, die nach Provenienzprinzip der Universität Prag im allgemeinen, also nicht nur der deutschen gehören. Wenn der Herzog fällt, muss der Mantel nach [nach: Friedrich Schiller, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua]. Was nützt uns das Archiv, wenn die Universität nicht uns gehört. Bedeutet aber ein Wegbringen des Archives der deutschen Universität nicht, daß man diese Position aufgibt? Die Akten, die sich seit 1939 ergeben haben, würde ich wegbringen, wenn sie nicht ohnehin verbrannt werden. Ich möchte also zusammenfassen: Müssen wir für ständig von Prag weg, nützen uns die Akten nichts. Ja, wir würden sie gewiß dann herausgeben mü[ssen], gegen einen diplomatischen Zwang wäre nichts zu machen oder gegen die Anordnung einer Besatzbehörde. Kommen wir wieder nach Prag zurück, dann war der Transport unnötig, dann gilt das Gegenteil. Diese Erwägungen möchte ich besonders auch wegen der 400 Urkunden des Herrn [Joachim] Prochno anstellen. Wir hätten doch gar nichts davon, könnten

sie gar nicht einmal gebrauchen, da man fragen würde, woher diese Urkunden sind. Dagegen halte ich die Wegbringung von Manuskripten von wissenschaftlichen Arbeiten für sehr empfehlenswert. Die anderen Sachen, soweit sie nicht vernichtet oder als kompromittierend versteckt werden müssen, würde ich in Böhmen bergen, so daß sie vor Vernichtung durch Kampfhandlungen gesichert wären, uns aber nicht der Vorwurf gemacht werden könnte, daß wir Archivalien, die provenienzmäßig nach Prag gehören, weggebracht hätten. Ich gebe Ihnen das zu bedenken, denn nach der militärischen Lage ist eine Besetzung der hiesigen Gegend nicht ausgeschlossen. Vor einigen Tagen war die Gefahr unmittelbarer, aber dann wurden die vorgeprellten Panzer bei Gemünden [am Main] abgeschossen und jetzt geht der Druck mehr nach Nordosten. Aber für die Dauer gesichert sind wir nicht. Verstecken kann ich 25 Kisten nicht, wenn wirk[lich] gesucht wird, werden sie gefunden, ja wenn nur nach öffentlichem Gut gefragt wird, entsteht schon eine höchst brenzliche [sic!] Lage. Doch könnte man auch in diesem Falle den Unterschied zwischen provenienzmäßig dem Reich und einer allenfalls wieder erstehenden Tschech[os]lowa[kischen] Republik gehörigem Archivgut machen.

Ich hoffe, daß Sie mich verstehen werden, daß ich diese Vorsichtsmaßnahmen empfehle, nachdem die Sache nicht wirklich geheim geblieben ist und ich doch die Verantwortung für die mir anvertrauten Institute zu tragen habe.

Das wollte ich Ihnen in Eile mitteilen. Haben Sie meinen zweiten Brief, in dem ich zu Heinrich V. 3. Teil Stellung nahm, erhalten?

Herzlichste Grüße und Empfehlungen von Haus zu Haus

Ihr sehr ergebener

[Th. Mayer]

Nr. 7

12. April 1945, Prag

Hans Joachim Beyer, Dekan der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität Prag, teilt den Lehrenden verschiedene Punkte betreffend Dissertationen, persönlicher Standhaftigkeit und seine eigenen Aufgaben mit.

Archiv Akademie věd České republiky Praha, osobní fond Heinz Zatschek [Archiv der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik Prag, persönlicher Fonds Heinz Zatschek], Inv.-Nr. 584. Kopie ohne eigenhändige Unterschrift.

Der Dekan der Philosophischen Fakultät
der Karls-Universität Prag

Prag, den 12. April 1945

An die Herren Mitglieder des Lehrkörpers!

1. In der letzten Zeit häufen sich die Fälle, dass die Studierenden in übertriebener Hast auf einen formellen Abschluss ihres Studiums, insbesondere auf die Durchführung der Promotion drängen. Unter ausdrücklichem Hinweis auf das „Wort zur Stunde“ des Deutschen Staatsministers vom 8. 4. 1945 bitte ich alle Kollegen, an der Überwindung dieser Hysterie mitzuwirken. Ich habe selbstverständlich volles Verständnis für die familiären und persönlichen Nöte des einzelnen Studenten. Wir alle leben jedoch unter den gleichen Schwierigkeiten und inneren Nöte[n] wie die Studenten. Von meinen 6 Kindern befinden sich z. B. zwei, die seinerzeit wegen ihres Keuchhustens zu Verwandten gebracht wurden, in den besetzten Westgebieten. Eine Nachricht liegt nicht vor. Diese Tatsache muss ich selbstverständlich hinnehmen. Es geht nicht an, dass wir unser persönliches Leid und unsere persönliche Besorgnis in den Mittelpunkt unseres ganzen Denkens und Handelns stellen. Es ist selbstverständlich, dass wir den Studierenden entgegen kommen, soweit es sich um technische Fragen handelt. Ein Kandidat, der noch nicht in der Lage

ist, alle Exemplare seiner Dissertation abzuliefern, kann geprüft werden, sobald auch nur ein lesbares Exemplar für die Begutachtung zur Verfügung steht. Die Rigorosen können angesetzt werden, wenn die Begutachter feststellen, dass die Arbeit ohne jeden Zweifel angenommen werden wird. Es ist auch selbstverständlich, dass wir uns bei der Begutachtung der Arbeit und bei der Ansetzung der Prüfung beeilen. Es geht aber unter keinen Umständen, dass das Niveau gesenkt wird und Kandidaten durch die Prüfungen gelassen werden, die unter normalen Umständen zurückgestellt werden würden. Es geht auch nicht, dass Dispens von Bedingungen erteilt wird, die für die Promotion unerlässlich sind. Ich bitte auf die Studierenden in dem Sinne hinzuwirken, dass sie ihre Arbeiten ordnungsgemäss abschliessen und sie dann einreichen, wenn sie mit gutem Gewissen vor die Prüfungskommission treten können. Es kann dabei durchaus der bisher vorgesehene Termin des 30. April überschritten werden, weil die Voraussetzungen, die zum Erlass der seinerzeitigen Anordnungen führten, inzwischen hinfällig geworden sind. Einzelne Studierende begründen ihren Wunsch nach übertrieben eiliger Durchführung der Prüfung damit, dass sie sofort abreisen wollen und vielleicht nicht mehr die Gelegenheit hätten, von Prag ihr Doktor-Diplom zu erhalten. Ich bitte zu entgegnen, dass ein Grund zur übertrieben eiligen Abreise gar nicht vorhanden ist und dass insbesondere von den Studierenden erwartet werden muss, dass sie nicht vor den Frauen mit kleinen Kindern sowie den Gebrechlichen und Kranken den Standort verlassen. Da die Promotion zum Dr. phil. keine Berechtigung in irgend einem Berufe gibt, können diejenigen Studierenden, die einen ordnungsgemässen Abschluss des Prüfungsverfahrens nicht abwarten können, getrost auf die Promotion verzichten. Im übrigen lässt sich die durch die Prüfungen eventuell entstandene Wartezeit dadurch ausfüllen, dass die Kandidaten sich für den Lazarettendienst oder für die Betreuung von Flüchtlingen zur Verfügung stellen. In Zeiten wie heute kommt es darauf an, die Würde des Menschen nicht zu verlieren. Als Lehrer an der ältesten deutschen Universität haben wir auf Haltungsfragen besonders zu achten. Wir haben gar keinen Grund, unsere akademische Ehre dadurch zu opfern, dass wir den Grad eines Dr. phil. einem Unreifen oder Unwürdigen verleihen.

2. Der Herr Rektor hat mich zum Zweck der Durchführung eines kriegswichtigen Auftrages ab sofort auf zunächst 4 Wochen von den Amtsgeschäften eines Dekans beurlaubt. Meine Vertretung übernimmt der Herr Prodekan. Ich bleibe jedoch am Orte und werde in dringenden Fällen über mein Institut oder über die Wohnung zu erreichen sein.

gez. Beyer

Nr. 8

5. Mai 1945, Prag

Die Mitglieder der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität Prag Erich Hofmann, Ernst Schwarz und Josef März beschwerten sich im Namen der gesamten Fakultät bei Rektor Kurt Albrecht über die Amtsführung ihres Dekans Hans Joachim Beyer.

Archiv Univerzity Karlovy, Německá Univerzita, filosofická fakulta [Archiv der Karlsuniversität, Deutsche Universität, Philosophische Fakultät], PA Hans Joachim Beyer (ohne Inv.-Nr. in Karton 48). A): Durchschlag eines maschinenschriftlichen Briefes. B): Maschinenschriftliches Konzept mit zwei kleineren Blättern, auf denen maschinenschriftlich drei Korrektüreinschübe verzeichnet sind. Auf allen drei Blättern zudem handschriftliche Korrekturen. Im Folgenden werden nur die drei Korrektüreinschübe ausgewiesen.

A)

5. Mai 1945

An

Seine Magnifizienz den Herrn Rektor
der Deutschen Karls-Universität,
Herrn Professor Dr. Kurt Albrecht

Magnifizienz,

die Philosophische Fakultät hat in den letzten Wochen mit steigender Sorge die Führung der Dekanatsgeschäfte durch Herrn Beyer verfolgt. Sie ist der Ueberzeugung, daß diese Art der Geschäftsführung keineswegs den Anforderungen entspricht, die in einem so entscheidenden Zeitpunkt, der für die Zukunft der Universität die größten Gefahren enthält, an die Führung der Fakultät gestellt werden müssen.

Nachdem Herr Beyer in einem Rundschreiben den Mitgliedern der Fakultät ihre Pflichten in Erinnerung gerufen hatte, vor allem auch Einhaltung der Formen verlangt hatte, ist er fast unmittelbar darauf abgereist, ohne die Fakultät und den Rektor zu verständigen, ohne die Dekanatsgeschäfte ordnungsgemäß zu übergeben und die schwebenden Angelegenheiten zu regeln. Herr Beyer hat aber Zeit genug gefunden, seine Angestellten bei der Reinhard Heydrich-Stiftung zu entlassen. Zeuge dafür ist der Gaudozentenführer Magnifizienz Prof. Dr. Buntru. Ein Verlassen der Dekanatsgeschäfte in dieser Art, in einem so schwierigen Zeitpunkt, ist eine grobe Ungehörigkeit.

Die Philosophische Fakultät ist einstimmig der Ueberzeugung, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt, der über den Fortbestand der Deutschen Karls-Universität entscheidet, ein unbedingter Anspruch der Fakultät auf eine in der Stadt Prag anwesende, verhandlungsfähige und unbelastete Leitung besteht. Die Fakultät hat deshalb dem Herrn Rektor am 4. Mai diesen einstimmigen Wunsch der Fakultät durch eine Abordnung der Fakultät, bestehend aus den Herren Hofmann, Schwarz und März, vorgetragen und gebeten, Herrn Hofmann sofort mit der Führung der Dekanatsgeschäfte zu betrauen, sie unterstreicht darüber hinaus die Notwendigkeit, die Angelegenheit zu untersuchen.

Gez.^{a)} Hofmann, gez. E. Schwarz, gez. J. März.^{a)}

a)-a) Mit Bleistift von Erich Hofmanns Hand.

B)

Entwurf

Die Philosophische Fakultät hat [...] [es folgt der Text wie im ersten Absatz des vorangehenden Briefes an Rektor Albrecht].

Nachdem Herr Beyer in einem Rundschreiben den Mitgliedern der Fakultät ihre Pflichten in Erinnerung gerufen hatte, vor allem auch Einhaltung der Formen verlangt hatte, ist er fast unmittelbar darauf abgereist, ohne die Fakultät zu verständigen, ohne die Geschäfte ordnungsgemäß zu übergeben und die schwebenden Angelegenheiten zu ordnen. Es^{a)} fehlten Gutachten, Prüfungsvermerke und Akten. Es kann nicht angenommen werden, dass zu einer Geschäftsübergabe keine Zeit mehr gewesen sei, da nachgewiesen werden kann, daß Herr Beyer vor seiner Abreise wohl noch Gelegenheit fand, verschiedene Briefe in minder wichtigen Angelegenheiten zu schreiben. Während die indirekte Mitteilung, die er dem Rektor machen ließ, den Eindruck erwecken mußte, daß seine Abwesenheit nur wenige Tage dauern würde, sprach sein gleichzeitiges Rundschreiben von Mitte Mai, ein Brief aber vom 1. Juni usw. Aus diesen Widersprüchen spricht eine Verwirrung, die die Unordnung in der Geschäftsführung nur unterstreicht.

Es muß ferner als durchaus ungewöhnlich und wohl auch ungehörig bezeichnet werden, wenn Herr Beyer den Briefwechsel der Fakultät wenigstens zum Teil nicht innerhalb

von ihr, sondern in der Reinhard Heydrich-Stiftung erledigte, sodaß deren Schreibpersonal dadurch ohne jede Berechtigung Einblick in Interna der Fakultät und in die Auseinandersetzungen des Dekans mit einzelnen Fakultätsmitgliedern erhielt. Diese Verquickung von Dingen, die streng getrennt gehalten werden müßten, ist geeignet, die Autorität aller Beteiligten, besonders die des Dekans selbst, zu schädigen, verrät aber zugleich Unklarheit über die Befugnisse, die mit dem Ehrenamt des Dekans verbunden sind.^{a)}

Es^{b)} hat die Fakultätsmitglieder auch befremdet, daß Herr Beyer als an Lebensjahren jüngstes Mitglied der Fakultät und auch als jüngster Ordinarius das Dekanat in einem Zeitpunkt übernahm, als nur für das Amt des Dekans die Uk-Stellung bestand. Schon dadurch ist ein ungünstiger Eindruck erweckt worden. Außerdem hat es jene Fakultätsmitglieder, die der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Prag angehören, mindestens eigenartig berührt, daß Herr Beyer, der als Dekan eine unbestrittene wissenschaftliche Leistung aufweisen und vom Vertrauen seiner Kollegen getragen sein muß, vom Amt des Dekans nicht zurücktrat, als die Akademie der Wissenschaften seine von ihm selbst angestrebte Wahl zum ordentlichen Mitglied mit erheblicher Stimmenzahl abgelehnt hatte. Es entspricht nicht der Würde eines Dekans, nach einem solchen Votum der höchsten wissenschaftlichen Instanz an seinem Amt zu kleben, sondern deutet darauf hin, daß er sich der Verantwortung, die mit der Uebernahme des Dekanats verbunden und im gegenwärtigen Zeitpunkt besonders groß ist, nicht voll bewußt ist.^{b)}

Der Dekan hat, wenn er die Fakultätsmitglieder streng an ihre Pflichten mahnt und unbedingte Einhaltung der Formen verlangt, selbst unbedingtes Vorbild in der Geschäftsführung und auch in der in einem so ersten Zeitpunkt notwendigen menschlichen Haltung zu sein. Das Amt des Dekans verleiht nicht nur Rechte, sondern auch, und das trifft für die Entscheidungsstunde der ältesten deutschen Universität ganz besonders zu, erhöhte Pflichten. Herr Beyer hat aber vor allem nicht nur von seinen Rechten Gebrauch gemacht, sondern seine Befugnisse wesentlich überschritten. Es steht nicht in seinem Recht, Dissertationen, die von beiden Begutachtern übereinstimmend angenommen worden sind, zurückzuweisen und Gegengutachten zu bestellen, nur um wissenschaftliche Streitigkeiten auf dem Rücken von Studenten auszutragen. Für solche Dinge ist die Zeit zu ernst. Der Dekan ist vielmehr nur dann zur Entscheidung berechtigt, wenn die beiden Begutachter mit einander nicht übereinstimmen. Herr Beyer hat auch keine andere Sorge – noch im April! – gehabt als die, den vom Reichsführer SS allgemein gegebenen Auftrag, auch bei mangelnder Zuständigkeit ordnend einzugreifen, zu seinem persönlichen Vorteil auszulegen, insofern er z. B. einen Wissenschaftszweig, der ihm aus irgend einem Grund nicht zusagt, eigenmächtig zu der Hilfswissenschaft einer anderen Disziplin erklärt oder ihre Studenten seiner eigenen Disziplin, der Volkswissenschaft, unterordnen will. Die Belege dafür können beigebracht werden. Herr Beyer ging bei seiner Begründung für diese eigenartige Auslegung seiner Befugnisse so wenig wissenschaftlich gewissenhaft vor, daß ihm eine ganze Reihe von Irrtümern nachgewiesen werden konnte. Abgesehen davon, daß die Notwendigkeit, sich gegen solche Angriffe eingehend zu wehren und den Egoismus, der in diesem Mißbrauch des Dekansamtes liegt, abzulehnen, viel Zeit beansprucht, die der Erledigung kriegswichtiger Aufträge weggenommen wurde, ist die Auffassung des Dekans, daß es gegenwärtig nichts Wichtigeres zu tun gebe, als solche Interna zwischen Disziplinen und innerhalb von Fakultäten, ein weiterer Beweis dafür, daß persönlicher Egoismus und Ehrgeiz stärker entwickelt sind als die Ueberzeugung, daß der Dekan an der ältesten deutschen Universität in der Schicksalsstunde des deutschen Reiches und Volkes vor allem die ihm übertragene Fakultät zu leiten oder für eine anderweitige Leitung zu sorgen hat. Es darf wohl die Ansicht geäußert werden, daß es etwas an der menschlichen Reife fehlt, die in diesem Augenblick von dem Inhaber eines solchen Amtes unbedingt gefordert werden muß.

Eine^{c)} der ersten Anforderungen an den Dekan ist Unparteilichkeit. Nur diese verbürgt das Vertrauen der Gesamtheit der Fakultät und gewährleistet den regelmäßigen Turnus unter allen Mitgliedern, die den Anspruch auf diese Würde erheben können. Herr Beyer hat, auch noch in seinem Rundschreiben, von seinen Kollegen die Anwendung strenger Maßstäbe verlangt, solche aber gegenüber seinen eigenen Schülern keineswegs angewandt. Er hat ihnen durchweg das Prädikat „ausgezeichnet“, also das beste, zuerkannt und sie teilweise ohne reguläre Prüfung, ohne entsprechende begründete Gutachten und auch ohne Vorlegung einer fertigen oder mindestens einigermaßen fertigen Arbeit promoviert, dagegen hat Herr Beyer die Voten anderer Fakultätsmitglieder angefochten und deren Schüler zu diskriminieren versucht. Er hat damit Schritte unternommen, Fakultätsmitglieder erster und zweiter Klasse zu schaffen, in manchen Fällen auch Vorschriften für die Benotung nach seinen Wünschen zu machen und überhaupt die Rechte der Fakultätsmitglieder einzuschränken. Die Fakultätsmitglieder müssen in diesem doppelten Maßstab^{c)} nicht^{d)} nur eine Heuchelei erblicken, wenn sie damit die Forderung in dem Rundschreiben, strenge Maßstäbe anzulegen, vergleichen, an die sich Herr Beyer selbst keineswegs zu halten gedachte, und müssen diese ungleiche Behandlung auch als eine Beleidigung und als eine Anzweiflung ihrer Gewissenhaftigkeit und ihrer wissenschaftlichen Urteilsfähigkeit auffassen. Dem Dekan steht aber keineswegs ein Recht dieser Art zu.

Diese Argumente, die sich vermehren ließen, geben zu ernstern Zweifeln Anlaß, ob Herr Beyer geeignet ist, das Amt des Dekans auszuüben, zumal nunmehr feststeht, daß er sich dabei nicht auf das Vertrauen der Fakultät stützen kann. Er hat durch sein willkürliches und aggressives Auftreten bereits vorher mehrfach Zusammenstöße in den Fakultätssitzungen hervorgerufen und hat als Dekan die Geschlossenheit der Fakultät zerrüttet, vielmehr eine wachsende Opposition gegen ihn selbst erzeugt.^{d)}

Die Notwendigkeit, diese Angelegenheit zu untersuchen, muß deshalb unterstrichen werden. Es ist ungewöhnlich, daß ein solcher Schritt erfolgen muß, aber die außergewöhnlichen Zeitumstände verlangen den schärfsten Maßstab.

a)–a) Mit mehreren Strichen überzogen, aber unklar, ob das eine Streichung bedeuten soll.
b)–b) Als Einschub auf extra Blatt beigelegt; c)–c) Als Einschub auf extra Blatt beigelegt.
d)–d) Als Einschub auf extra Blatt beigelegt, der letzte Satz handschriftlich nachgetragen.

Nr. 9

15. Mai 1946, Götting

Alfred Tomsa berichtet über die Evakuierungsmaßnahmen an der Deutschen Universität in Prag und seine Fahrt nach Österreich im April und Mai 1945.

Archiv Univerzity Karlovy (Archiv der Karlsuniversität), Mappe Insignien. Xeroxkopie einer älteren Kopie des Originals. Deutsche Fassung von 5 Blatt recto maschinenschriftlich beschrieben, unten auf den ersten 4 Blatt jeweils der handschriftliche Vermerk des verhörenden Oberstleutnants Vrečko und die Unterschrift Tomsas: Předě mnou podepsáno [In meiner Anwesenheit unterschrieben]; Dr. Tomsa podplukovník Vrečko 18/5 [1946] Englische Fassung von 7 Blatt.

Götting, den 15. Mai 1946

Erklärung

Der Unterzeichnete Dr. Alfred Tomsa, derzeit in Götting 33 1/3, Oberbayern, gibt hie-mit auftragsgemäß folgende Erklärung ab:

Die Anordnung des Deutschen Staatsministers in Böhmen und Mähren, wichtiges Gut der einzelnen Dienststellen in diesen Ländern vor Fliegerschäden und sonstiger Kriegs-bedrohung rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, erging auch an die Deutschen Hoch-schulen in Prag und Brünn. Für die Prager Hochschulen wurden Schloss Kauth, wohin

bereits früher wertvolle Sammlungen verlagert worden waren, und das Gutshaus in Nemelkau im Böhmerwald bestimmt. Die Vorbereitung und technische Durchführung der Verlagerung (Beschaffung des Verpackungsmaterials, wie Kisten, Nägel, Holzwohle und dgl., Bezeichnung der Kisten mit Nummern u. s. w.) oblag der Dienststelle des Kurators der Deutschen wissenschaftlichen Hochschulen in Prag und zwar in der Weise, dass die Besorgung der Holz- und der Eisenscheine und des sonstigen Verpackungsmaterials, ferner die Verhandlung mit den Hersteller- und Lieferfirmen meine Aufgabe war, während Amtmann [Wilhelm] Wolbers der Verkehr mit den einzelnen Hochschul-instituten, die Aufträge an das Hauspersonal (Ausgabe von leeren Kisten an die Institute, Anbringung der für jedes Institut festgesetzten Zeichen auf den Kisten u. s. w.) oblag. Wir beide wurden von dem technischen Angestellten Ing. Franz Pokorný unterstützt. Die Auswahl der einzelnen zu verlagernden Gegenstände aber (Apparate, Akten, Bücher u. s. w.) hatte jeder einzelne Institutsvorstand bzw. Lehrstuhlinhaber selbst zu bestimmen. Das gleiche galt für die Vorstände der akademischen Dienststellen (Rektorate, Dekanate). Jedes Institut bzw. die akademischen Dienststellen hatten die entsprechende Anzahl von Kisten im Kuratorium anzufordern. Jede verpackte Kiste sollte ein Inhaltsverzeichnis enthalten, ein Durchschlag sollte beim Institut verbleiben und ein weiterer Durchschlag der Dienststelle des Kurators übergeben werden.

So hatte auch der Rektor der Deutschen Karls-Universität Prof. Dr. Kurt Albrecht, zu dessen Aufgabenbereich dies gehörte, bestimmt, dass die Insignien der Universität verlagert werden sollten. Bei der Haustischlerei des Verwaltungsgebäudes Prag I, Mozartplatz 2, wurde nach Angaben des Büroleiters Oberinspektor Carl Schmidt für die Insignien eine eigene Kiste angefertigt, da die von den Firmen gelieferten zwei Arten von Normalkisten hierfür nicht passten. Diese Kiste wurde auf seinen Wunsch dann kleiner gemacht, da sie sich als zu groß erwies. Diese Kiste habe ich in leerem Zustand nach Anfertigung durch den Haustischler gesehen. Nach Uebergabe an das Rektorat habe ich sie nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Der erste Transport mit Räumungsgut nach Schloss Kauth wurde im April 1945 auf Grund der Meldungen, die im Kuratorium beim Büroleiter Wilhelm Wolbers einliefen, von diesem im Auftrage des Kurators Dr. Ehrlicher der Speditionsfirma Holan in Prag übertragen. Welche Institute bzw. Dienststellen Meldungen abgegeben haben, weiss ich nicht mehr. Ich glaube aber mit fast hundertprozentiger Sicherheit annehmen zu können, dass eine größere Anzahl von Kisten des Universitätsarchivs und die Insignienkiste vom Rektorate für diesen Transport bereitgestellt wurden. Vom Kurator waren auch einige Kisten mit Akten, Büromaschinen und Gesetzessammlungen für den Transport bestimmt worden. Nähere Auskünfte darüber können die Herren Oberinsp. Schmidt und Amtmann Wolbers geben. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, ob die ausserhalb des Gebäudes Mozartplatz 2 untergebrachten Hochschulinstitute ihre fertig gepackten Kisten für den gemeinsamen Abtransport dorthin brachten oder ob sie vom Spediteur bei ihnen abgeholt wurden. Bei der Verladung der Kisten aus dem Hochschulgebäude Mozartplatz dürfte, wie dies üblich war, der Hausmeister Amtsgehilfe Otto Siegert die Aufsicht geführt haben. Auch darüber wird Herr Wolbers genaueren Bescheid wissen. Als Amtmann Wolbers nach einiger Zeit bei der Firma Holan (schätzungsweise um den 15. April) sich wegen des Transportes erkundigte, erhielt er die Mitteilung, dass der Wagon [sic] noch in Prag stehe, da die Strecke nach Pilsen unterbrochen sei. Weitere Transporte könnten von der Firma nicht übernommen werden. Auf Grund dieser Mitteilung wurde die Räumungsaktion nicht mehr eifrig weiterbetrieben. Event. weitere Mitteilungen der Firma sind mir nicht erinnerlich.

Da eine Reihe von Hochschulinstituten ihren Forschungsbetrieb nach Südbayern und Oesterreich verlagert hatte, erschien es zweckmässig, für deren Betreuung eine Neben-

stelle der Hochschulverwaltung im Anschluss an eine andere Hochschule zu errichten. Die Wahl fiel auf die Universität Innsbruck. Kurator Dr. Ehrlicher hatte zunächst die Absicht, selbst diese Stelle einzurichten. Auf Anordnung des Deutschen Staatsministers Frank musste er jedoch in Prag verbleiben und ich wurde am 22. April 1945 (also lange nach der Verladung des Wagons nach Kauth) beauftragt, diese Nebenstelle zu errichten. Die betreffende schriftliche Beauftragung lautet wie folgt:

Der Deutsche Staatsminister
für Böhmen und Mähren
I/6-Hochschulen

Prag IV, den 22. April 1945

Bescheinigung

Herr Regierungsrat Dr. Alfred Tomsa, Prag VII, Skuherskygasse 5, ist beauftragt, sich zur Durchführung der Räumung mit dem Räumungsgut der Dienststelle des Kurators der Deutschen wissenschaftlichen Hochschulen in Prag einschliesslich der Hochschulkasse und mit dem von ihm bestimmten Personenkreis auf kürzestem Wege zur Ausweichstelle der Verwaltung der Hochschulen Prag und Brünn nach Innsbruck zu begeben.

Im Auftrage:

L. S.

gez. Ehrlicher

Zu diesem Zwecke sollte ich die für den Betrieb dieser Nebenstelle notwendigen Akten sowie den entsprechenden Bürobedarf mitnehmen. Auch von der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn waren mehrere Beamte und Angestellte nach Innsbruck unterwegs. Es war geplant, dass später noch einige weitere Beamte und Angestellte des Kuratoriums und der Hochschulkasse und ev. der Rektorate, die noch zusätzliches Arbeitsmaterial mitnehmen sollten, nachfolgen. Ich bemerke ausdrücklich, dass es sich bei dem mir erteilten Auftrag ausschliesslich um Räumungsgut der Dienststelle des Kurators einschliesslich der Hochschulkasse handelte, nicht aber um solches der Rektorate, Dekanate und Hochschulinstitute. Es befanden sich also dabei weder Urkunden der akademischen Dienststellen (Rektorate und Dekanate) wie Studentenmatriken, Promotionsbücher und dgl., Insignien, oder Apparate und Lehrmittel der Hochschulinstitute.

In der Woche vor unserer Abreise (28.4.) war ich täglich nur vorübergehend im Büro, da ich wegen der Beistellung eines Lastautos im Verkehrsministerium tagelang verhandeln musste. Erst am Samstag den 28. April wurde mir ein kleiner 1½ Tonnen Lastwagen mit zwei Fahrern der Transportbrigade Wien des deutschen Volkssturms für die Fahrt nach Innsbruck beigestellt. Da ich wegen meiner Abwesenheit vom Büro in der letzten Woche praktisch keine oder kaum noch eine nennenswerte Amtstätigkeit in der Dienststelle ausübte, wusste ich auch nur in grossen Umrissen darüber Bescheid, was an Akten und Bürobedarf in die Kisten verpackt wurde. Die einzelnen Abteilungsleiter in der Dienststelle taten dies für ihren Bereich. Genauere Kenntnis besass der Büroleiter. Die Kisten wurden in der Dienststelle vom Amtsgehilfen Siegert zugenagelt.

Am 28.4. ca. 21 Uhr begann unsere Reise vom Gebäude Mozartplatz 2. Auf dem Auto befanden sich ausser den beiden Fahrern aus Wien (Nagelhofer und Blümel) meine Frau, Amtmann Wolbers und Frau, die Sekretärin des Kurators Frä. Brigitte Grossmann und ich. Einen Grossteil der Ladefläche nahm der Schwelkoks (ca. 800 kg) ein. Ausser den Akten der Dienststelle des Kurators und der Hochschulkasse, sowie dem notwendigen Büro- und Kanzleibedarf führten wir einen Bruchteil unseres Privateigentums an Kleidung und Wäsche, Haushalts- und Lebensmittel mit uns (ca. 10 Kisten und mehrere Koffer und andere Verpackungen). Auf ausdrücklichen Befehl des Kurators Dr. Ehrlicher hatte ich ferner Platingegenstände aus dem Besitz der Montanistischen Hochschule in Pibrans mit, um sie den event. Kriegseinwirkungen in Prag nicht auszusetzen. Diese

Platingeräte, die vordem bei der Landwirtschaftlichen Bank in Prag, Heuwaagsplatz, in einer Kasette lagen – es waren die einzigen Wertgegenstände, die Dr. Ehrlicher unmittelbar betreute – sollte ich auftragsgemäss bei der Reichsbank in Innsbruck deponieren.

Mit uns fuhr gleichzeitig ein zweites Lastauto unter Leitung des Professors der Deutschen Technischen Hochschule in Prag Dr. Eugen Flegler ab. Darauf befanden sich ausser dem Privatgepäck des Professors und der mitfahrenden Mitarbeiter elektrotechnisches Forschungsmaterial, das zur beabsichtigten Errichtung eines Forschungsbetriebes in der Nähe von Innsbruck dienen sollte. Unsere Reise stand unter keinem günstigen Stern. Bereits in Prag-Werschowitz hatten wir den ersten Defekt. Hier – nach ganz kurzer Zeit – verloren wir das Auto des Prof. Flegler aus den Augen. Prof. Flegler, der sich derzeit in Neuburg an der Donau, Siedlung Oberhausen Hausnummer 1, Bayern befindet, ist wie ich gehört habe, nur bis St. Gilgen in Salzburg gekommen. Unsere beiden Fahrer, die bis dahin mit Schwelkoks nicht gefahren waren, kannten sich in der Behandlung der Anheizvorrichtung nicht aus. Ausserdem war der Akkumulator entladen. Wir verbrachten die Nacht auf dem Auto. Am Sonntag vormittag gelang es mit Hilfe eines in der Nähe wohnhaften Schöffeurs [sic], der unseren Fahrern die Bedienung des Wagens erklärte und auch seinen Wagen zum Anziehen unseres Wagens bereitstellte, loszufahren. Wir kamen über Beneschau in die Nähe von Wotitz, wo wir einen Reifenschaden hatten. Dort verbrachten wir die zweite Nacht unter freiem Himmel. Ein Lastauto des Physikalischen Hochschulinstituts, das einen Tag nach uns von Prag Richtung Tirol abgefahren war, überholte uns hier. Wir verabredeten ein Treffen in Tabor. Am nächsten Morgen fuhren wir nach Tabor, wo wir unsern Wagen abschleppen und ihn einer gründlichen Reparatur unterziehen lassen mussten. Hier trafen wir auch tatsächlich bei der Batafabrik das Auto des Physikalischen Instituts. Dieses fuhr aber wegen unseres defekten Wagens allein weiter. Ich habe von den Insassen dieses Autos niemals etwas gehört. Die Personen – es handelte sich um Mitarbeiter des inzwischen in Prag verstorbenen Direktors des Physikalischen Instituts Prof. Dr. Gudden – waren mir zum grössten Teil unbekannt. Der Leiter des Autos war ein Dr. Treu. Am Abend fuhren wir nach Budweis weiter. Dort stiegen bei der militärischen Strassenkontrolle trotz unseres Protestes mehrere Offiziere, die eine uns unbekannt Sprache sprachen, auf das Auto, um nach Linz mitzufahren. Unser Wagen verweigerte aber die neue Belastung nicht und bereits einige hundert Meter hinter Budweis platzten zwei Reifen. Daraufhin verliessen die Offiziere wieder das Auto. Wir mussten so die dritte Nacht unter freiem Himmel übernachten. Am Morgen des 1. Mai konnten wir nach Behebung des Schadens weiterfahren und wir kamen auch glücklich über Freiberg¹⁾ nach Linz, von dort fuhren wir nach Peuerbach in Oberösterreich, wo die Frau des Fahrers Nagelhofer evakuiert war. Dort schliefen wir das erste Mal auf unserer Fahrt unter einem Dach. Das Auto hatten wir in einer Garage eingestellt. Am nächsten Tag (2. Mai) wollten wir nach Salzburg. Unsere Reise ging über Grieskirchen, wo wir wieder einen Defekt hatten, Wels bis Attnang-Puchheim. Dort havarierte unser Wagen neuerdings. Wir übernachteten abermals unter freiem Himmel. Am 3. Mai wurde unser Wagen nach Gmunden abgeschleppt, wo sich die militärische Einheit der Fahrer damals befand. Trotz Protest wurde unser Wagen von dieser Transporteinheit beschlagnahmt und unser Gepäck auf die Strasse geworfen. Meine Bemühungen, bei Militär- und Zivilstellen einen anderen Wagen zu erhalten, schlugen fehl. Erst am 5. Mai gelang es mir, eine militärische Kolonne zu bewegen, uns mit dem Gepäck mitzunehmen. Einen Teil der Lebensmittel liessen wir in einem Fischgeschäft in Gmunden zurück, da wir es nicht mehr auf den Wagen aufladen konnten. In Traunkirchen wurden wir von SS-Posten nicht weiter durchgelassen und wir brachten unser Gepäck auf einem Bauernhof unter. Am nächsten Tag (6. Mai) rückten amerikanische Truppen in Traunkirchen ein. Die Lebensmittel liessen wir einige Tage später in Gmunden abholen, doch wurden sie wegen des

herrschenden Notstandes von der Gemeinde Traunkirchen beschlagnahmt. Eine Weiterreise nach Innsbruck war infolge der Besetzung Oesterreichs vorläufig nicht möglich. Wir entschlossen uns daher in Traunkirchen zu bleiben. Nur Familie Wolbers wanderte zu Fuss am 17. Mai nach Tirol. Im Juli kam Herr Wolbers für einen Tag nach Traunkirchen, um den Rest seines Gepäcks abzuholen. Er teilte mir bei dieser Gelegenheit mit, dass sich eine grössere Anzahl von Brünner Hochschulangehörigen in Innsbruck befände. Der Rektor der Universität Innsbruck hatte sich bereiterklärt, die Akten der Prager Hochschulen in Verwahrung zu nehmen.

Ich habe dann im Juli 1945, als ich die Bewilligung zu einer Reise nach Salzburg von der amerikanischen Militärregierung erhielt, ordnungsgemäss die Platingeräte der Reichsbankstelle Salzburg übergeben und auch die Barmittel der Dienststelle, die ich bei mir führte, abgeliefert. Einen Teil hatte ich bereits Herrn Wolbers zur Abgabe mitgegeben.

Im Herbst 1945 fasste ich den Entschluss, mit einem Transport Reichsdeutscher Rückwanderer nach Bayern abzureisen.

Meine Bemühungen, die in meiner Verwahrung befindlichen Akten der Bezirkshauptmannschaft in Gmunden zu übergeben schlugen fehl, da mir der Stellvertreter des Bezirkshauptmanns, mit dem ich am 9. Oktober dieserhalb verhandelte (Dr. Pesendorfer – ein gewesener KZ Häftling) aus Platzmangel diese Bitte abschlug. Auch die Landesregierung in Linz würde seiner Meinung nach diese Akten aus demselben Grunde nicht übernehmen können. Auf seinen Rat sollte ich den Rektor der Universität Innsbruck, der sich ja seinerzeit zur Uebernahme bereitgefunden hatte, die Akten noch mal anbieten. Der Abtransport könnte durch die Fahrbereitschaft Innsbruck gelegentlich eines Transports nach Oberösterreich auf der Rückfahrt nach Innsbruck erfolgen. Bis dahin sollte ich die Akten nach Entfernung alles überflüssigen Balastes, nach Möglichkeit in wenigen Kisten zusammengedrängt, bei meiner Unterstandgeberin, die ebenfalls im KZ gewesen war, belassen. Ich habe dann diesem amtlichen Rate folgend, die Akten in drei Kisten zusammengedrängt und sie dem Rektor in Innsbruck in einem Briefe zur Uebernahme zu treuen Händen angeboten. Die Kisten sind mit dem Zeichen KU und den Ziffern – wie ich glaube – 3, 4 und 5 bezeichnet. Die drei Kisten wurden bei Frau Maria Mahler in Traunkirchen, Mühlbachberg 52, deponiert. Ob sie inzwischen abgeholt wurden, ist mir nicht bekannt.¹⁷¹

¹⁷¹ Das weitere Schicksal konnte noch während der Drucklegung dieses Aufsatzes geklärt werden. In der Vorbemerkung zum Bestand R 31 „Der Kurator der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen in Prag und Kommissar der geschlossenen tschechischen Hochschulen“ des Bundesarchivs Berlin-Lichterfelde, der vor allem aus Personalakten des Lehrkörpers und der Verwaltungsbediensteten 1939-1945 der Deutschen Universität in Prag und Verwaltungsakten der tschechischen Universitäten besteht, wird angegeben, dass Gustav Ehrlicher und Wilhelm Wolbers die Rettung der Akten ermöglicht haben, sowie: „Im Frühjahr 1945 wurden in einem ersten Stadium die jetzt vorhandenen Akten verlagert. Eine oder mehrere spätere Verlagerungen kamen nicht mehr zur Durchführung. Die Akten sollten nach Innsbruck geschafft werden, erreichten aber dieses Ziel nicht mehr, sondern blieben in Traunstein [versehentlich anstatt Traunkirchen, K. H.] bei einer Frau Mahler liegen. Trotz verschiedener Aufforderungen amerikanischer Dienststellen an Frau Mahler, die Akten zu vernichten, gelang es, dies zu verhindern, bis ein Abtransport im Jahre 1948 in die Obhut der Universität Bonn möglich wurde. Nach Errichtung des Bundesarchivs wurden sie dann am 4. September 1952 diesem übergeben [...]. [...] Koblenz, den 8. Januar 1953. (gez.) Dr. Diestelkamp Oberarchivrat. Der Bestand wurde im Spätjahr 1952 durch Archivinspektor Schaffner unter Leitung von Oberarchivrat Dr. Diestelkamp geordnet und verzeichnet. [...]. Koblenz, 11. Juli 1955 Dr. Facius Archivrat.“ 1949-1952 haben

Am 16. Oktober sind wir (meine Frau, Frl. Grossmann und ich) von Traunkirchen abgefahren und am 18. Oktober in München angekommen. Seit 30. Oktober befinde ich mich mit meiner Frau in Götting. Von Frl. Grossmann weiss ich nur, dass sie angeblich nach Gilching bei München verzogen ist. Ich habe seit 30. Oktober von ihr nichts mehr gehört.

Diese meine Angaben, die ich nach bestem Wissen aus dem Gedächtnis wiedergegeben habe, entsprechen der Wahrheit.

Als Zeugen für die Richtigkeit meiner Angaben führe ich an:

- 1.) Kurator Dr. Gustav Ehrlicher [...] ^a
- 2.) Amtmann Wilhelm Wolbers [...] ^a
- 3.) Frau Maria Wolbers [...] ^a
- 4.) Frl. Brigitte Grossmann [...] ^a
- 5.) Amtsgehilfe Otto Siegert [...] ^a
- 6.) Oberinspektor Carl Schmidt [...] ^a
- 7.) Meine Frau Elfriede Tomsa [...] ^a.

Der einzige Weg, der meiner Meinung nach zu einer Auffindung der verschwundenen Insignien der Prager Karls-Universität, über deren Schicksal ich, wie ich nochmals ausdrücklich betonen möchte, nicht das mindeste weiss und nach der vorstehenden Schilderung auch nicht wissen konnte, führen kann, ist die Nachforschung nach dem Wagon. Dieser ist, wie ich von dem mich gestern vernehmenden Herrn Oberst erfahren habe – am 14. April 1945 – mit 35 Kisten tatsächlich von Prag über Pilsen hinaus abgegangen, ohne allerdings in Kauth anzukommen. Die betreffenden Bahnbediensteten müssen doch über das Schicksal dieses Wagons, der nicht von der Erdoberfläche ohne weiteres verschwinden kann, Auskunft erteilen können; denn es handelt sich im vorliegenden Falle nicht um den Verlust oder das Verschwinden nur einer einzigen Kiste, sondern eines ganzen Wagons mit wertvollem Inhalt.

Sollte – was ich aber nicht glaube – unter Aenderung der ursprünglichen Disposition die Kiste mit den Insignien vom Rektorate der Deutschen Karls-Universität nicht für den Transport nach Kauth mitgegeben worden sein, so könnte eine Nachforschung danach nur bei den Personen einsetzen, die bis zuletzt darüber verfügen konnten. Die Verfügungsgewalt lag nicht bei der Dienststelle des Kurators, sondern ausschliesslich beim Rektorat der Universität und zwar zunächst beim Rektor Dr. Albrecht. In seiner Vertretung beim Prorektor Dr. Viktor Denk und schliesslich beim Büroleiter Oberinspektor Schmidt. Rektor und Prorektor sind nicht mehr am Leben. Ich habe auch keine Kenntnis darüber, was sich nach meiner Abreise am 28. April noch an den Hochschulen in Prag ereignet hat. Darüber können nur die Personen Auskunft geben, die bis zuletzt in Prag waren.

Zum Schluss darf ich noch hinsichtlich der Stellung des Kurators und des Rektors im Rahmen der Hochschule kurz folgendes bemerken: Die staatliche sogenannte äussere Verwaltung (Vollzug des Haushalts, Besoldungs-, Grundstücks- und Gebäudeangelegenheiten, Rechtsfragen) gehören zum Aufgabenbereich des Kurators (einschliesslich Hochschulkasse). Zu den Aufgaben der akademischen Verwaltung (Rektor und Dekane) dagegen gehört die Obsorge um Lehre und Forschung (daher auch alle Studenten-

Ehrlicher und Wolbers in Bonn aus den Akten Anfragen ehemaliger Angehöriger der Deutschen Universität Prag beantwortet, so etwa von Gustav Becking, Hans-Joachim Beyer, Alfred Buntru, Willi Czajka, Alois Gotsmich, Karl Grund, Wilhelm Hanisch, Josef März, Wilhelm Saure, Otto Siegert und Carl Schmidt.

angelegenheiten und das Hochschularchiv). Rektor und Kurator sind auf ihrem Gebiet gleichberechtigte örtliche Vertreter des Ministeriums. Jeder von beiden ist zur Durchführung seiner Aufgaben Leiter einer Dienststelle mit besonderem Beamtenstand, eigener Registratur u.s.w. und mit streng von einander getrennten Amtsräumen, die in Prag zufällig in einem Gebäude untergebracht waren (Mozartplatz 2). Sowie auch in der Tschechoslowakischen Republik die Insignien nicht bei den staatlichen Verwaltungsbehörden (Landesbehörde, Schulministerium) verwahrt wurden, sondern im Rahmen der Hochschulautonomie bei den einzelnen Hochschulrektoren, ebenso lag bei den deutschen Hochschulen in Prag bis zuletzt die ausschliessliche Verfügung über diese Symbole der akademischen Selbstverwaltung in den Händen des Rektors. Weder der Kurator selbst, noch ich oder ein anderer Beamter bzw. Angestellter unserer Dienststelle hatten je mit den Insignien der Karls-Universität zu tun. Wie abseits diese Insignien von meinem Aufgabenbereich lagen, möge daraus ersichtlich sein, dass ich bis heute nicht weiss, wo sie vom Rektorat gewöhnlich aufbewahrt wurden.

Weitere Angaben oder Hinweise bezüglich der Insignien der Karls-Universität vermag ich nicht zu geben.

Dr. Tomsa^b

Svědék podepsání 18/5 [1945] podplukovník Vrečko^c

a) Es folgt die Angabe des Wohnorts. b) Eigenhändige Unterschrift. c) Eigenhändiger Vermerk des Oberstleutnants Vrečko.

1) gemeint ist Freistadt (Oberösterreich).

Nr. 10

11. November 1946, Bonn

Wilhelm Wolbers sagt über die Evakuierungsmaßnahmen an der Deutschen Universität in Prag aus.

Archiv Univerzity Karlovy, Mappe Insignien. Xeroxkopie einer älteren Kopie: Deutsche Fassung von 5 Blatt recto maschinenschriftlich beschrieben: Anschreiben Wolbers' an Bernard Taper, Art Intelligence Officer in Berlin-Zehlendorf und Erklärung Wolbers'. Englische Fassung von 6 Blatt.

Die Erklärung Wolbers' ist weitgehend von der früher entstandenen Erklärung Alfred Tomsas abhängig, die Wolbers vorgelegen haben muss. Im Folgenden werden nur die gegenüber Tomsas Text aufschlussreichen Passagen der Erklärung Wolbers' abgedruckt.

[...] Die Anordnung des damaligen Staatsministers [zur Evakuierung] wurde vom Kurator der deutschen Hochschulen an die einzelnen Institute und die Vorstände der akademischen Dienststellen [...] weitergegeben. [...] Die Aktion blieb schon in den Anfängen stecken, weil die Frage der Herstellung von Kisten zu spät und nur unbefriedigend gelöst werden konnte und Transportmittel nur für andere offenbar wichtigere Zwecke zur Verfügung standen. [...] Die Anforderungen der einzelnen Dienststellen auf Kisten wurden in der Reihenfolge des Eingangs erledigt, d.h. die Kisten wurden mit dem Zeichen „U“ oder „TH“ (= Universität oder Techn. Hochschule) und der Nummernfolge versehen (große Buchstaben, kleine Zahlen in schwarzer Tusche) und von den betreffenden Instituten und Dienststellen abgeholt. Die Kisten für die Rektorate trugen meiner Erinnerung nach das Zeichen „RU“ (Rektor Universität). [...] Der erste (und übrigens einzige) Transport, der aufgrund der eingegangenen Meldungen einiger Dienststellen über fertig verpackte Kisten von der Hochschulverwaltung organisiert wurde, sollte mittels Eisenbahnwaggon nach Schloß Kauth gehen. [...] Die einzelnen Dienststellen hatten Anordnung erhalten, in jede verpackte Kiste ein Inhaltsverzeichnis zu geben, eines dem Kurator der Hochschulen zu übersenden und eines im Institut bzw. bei der Dienst-

stelle zu verwahren. Welche Institute Kisten als bereit für den Versand nach Kauth gemeldet haben, ist mir im einzelnen nicht mehr in Erinnerung. Es kann sich nur um einige wenige handeln, deren Kisten auch nicht im Hochschulgebäude gesammelt, sondern meines Wissens von den Instituten aus unmittelbar zum Waggon am Hibernerbahnhof¹⁾ transportiert worden sind. Es dürfte aber sicher sein, daß durch das Rektorat der Universität eine ziemlich große Zahl Kisten mit dem Universitätsarchiv als Inhalt und auch die Kiste mit den vom Rektor für die Verlagerung vorgesehenen Insignien für diesen ersten Transport bereitgestellt wurden. Ob diese letztere Kiste dann tatsächlich mit in den Eisenbahnwaggon verladen worden ist, kann ich nicht sagen. [...] Was den Abgang des Waggons vom Hibernerbahnhof anbetrifft, kann ich nur folgendes bekunden: Im Auftrage des Kurators habe ich in der zweiten Hälfte des Monats April 1945 einige Male bei der Firma Holan nachgefragt. Die Antwort war immer negativ. Einmal wurde die Auskunft gegeben, daß die Strecke nach Pilsen unterbrochen sei und weitere Transporte von der Firma wohl nicht übernommen werden könnten. Die Verlagerungsaktion für die Hochschulen wurde danach nicht mehr weiter betrieben, da andere Transportmittel für die Hochschulen nicht erreichbar waren. Eine Benachrichtigung der Speditionsfirma Holan an die Dienststelle, daß der Waggon nach Kauth abgerollt sei, ist mir bis zum Tage meiner Abreise, den 28. 4. 1945 nicht mehr bekannt geworden. Ich war deshalb immer der Meinung, daß es hierzu nicht mehr gekommen und der Waggon in Prag geblieben sei.

1) bis zur Okkupation und heute Masaryk-Bahnhof.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Die deutsche Karl-Ferdinands-Universität in Prag. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. Hg. v. Akademischen Senate. Prag 1899, Abb. 1 (Titelbild).

Abb. 2 und 4: *Wolfram von Wolmar*, Wolfgang: Prag und das Reich. 600 Jahre Kampf deutscher Studenten. Dresden 1943, Bilderanhang (ohne Paginierung und Nummerierung).

Abb. 3: AUK, Fotoarchiv.

Abb. 5 und 12: AUK, Deutsche Universität, Kurator der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen in Prag, Ansuchen um Forschungsstipendien 1939.

Abb. 6-11: AAVČR, Nachlass H. Zatschek.

Abb. 13: NA, Deutsches Staatsministerium für Böhmen und Mähren, Sign. 110-3-95.

Abb. 14: Zeitschrift für Geschichte der Sudetenländer 7 (1944) (Abb. ohne Paginierung und Nummerierung).

Stefan Lehr

DEUTSCHE UND TSCHECHISCHE ARCHIVARE IN DER
ERSTEN TSCHECHOSLOWAKISCHEN REPUBLIK.
EIN BEZIEHUNGSGESCHICHTLICHER BEITRAG¹

„Ich schätze Sie und habe Sie aufrichtig gern, besonders deshalb, da Sie in Ihrer Art des Auftretens und Handelns ein Mann der alten schönen Kavaliertadition sind. Ein Edelmann ohne Prädikat und Wappen.“² Diese Worte schrieb der deutsche Archivar Josef Bergl seinem tschechischen Kollegen Karel Kazbunda zu dessen 50. Geburtstag im Januar 1938. Bergls herzliche Glückwünsche lassen darauf schließen, dass die Beziehungen zwischen den deutschen und den tschechischen Archivaren, die in der Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik im größten Archiv des Landes, dem Archiv des Innenministeriums (Archiv ministerstva vnitra), angestellt waren, gut und freundschaftlich waren.³

1942 schrieb ein anderer deutscher Mitarbeiter des Archivs des Innenministeriums, Anton Blaschka, seiner 19-jährigen Tochter, die sich über Diskriminierung durch „Reichsdeutsche“ beklagt hatte: „Uns Protektoratsdeutsche, die wir die mehr als zwanzig Jahre nichts als Entbehrung und Demütigung gelitten haben, scheel anzusehen, hat wahrscheinlich kein anderer Deutsche das Recht.“⁴ Ohne hier auf die sudetendeutsche Wahrnehmung der „Reichsdeutschen“ nach der Einrichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ eingehen zu wollen, stellt sich die Frage, wie Blaschka zu dieser bitteren Äußerung kam. Hatten die Deutschen in der Ersten Tschechoslowakischen Republik wirklich „nichts als Entbehrung und Demütigung“ erlitten, wie er behauptete?

Deutsche und Tschechen lebten in den böhmischen Ländern über hunderte von Jahren zusammen. Dieses Zusammenleben war – obgleich beide nationalen Gruppen einander beeinflussten und voneinander profitierten – bekanntlich nicht frei von Spannungen. Im Zeitalter des modernen Nationalismus begannen Nationalisten bei-

¹ Ich danke Václav Babička, Siegfried Blaschka, Michael Brabänder, Detlef Brandes, Adam Dobeš, Rolf Lehr und Helena Smíšková herzlich für ihre Hilfe, Hinweise und Kritik.

² Bis auf den letzten Satz ist der Brief auf Tschechisch geschrieben. Bergl an Kazbunda, 29.1.1938. Archiv Národního muzea [Archiv des Nationalmuseums, ANM], Nachlass [pozůstalost] Kazbunda, K. 12, Inv.-Nr. 569.

³ Eine detaillierte Untersuchung steht noch aus. Seibt erwähnt lediglich nach einem Abschnitt über die nationale Desintegration in den böhmischen Ländern, dass „zwei sehr fleißige Deutsche, Josef Bergl und Anton Blaschka“, dem Archiv des Innenministeriums angehört hätten. Seibt, Ferdinand: *Geschichtswissenschaft in der Tschechoslowakei 1918-1938*. In: *Bosl, Karl/Seibt, Ferdinand* (Hgg.): *Kultur und Gesellschaft in der Ersten Tschechoslowakischen Republik*. München, Wien 1982, 269-287, hier 286 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum [BWT CC] 10).

⁴ Blaschka an Liesl, 9.5.1942. Národní archiv v Praze [Nationalarchiv Prag, NA], Nachlass Blaschka, K. 4, Inv.-Nr. 9.

der Seiten, die Unterschiede zwischen Tschechen und Deutschen zu betonen, radikale nationalistische Agitation ließ zunehmend weniger Raum für Kontakte, Austausch und Toleranz.⁵ Die politischen Rahmenbedingungen führten dazu, dass sich jeweils eine der beiden Nationalitäten zurückgesetzt sah: In der Habsburgermonarchie fühlten sich die Tschechen nicht adäquat repräsentiert, nach dem Ersten Weltkrieg wurden die böhmischen Deutschen wider Willen Bürger eines tschechoslowakischen Nationalstaats, der ihnen zwar volle demokratische Rechte, nicht aber die Anerkennung als Staatsvolk gewährte. In weiten Teilen der Bevölkerung wurde diese Situation, sich mit dem Status einer Minderheit abfinden zu müssen, als ungerecht empfunden. In der Folge begrüßten die Deutschen 1938 mehrheitlich den Anschluss der überwiegend von ihnen bewohnten Gebiete an das Deutsche Reich.

Diese Entwicklung als geradlinigen Weg in die Katastrophe zu beschreiben, würde zu kurz greifen, nicht nur weil der deutsch-tschechischen „Konfliktgemeinschaft“ alternative Entwicklungsmöglichkeiten offen standen. Inzwischen liegen Studien zu den Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit vor, die an konkreten Beispielen nachweisen, dass in der Lebenswirklichkeit und im Alltag der Ersten Republik nationale oft hinter andere Interessen zurücktraten, berufsständische Identitäten und Kooperationen den Vorrang vor der „Volksgruppe“ genossen.⁶

Diese Perspektive auf das alltägliche Zusammenleben und den Austausch auf beruflicher Ebene nimmt auch die vorliegende Studie ein. Am Beispiel des tschechoslowakischen Archivs des Innenministeriums sollen die Beziehungen zwischen deutschen und tschechischen Archivaren ausführlich untersucht werden. Es geht also nicht um die staatliche oder politische Ebene der Nationalitätenpolitik, sondern um den kleinen Bereich, in dem Historiker und Archivare, die durch ihren Beruf verbunden waren, wirkten und – wie zu zeigen sein wird – über Jahre einvernehmlich zusammenarbeiteten. Nach den Zäsuren der Jahre 1938, 1945 und 1948 aber verkehrten sich die Vorzeichen der gegenseitigen Wahrnehmung: Aus unterschiedlichen Gründen trat diese unproblematische Seite des Zusammenlebens für die überwiegende Mehrheit sowohl der tschechischen als auch der deutschen Archivare hinter den politischen Trennlinien zurück.

In der Zwischenkriegszeit arbeiteten drei deutsche Archivare, Josef Bergl, Gustav Pirchan und Anton Blaschka, über mehrere Jahre⁷ unter den tschechischen Direk-

⁵ *Lemberg, Hans*: Nationale Minderheiten und kulturelles Leben. Gegenseitige Befruchtung oder Abkapselung? In: *Ders.* (Hg.): Ostmitteleuropa zwischen den beiden Weltkriegen (1918-1939). Stärke und Schwäche der neuen Staaten, nationale Minderheiten. Marburg 1997, 313-330, hier 320 (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung 3).

⁶ *Boyer, Christoph*: Nationale Kontrahenten oder Partner? Studien zu den Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen in der Wirtschaft der ČSR (1918-1938). München 1999 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 42). – *Ders.*: Industrieorganisation und Nationalität. Konflikt und Kooperation zwischen Tschechen und Deutschen in den Industrieverbänden der Ersten Republik. In: *Barth, Boris/Faltus, Josef/Křen, Jan/Kubů, Eduard* (Hgg.): Konkurrenzpartnerschaft. Die deutsche und die tschechoslowakische Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit. Essen 1999, 168-183 (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 7).

⁷ Bergl: 1920-1937, Pirchan: 1918-1933, Blaschka: 1922-1942.



Abb. 1: Die Archivare des Archivs des Innenministeriums 1925: 1. Dir. Dr. Pirchan, 2. Dr. Prokeš, 3. Kursa, 4. Dr. Bergl, 5. Drbalová, 6. Semilská, 7. Dr. Blaschka, 8. Kácl, 9. Stark, 10. Dr. Letošník, 11. Brož, 12. Schmidt, 13. Dr. Roubík, 14. Poustka, 15. Pešák, 16. Dr. Odložilík, 17. P. Perka, 18. Dr. Dostál.

Postkarte Blaschkas an Lilli u. Liesl Blaschka, 16.7.1925. NA, Nachlass Blaschka, K. 31, Inv.-Nr. 9.

toren Ladislav Klicman (1867–1943) und Jaroslav Prokeš (1895–1951)⁸ im Archiv des Innenministeriums (vor 1918 Statthaltereiarhiv).⁹ Bergl und Pirchan waren dort bereits vor 1918 unter dem deutschen Direktor Karl Köpl (1851–1932) tätig gewesen. Bergl, Pirchan und Blaschka beherrschten neben ihrer Muttersprache die tschechische Sprache sehr gut, was eine unverzichtbare Voraussetzung für die Beschäftigung mit der böhmischen Geschichte und vor allem für den amtlichen Verkehr im tschechoslowakischen Staatsdienst war.¹⁰ Wie und wo aber hatten sie diese Sprache ge-

⁸ Sekyrková, Milada: Život a dílo archiváře a historika Jaroslava Prokeše [Leben und Werk des Archivars und Historikers Jaroslav Prokeš]. In: Sborník archivních prací 39 (1989) 395–466. – Kollmann, Josef: Případ univ. prof. dr. Jaroslava Prokeše – chmurná kapitola z dějin Archivu ministerstva vnitra [Der Fall des Universitätsprofessors Dr. Jaroslav Prokeš – ein düsteres Kapitel aus der Geschichte des Archivs des Innenministeriums]. In: *Paginae Historiae* 9 (2001) 270–334.

⁹ Kollmann, Josef: Archiv ministerstva vnitra v l. 1918–1945 [Das Archiv des Innenministeriums in den Jahren 1918–1945]. In: Sborník archivních prací 45 (1995) 2, 511–688. – Bergl, Josef: Das Archiv des Innern in Prag. In: *Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen* 64 (1926) 40–49, 81–86.

¹⁰ Die so genannten inneren Amtssprachen der Tschechoslowakei waren in der Zwischen-

lernt? Welche Rolle spielte die deutsche Nationalität für ihre berufliche Karriere im tschechoslowakischen Nationalitätenstaat? Wie gestalteten sich die Beziehungen unter den Kollegen verschiedener Nationalität und wie verhielten sich die tschechischen Vorgesetzten und Mitarbeiter ihren deutschen Kollegen gegenüber? Da es sich bei den drei genannten Archivaren um wichtige deutschböhmische Historiker handelt, denen die Forschung bisher keine größere Aufmerksamkeit geschenkt hat,¹¹ werden sie im Folgenden unter Bezug auf die Fragestellung vorgestellt.

Josef Bergl

Josef Bergl (* 1874 Hirschberg in Nordböhmen – † 1952 Oettingen) fand erst über Umwege den Weg zur Geschichte und zum Beruf des Archivars. Ursprünglich hatte er Ordensbruder werden wollen, wozu er ab 1886 die Gymnasien im Benediktinerstift Emaus in Prag und im Stift Seckau in der Steiermark besuchte. Aus gesundheitlichen Gründen verließ er das Benediktinerkloster 1898 aber kurz vor der Ablegung der Gelübde. Da ihm seine finanziellen Mittel ein Studium an der Universität nicht erlaubten, trat er 1900 als Kanzleihilfe in das Statthaltereiarchiv in Prag ein, wo er bis 1914 tätig war. Danach übernahm er eine besser bezahlte Stelle in der Kanzlei des Rektorats der Deutschen Universität Prag. In das ehemalige Statthaltereiarchiv, welches inzwischen seinen Direktor und Namen gewechselt hatte, kehrte er erst im September 1920 zurück.

Daneben ordnete Bergl die Privatarchive mehrerer böhmischer Adelsfamilien. Eine besonders enge Beziehung entwickelte sich zur Familie der Clam-Gallas, für die er in den Jahren 1912-1919 das Schlossarchiv in Friedland (Frýdland) verzeichnete. Auch in der Zwischenkriegszeit betreute er dieses nebenamtlich weiter und nach seiner Pensionierung 1937 zog er zu diesem Zweck nach Friedland. Sein Geschichtsstudium holte Bergl erst nach dem Ersten Weltkrieg an der Deutschen Universität Prag nach, wo er 1922 mit einer Dissertation zur Topografie des Hradschins promoviert wurde.

Bergls Eintritt in das Archiv des Innenministeriums, mit dessen Beständen er durch seine 14-jährige Tätigkeit im Statthaltereiarchiv bestens vertraut war, konnte nur im Einvernehmen mit dem damaligen tschechischen Direktor Klicman erfolgen. Dieser

kriegszeit Tschechisch oder Slowakisch. Vgl. *Kučera*, Jaroslav: Minderheit im Nationalstaat. Die Sprachenfrage in den deutsch-tschechischen Beziehungen 1918-1938. München 1999 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 43).

¹¹ Erstmals wurden hierzu die Nachlässe Bergls und Blaschkas sowie ihre und Pirchans Personalunterlagen im Archiv der Karls-Universität [Archiv Univerzity Karlovy, AUK], im NA sowie im Bestand der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste im Archiv des Masaryk-Instituts – Archiv der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik [Masarykův ústav a Archiv AV ČR, MÚA] ausgewertet. Kurt Oberdorffer publizierte nach dem Zweiten Weltkrieg mehrere kurze Nekrologe auf Bergl (hier in der Schreibweise Bergel) und Pirchan, die jedoch zahlreiche Fehler und Ungenauigkeiten enthalten. *Oberdorffer*, Kurt: Nachruf Dr. Josef Bergel. In: *Der Archivar* 7 (1954) Bl. 301. – *Ders.*: Dr. Josef Bergel – ein deutscher Archivar in Prag. In: *Stifter-Jahrbuch* 3 (1953) 235-238. – *Ders.*: Gustav Pirchan zum Gedenken. In: *Der Archivar* 2 (1949) Sp. 80 f.

begrüßte Bergls Bewerbung und äußerte sich auch in der Folgezeit außerordentlich wohlwollend über dessen Leistungen. In seinem Gutachten wies er darauf hin, dass er Bergl schon seit 20 Jahren gut kenne und vor dem Ersten Weltkrieg fast 14 Jahre lang im Dienst täglich mit ihm in Kontakt gestanden hätte. Aus der Beurteilung geht hervor, dass Klicman Bergl bereits zweimal zuvor behilflich gewesen war: Auf Klicmans Empfehlung hin hatte Fürst Max Egon Fürstenberg Bergl mit der Ordnung seines Archivs beauftragt.¹² Ebenso hatte ihn eine Archivkommission, in der Mitglieder der deutschen und der tschechischen Universität vertreten waren, 1912 mit der Leitung des Universitätsarchivs betraut, welches er bis zu seiner Pensionierung 1937 nebenamtlich führte. Klicman akzeptierte damals – nach seiner eigenen Schilderung – im Namen der tschechischen Kommission den Vorschlag der deutschen Kollegen.¹³

Klicman betonte in seinem Gutachten, dass Bergl die deutsche und die tschechische Sprache gleich gut beherrsche, außerdem über ausgezeichnete Lateinkenntnisse verfüge und auch Französisch, Italienisch und Englisch lesen und aus diesen Sprachen ins Deutsche und Tschechische übersetzen könne. Er befürwortete seinen Wiedereintritt in den Archivdienst in jeder Hinsicht: Er lobte die gute Kenntnis der Archivbestände, die Bergl dank seiner langjährigen Praxis besitze, und wies auf dessen wissenschaftliche Arbeiten und dienstliche Leistungen hin. Ein weiterer Aspekt, der für die Wiedereinstellung spreche, sei, dass er Schriftstücke aus der böhmischen Königskanzlei des 16. Jahrhunderts mühelos lesen könne. Zudem seien alle Kataloge und die Mehrheit des Archivmaterials in Deutsch und oft in alter, schwer zu entziffernder Schrift geschrieben, deren Lektüre die jüngeren tschechischen Mitarbeiter erst lernen müssten. Bergls persönliche Eignung beschrieb er sehr wohlwollend. Besonders hob er hervor, dieser sei

[...] bei allen anständigen Elementen sowohl auf der tschechischen als auch auf der deutschen Seite schon seit jeher gleich beliebt [...]. Das Lob, das ihm das Rektorat der Deutschen Universität ausstellte, ist völlig verdient. Dasselbe Lob erhält er auch von denjenigen Professoren und Beamten der tschechischen Universität, die mit ihm in näheren Kontakt gekommen sind.¹⁴

Nachdem Bergl im Herbst 1922 mit seiner Promotion die Bedingungen für die Aufnahme in den höheren Dienst erfüllt hatte, unterstützte Klicman im Mai 1923 dessen diesbezüglichen Antrag in einem Schreiben an das Innenministerium. In diesem wies er auf Bergls Herkunft aus einer national gemischten Familie aus dem Gebiet der Sprachgrenze hin, Bergls Vater sei Deutscher, die Mutter Tschechin gewesen. Sein Tschechisch sei sehr gut, sein Deutsch natürlich ausgezeichnet, da er deutsche Schulen besucht habe. Dass Bergl in Universitäts- und Beamtenkreisen bei Deutschen wie Tschechen beliebt sei, so Klicman, habe sich z. B. bei seiner Promo-

¹² Fürstenberg hatte Klicman seit seiner Gymnasialzeit bis zum Eintritt in den Archivdienst 1896 finanziell unterstützt. NA, Nachlass Prochno, K. 8, Inv.-Nr. 61.

¹³ Klicman an das Innenministerium [Ministerstvo vnitra, IM], 11.7.1920. NA, Archivní registratura – Ústřední archiv ministerstva vnitra [Archivregistratur – Zentralarchiv des Innenministeriums, AR-ÚAMV], K. 135, Inv.-Nr. 84, Personalakte (PA) Bergl.

¹⁴ *Ebenda*.

tionsfeier an der Deutschen Universität gezeigt, an der auch tschechische Professoren teilgenommen hätten.¹⁵

Im November 1924 unterstützte Klicman Bergls Antrag auf eine sechstägige Forschungsreise in die Lausitz und nach Schlesien, wo er in Stadtarchiven zur deutschen Kolonisation in Nordböhmen und zu den wirtschaftlichen Beziehungen der böhmischen Länder zur Lausitz arbeiten wollte.¹⁶ Klicman hielt Bergls Untersuchungen zur deutschen Kolonisation auch vor einem politischen Hintergrund für förderungswürdig: Er wies in diesem Zusammenhang auf die These des Historikers Berthold Bretholz hin,¹⁷ derzufolge die Deutschen in Böhmen keine Kolonisten, sondern Nachkommen der Markomannen und somit Ureinwohner des Landes seien, während es sich bei den Tschechen um spätere Zuwanderer handle. Klicman sah in der nationalpolitischen Instrumentalisierung dieser Diskussion ein Gefahrenpotential für den noch jungen tschechoslowakischen Staat und das Zusammenleben von Deutschen und Tschechen. Tschechische Historiker, so Klicman, hätten Bretholz' Theorie längst widerlegt und selbst unter deutschen Historikern – hier besonders in der jüngeren Generation – stoße Bretholz mit seinen Ansichten auf energischen Widerstand. Bretholz agitiere jedoch weiter, wobei er auch von deutschen politischen Parteien unterstützt werde. Aus diesem Grund begrüßte Klicman Bergls Studien, von denen er sich die Bestätigung der Kolonisationsthese erwartete. Er ging davon aus, dass Forschungsergebnisse eines deutschen Wissenschaftlers die deutsche Öffentlichkeit und Wissenschaft eher überzeugen würden als die eines tschechischen Forschers und hoffte, dass die Widerlegung von Bretholz' Theorie durch jüngere deutsche Historiker nicht nur der historischen Wissenschaft, sondern auch dem Verhältnis von Tschechen und Deutschen einen großen Dienst erweisen würde.¹⁸

Bereits unmittelbar nach der Einstellung Bergls hatte Klicman dem Innenministerium vorgeschlagen, 1200 Kronen, die ihm im Haushalt des Archivs noch zur Verfügung standen, den Mitarbeitern Prokeš, Roubík und Bergl zu gleichen Teilen als zusätzliche Prämie auszubezahlen.¹⁹ Als sich Bergl 1922 und 1923 zweimal in einer schwierigen materiellen Situation befand und das tschechoslowakische Innenministerium um eine finanzielle Unterstützung bat, befürwortete Klicman seine Gesuche mit Nachdruck. 1925, 1928, 1929 und 1933 wurden Bergl, der an einer

¹⁵ Klicman an das IM, 29.5.1923. NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Bergl.

¹⁶ Bergl an das IM, 13.10.1924. *Ebenda*.

¹⁷ Für den rechtsstaatlichen Charakter der Ersten Tschechoslowakischen Republik und eine verhältnismäßig liberale Nationalitätenpolitik spricht, dass Bretholz trotz seiner Äußerungen bis zu seiner Pensionierung 1926 das Mährische Landesarchiv [Moravský zemský archiv] in Brünn leitete. Zu Bretholz siehe *Stoklásková, Zdeňka*: „Stets ein guter und zuverlässiger Deutschmährer“. Zur Laufbahn von Berthold Bretholz (1862-1936). In: *Albrecht, Stefan/Mališ, Jiří/Melville, Ralph* (Hgg.): Die „sudetendeutsche Geschichtsschreibung“ 1918-1960. Zur Vorgeschichte und Gründung der Historischen Kommission der Sudetenländer. München 2008, 25-41 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum [VCC] 114).

¹⁸ Klicman an das IM, 17.10.1924. NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Bergl.

¹⁹ Klicman an das IM, 21.11.1921. NA, AR-ÚAMV, K. 137, PA Prokeš.

chronischen Entzündung der Galle und an Gallensteinen litt, vom Innenministerium jeweils mehrwöchige zusätzliche Gesundheitsurlaube zu Kuraufenthalten bewilligt, woran auch Klicmans Fürsprache ihren Anteil hatte.²⁰

Auch Klicmans Nachfolger Jaroslav Prokeš schätzte seinen Mitarbeiter. Er beantragte am 26. September 1934 beim Ministerium, Bergl in die vierte Gehaltsstufe, die mit der Vergabe des Ratstitels verbunden war, zu befördern. In dem Antrag lobte der neue tschechische Direktor Bergl als besten Beamten und „Schmuckstück“ des Archivs und schrieb ihm ein nicht geringes Verdienst daran zu, dass sich der wissenschaftliche Ruf des Archivs im vorangegangenen Jahrzehnt beim tschechischen und deutschen Fachpublikum deutlich verbessert habe.²¹

Einen Tag später wandte sich Prokeš in einem persönlichen Schreiben, das Bergl für ihn entworfen hatte, an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität, den Historiker Wilhelm Wostry.²² Er schilderte ihm, dass bei Bergls beantragter Beförderung unerwartet Komplikationen aufgetreten seien. Diese seien darauf zurückzuführen, dass Ministerialrat Klicman erst ein Dreivierteljahr später als ursprünglich geplant in Pension gegangen sei und Bergl in der Zwischenzeit das 60. Lebensjahr erreicht habe, weshalb einem allgemeinen Ministerratsbeschluss zufolge keine Beförderung mehr möglich sei. Dieses Hindernis gedachte Prokeš über seine politischen Verbindungen zu umgehen, indem „die stärkste Partei, der Herr Minister Univ.-Prof. Dr. Spina angehört, dafür zu gewinnen wäre, den Fall Bergl außerhalb dieses angeblichen Beschlusses zu behandeln“.²³ Für Prokeš ging es in diesem Fall um die

Beseitigung eines jahrelangen Unrechts [...]. Das Archiv schuldet ihm unendlichen Dank, er hat die gegenwärtige Archivgeneration desselben herangezogen und im Innendienst ausgebildet, er ist Generationen von wissenschaftlichen Forschern Berater und Helfer gewesen – und jetzt erst bietet sich eigentlich die erste Gelegenheit, diese seine weit über das Maß seiner Amtspflicht hinausgehende Wirksamkeit entsprechend anzuerkennen [...]. Die Dankesschuld an Dr. Bergl ist anlässlich seines 60. Geburtstages von der gesamten Presse, der deutschen wie der tschechischen einmütig bekannt worden. Wir meinen, Herr Minister Dr. Spina könnte nicht zögern, diese Angelegenheit zu einer Sache seiner Partei und zu einer Ehrengelage der Deutschen Universität zu machen.²⁴

Spina gehörte wie auch Bergl dem deutschen Bund der Landwirte an und war zu jener Zeit Minister in einer Koalitionsregierung mit der stärksten tschechischen politischen Partei, den Agrariern, die in der Zwischenkriegszeit fast kontinuierlich den Innenminister stellten. Prokeš, der Mitglied der Agrarierpartei war, bat Wostry, sich im Archiv einzufinden, um das Vorgehen mit ihm zu besprechen.²⁵ Die weiteren

²⁰ NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Bergl.

²¹ Prokeš an das IM, 26.9.1934. *Ebenda*.

²² Zu Wostry siehe *Lohmann, Nina*: „Heimat und Volk“. Der Historiker Wilhelm Wostry zwischen deutschböhmischer und sudetendeutscher Geschichtsschreibung. In: *Albrecht/Malír/Melville* (Hgg.): Die „sudetendeutsche Geschichtsschreibung“ 127-149 (vgl. Anm. 17).

²³ Prokeš an Spektabilität [Wostry], 27.9.1934. NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Bergl. – MÚA, Nachlass Heinz Zatschek, Sign. I1b1, Inv.-Nr. 338.

²⁴ *Ebenda*.

²⁵ Bereits unter Klicman gehörte eine Personalpolitik, die Mitglieder der Agrarierpartei be-

Vorgänge sind nicht dokumentiert; jedenfalls erfolgte Bergls Ernennung zum Sektionsrat in der vierten Rangklasse zum 1. Juli 1935.²⁶

Zu Bergls 60. Geburtstag, der mit einer gemeinsamen Feier im Archiv begangen wurde, trug sein deutscher Kollege Blaschka auf Wunsch der tschechischen Mitarbeiter eine lateinische Ode vor.²⁷ Als Bergl 1937 pensioniert wurde, überreichten die deutschen und tschechischen Mitarbeiter ihrem „lieben Kollegen und Freund“ ein Buch mit der Widmung „in freundschaftlicher Erinnerung“.²⁸ Auf Prokešs Antrag²⁹ sprach der tschechische Innenminister Černý Bergl seine Anerkennung für dessen besonders ausgezeichnete und eifrige dienstliche Tätigkeit aus.³⁰

Nach Bergls Pensionierung, die auf eigenen Wunsch erfolgt war, würdigte Prokeš dessen Tätigkeit und Werk in der Zeitschrift des Archivs ausführlich und mit anerkennenden Worten.³¹ Bergls Arbeiten und seine wissenschaftlich-literarische Tätigkeit hätten ihm, so der Laudator, die besonders ehrenvolle Erwähnung seines Namens in den Chroniken des Archivs des Innenministeriums eingebracht. Des Weiteren beschrieb Prokeš Bergl als besten Kenner des Archivs, hervorragenden Fachmann und Lehrer einer neuen Beamtengeneration im Archiv. Das Verdienst, Bergl 1920 wieder für den Archivdienst zurückgewonnen zu haben, schrieb er seinem Amtsvorgänger Klicman zu.

Im April 1938 bat der bereits pensionierte Bergl seinen Kollegen Blaschka, „herzlich alle im Archiv [zu] grüssen. Ich denke so oft an jeden besonders in herzlicher Zuneigung. Denn nie hat mir jemand mit Absicht wehgetan.“³² Bergl erinnerte sich auch noch während des Zweiten Weltkriegs positiv an seine beiden tschechischen Vorgesetzten. Auf Blaschkas Information, dass ihr früherer tschechischer Direktor Klicman 1943 gestorben sei, reagierte er mit folgenden Worten:

Es war mir lieb, dass Sie auch Klicman freundlich gedachten. Ich weiss, wie er Sie achtete und schätzte. Auch ich kann sagen, dass er mir gut war und dass er vieles für mich tat, wofür ich ihm über das Grab hinaus zu herzlichem Danke verpflichtet bin.³³

Auch Klicmans Nachfolger Prokeš behielt Bergl in guter Erinnerung. Im Dezember 1938 schrieb er Blaschka:

vorzugte, anscheinend zur Praxis. Roubík schrieb dem Kollegen Kazbunda: „Bei uns wurden in letzter Zeit zwei Konzeptionsstellen ohne Ausschreibung mit Agrarier-Bewerbern besetzt und nach Odložilíks Abgang, zu dem es wahrscheinlich schon bald kommt, wird wahrscheinlich ebenso die dritte Stelle besetzt. Es wird hier bei uns schön grün.“ Roubík an Kazbunda, 3.9.1931. ANM, Nachlass Kazbunda, K. 8, Inv.-Nr. 402.

²⁶ Amtslaufbahn Bergls seit 1922. NA, AR-ÚAMV, K. 17, Inv.-Nr. 14, PA Bergl.

²⁷ Lebenslauf Blaschka. NA, Nachlass Blaschka, K. 1, Inv.-Nr. 1. Dort auch der Text des Gedichtes.

²⁸ Die Beamten des Archivs des Innenministeriums an Bergl, 1.7.1937. NA, Nachlass Blaschka, K. 6, Inv.-Nr. 12.

²⁹ Prokeš an das IM, 21.5.1937. NA, AR-ÚAMV, K. 17, Inv.-Nr. 14, PA Bergl.

³⁰ Černý an Bergl, 31.5.1937. *Ebenda*.

³¹ Prokeš, Jaroslav: Archiv ministerstva vnitra v letech 1935-1937 [Das AMV in den Jahren 1935-1937]. In: Sborník archivu ministerstva vnitra 11 (1938) 7-34.

³² Bergl an Blaschka, 7.4.1938. NA, Nachlass Blaschka, K. 6, Inv.-Nr. 12.

³³ Bergl an Blaschka, 11.6.1943. *Ebenda*.

Sagen Sie bitte Herrn Minist. Rat Dr. Prokeš meinen besten Dank und herzlichen Gruss. Wenn uns nun auch Grenze und anderes trennen, Menschen, die ich lieb hatte und achtete, die sind mir auch heute lieb und wert.³⁴

Gustav Pirchan

Der acht Jahre jüngere Gustav Pirchan (* 1881 Wien – † 1945 Theresienstadt/Terezín) trat nach dem Studium der Geschichte in Prag (1899-1904), Leipzig (1904/05), Heidelberg (1905) und Wien (1905/06) sowie einer einjährigen Tätigkeit als Lehrer am deutschen Gymnasium in Brünn (Brno) 1907 in den Dienst des Statthaltereiarchivs ein. Ein Jahr später legte er am Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien die Archivarsprüfung ab. Tschechisch hatte er in Jitschin (Jičín) gelernt, wo sein Vater als Beamter wirkte. Er selbst erwähnt in den verschiedenen Fassungen seines Lebenslaufs den Besuch tschechischer Schulen nicht und führt lediglich an, dass er Schüler am deutschen Gymnasium in Arnau (Hostinné) war. Der Direktor des Statthaltereiarchivs, Karl Köpl, nannte als zusätzliche Qualifikation Pirchans aber, dass dieser die „böhmische Sprache“ in der tschechischen Volksschule und im Untergymnasium in Jitschin perfekt gelernt hätte.³⁵ Bestätigt wird diese Aussage auch durch die Erinnerungen des tschechischen Archivars Karel Kazbunda (1888-1982), der ebenfalls aus Jitschin stammte und dessen Vater am dortigen tschechischen Gymnasium Lehrer war. Erst als Erwachsener erfuhr Kazbunda, der den sieben Jahre älteren Pirchan von klein auf gekannt hatte,³⁶ von seinem deutschen Kollegen Rudolf Koss,³⁷ dass Pirchans Mutter, die „streng deutsch [...], ja

³⁴ Bergl an Blaschka, 2. 12. 1938. *Ebenda*.

³⁵ Köpl an das k. k. Statthaltereipräsidium, 1. 5. 1908. NA, AR-ČM, K. 4, Inv.-Nr. 20, PA Pirchan.

³⁶ Kazbundas Mutter empfahl ihrem Sohn, sich Pirchan aufgrund seiner ausgezeichneten Schulnoten sowie seines feinen Benehmens und Auftretens zum Vorbild zu nehmen. ANM, Nachlass Kazbunda, K. 32, Mé archivní posláni ve Vidni [Meine Aufgabe als Archivar in Wien], Bl. 148.

³⁷ Der Archivar Rudolf Koss (1884-1929) stammte aus einer Prager deutschen Familie, studierte Geschichte und Philosophie an der Deutschen Universität und besuchte das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien. Als Verwalter des Archivs der Karlsuniversität in den Jahren 1910-1912 war er Bergls Vorgänger. Nach der Habilitation wirkte er seit 1912 als Dozent für österreichische Geschichte an der Deutschen Universität. Wie seine beiden deutschen Kollegen Bergl und Pirchan beteiligte sich auch Koss an der Übernahme von Archivalien aus den Wiener Archiven für die Tschechoslowakei. Von 1918 bis zu seinem frühen Tode 1929 war er Archivar im Böhmisches Landesarchiv. Von seinen guten Beziehungen zu den tschechischen Kollegen zeugen u. a. die Nachrufe von Karel Kazbunda und Bedřich Medl auf ihn. *Kazbunda*, Karel. In: *Český časopis historický (ČČH)* 35 (1929) 450 f. – *Mendl*, Bedřich. In: *Časopis Archivní školy* 7 (1930) 124 f. – Vgl. *Pazdřová*, Alena: Rudolf Koss. In: *Sborník prací členů socialistického svazu mládeže Státního ústředního archivu* [Studien von Mitgliedern des sozialistischen Jugendverbandes im Staatlichen Zentralarchiv]. Praha 1985, 54-93. – Deutsche nationalistische Kreise machten Koss seine uneindeutige nationale Haltung zum Vorwurf. So scheiterte Koss' Berufung zum Professor an der Deutschen Universität 1920 an dem Protest des Kunsthistorikers Karl Maria Swoboda, der Koss vorwarf, sich während seines Studiums in den ersten sechs Semestern zur tschechischen und erst in den letzten drei zur deutschen Sprache bekannt zu haben. Zudem verwies Swoboda auf einen angeblich „protschechoslowakischen“ Aufsatz

antitschechisch“ eingestellt gewesen sei, darauf gedrängt habe, dass ihr Sohn eine deutsche Schulbildung erhalte und an der deutschen Universität studiere.³⁸

Pirchan wurde nach dem Umbruch von 1918 in das Archiv des tschechoslowakischen Innenministeriums übernommen. Mit dem neuen tschechischen Direktor Klicman hatte er seit 1907 im Statthaltereiarhiv zusammengearbeitet. Kurz nach der Entstehung der Tschechoslowakei berichtete Klicman dem Ministerium, dass Pirchan sich zwar vor dem Krieg gerne als in nationalen Fragen neutraler Wissenschaftler präsentiert, während des Krieges seine Objektivität aber völlig verloren hätte. Da er Mitglied mehrerer deutschnationaler Organisationen und ein Freund des „Landeshauptmanns für Deutschböhmen“ Rudolf Lodgman von Auen (1877–1962) sei, der die Abtrennung der deutsch besiedelten Gebiete von der Tschechoslowakei betreibe, könne er zu verschiedenen vertraulichen Arbeiten im Archiv trotz seiner guten Tschechischkenntnisse nicht hinzugezogen werden.³⁹ Ungeachtet dieser skeptischen Einschätzung waren die Beziehungen zwischen den beiden Archivaren in der folgenden Zeit kollegial und Klicman kam Pirchan mehrmals entgegen: 1921 hielt sich Letzterer regelmäßig in Wien auf, um Archivalien böhmischer Provenienz für die Prager Archive zu übernehmen. Gleichzeitig lief sein Habilitationsverfahren an der Deutschen Universität Prag, von dem deutsche Kollegen Klicman offensichtlich berichtet hatten. Klicman, der sich erfreut über den erfolgreichen Verlauf des Projektes zeigte, ließ Pirchan die Wiener Aufenthalte zeitlich so gestalten, dass sie ihn bei seinen Vorbereitungen auf die Habilitation nicht behinderten.⁴⁰ 1924 befürwortete der tschechische Archivdirektor einen sechstägigen Dienstreisurlaub, damit Pirchan am deutschen Archivtag in Frankfurt am Main teilnehmen konnte. Die Fürsprache begründete er damit, dass dieser Dozent an der Deutschen Universität und Geschäftsführer des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen sei, der vom tschechoslowakischen Kultus- und Bildungsministerium finanziell unterstützt werde.⁴¹ Als Pirchan für 1925 einen zusätzlichen vierwöchigen Urlaub zu Studienzwecken in italienischen Archiven und Bibliotheken beantragte, um seine Habilitationsschrift zur zweiten Romreise Karls IV. zu ergänzen und für den Druck vorzubereiten, unterstützte Klicman auch diesen Antrag, ja er empfahl dem Innenministerium unaufgefordert, Pirchan in dieser Zeit weiterhin sein Gehalt auszubehalten.⁴² Die Herausgabe der Habilitationsschrift bezuschusste das Ministerium für Schulwesen und Bildung dann mit einem Betrag von 18000 Kronen.⁴³ Ende Oktober

Koss' im Prager Tagblatt vom 9. 11. 1918. AUK, DU, Akten der Besetzung der historischen Lehrkanzeln, Bericht des Professors Swoboda vom 9. 12. 1920. – Vgl. Kolář, Pavel: Die Geschichtswissenschaft an der Deutschen Universität Prag 1882–1938: Entwicklung der Lehrkanzeln und Institutionalisierung unter zwei Regimen. In: Lemberg, Hans (Hg.): Universitäten in nationaler Konkurrenz. Zur Geschichte der Prager Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert. München 2003, 85–114, hier 108 (VCC 86).

³⁸ ANM, Nachlass Kazbunda, K. 32, Mé archivní posláni ve Vidni, Bl. 148.

³⁹ Kollmann: Archiv ministerstva vnitra 521 (vgl. Anm. 9).

⁴⁰ Klicman an Pirchan, 7. 1. 1921. NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Pirchan.

⁴¹ Klicman an das IM, 16. 9. 1924. *Ebenda*.

⁴² Klicman an das IM, 18. 9. 1923. *Ebenda*.

⁴³ Schul- und Bildungsministerium an das Dekanat der Philosophischen Fakultät (PF) der

1925 bat Pirchan Klicman von Florenz aus darum, seinen Forschungsaufenthalt noch um weitere fünf Tage verlängern zu dürfen.⁴⁴ Dieser beantragte daraufhin beim Ministerium eine Verlängerung des bewilligten Urlaubs um zwei Wochen,⁴⁵ die umgehend genehmigt wurde. Privat schrieb Klicman Pirchan, dass er, auch wenn er seine Arbeiten früher beenden werde, nicht eher zurückkommen, die Zeit genießen und auf der Rückreise seine Mutter in Österreich besuchen solle.⁴⁶ Als Pirchan seinem Vorgesetzten über seine finanziellen Probleme berichtete, stellte ihm Klicman sofort bereitwillig Geld zur Verfügung.⁴⁷

In den 1920er Jahren machte Pirchan rasch Karriere: Im April 1921 ernannte die tschechoslowakische Regierung ihn zum Archivdirektor zweiter Klasse in der siebten Rangklasse.⁴⁸ Zwei Jahre darauf erfolgte die Beförderung zum Staatsarchivdirektor erster Klasse in der sechsten Rangklasse⁴⁹ und 1927 zum Obersektionsrat.⁵⁰ Nach seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Deutschen Universität schied Pirchan 1933 auf eigenen Wunsch aus dem staatlichen Archivdienst aus. Innenminister Černý sprach ihm bei dieser Gelegenheit seinen Dank und Anerkennung für „sehr fleißige und ausgezeichnete Dienste“ aus.⁵¹

Pirchan pflegte auch Kontakte mit tschechischen Kollegen, die über das rein Berufliche hinausgingen: So erinnerte sich Kazbunda nach dem Krieg in seinen Memoiren daran, Pirchan anlässlich eines gemeinsamen Essens auf der Prager Kleienseite zu dessen Berufung zum Professor gratuliert zu haben. Öfters habe er ihn auch im Universitätsarchiv und im deutschen Theater getroffen.⁵² Wie Bergl schrieb auch Pirchan seinen tschechischen Kollegen auf Tschechisch. Im Nachlass von Karel Kazbunda etwa finden sich Glückwunschtelegramme zu seinem 50. Geburtstag und Briefe, in denen Pirchan und Kazbunda Erinnerungen an die gemeinsame Kindheit in Jitschin austauschten.⁵³

Außerhalb des Archivdienstes begegnete Pirchan seinen tschechischen Kollegen auch in anderen, überwiegend tschechischen Fachinstitutionen, denen er angehörte. Als in die Kommission für das Tschechoslowakische Historische Institut in Rom keine deutschen Mitglieder berufen wurden, nahm der Akademische Senat der Deutschen Universität dies zum Anlass für eine Beschwerde. Das tschechoslowakische Schulministerium antwortete, dass es die Initiative der Deutschen Universität begrüße und geneigt sei, Deutsche in die Kommission aufzunehmen. Es bat darum, geeig-

DU, 31.1.1931. AUK, Filozofická fakulta Německé univerzity [Philosophische Fakultät der Deutschen Universität, FF NU], PA Pirchan.

⁴⁴ Pirchan an Klicman, 20.10.1925. *Ebenda*.

⁴⁵ Klicman an das IM, 23.10.1925. *Ebenda*.

⁴⁶ Klicman an Pirchan, 24.10.1925. *Ebenda*.

⁴⁷ *Ebenda*.

⁴⁸ IM an Pirchan, 24.4.1921. NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Pirchan.

⁴⁹ IM an Pirchan, 1.8.1923. *Ebenda*.

⁵⁰ NA, Sign. 114-209-8/71. – AUK, FF NU, PA Pirchan.

⁵¹ Černý an Pirchan, 31.3.1933. NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Pirchan.

⁵² ANM, Nachlass Kazbunda, K. 32, Mé archivní posláni ve Vídni, Bl. 148 f.

⁵³ Pirchan an Kazbunda, 23.1.1938, 3.2.1938. ANM, Nachlass Kazbunda, K. 12, Inv.-Nr. 607. – Bergl an Kazbunda, 29.1.1938. ANM, Nachlass Kazbunda, K. 12, Inv.-Nr. 569.

nete Personen zu benennen, die die tschechoslowakische Sprache beherrschten und bereits in italienischen Archiven und Bibliotheken gearbeitet hatten.⁵⁴ Eine hierzu einberufene Kommission der Philosophischen Fakultät schlug folgende Historiker vor: 1. Pirchan, 2. Steinherz, 3. Wostry, 4. Hirsch. Allein Pirchan erfüllte die beiden genannten Kriterien,⁵⁵ und so ernannte ihn das Schulministerium 1924 zum Mitglied in der Kommission des Tschechoslowakischen Historischen Instituts in Rom.⁵⁶

Überdies war Pirchan Gründungsmitglied der Tschechoslowakischen Archivgesellschaft (*Československá archivní společnost, ČAS*, 1924-1941). Zwar war die Satzung ohne Beteiligung deutscher Archivare ausgearbeitet worden, doch legte die tschechische Seite Wert darauf, alle Archivare der Republik ohne Ansehen der Nationalität an den Arbeiten dieser Berufsvertretung zu beteiligen.⁵⁷ Pirchan und Bergl nahmen sowohl an der konstituierenden Sitzung der Gesellschaft am 31. Januar 1924 als auch an den folgenden Versammlungen teil.⁵⁸ Ersterer hatte in der Gesellschaft, der später auch Blaschka und andere deutsche Stadtarchivare und Historiker angehörten, über mehrere Jahre (1929-1940) das Amt des Kassenswartes inne.⁵⁹ Zudem waren Pirchan und Bergl Mitglieder des Arbeitsausschusses, der 1934 aus Anlass des 300-jährigen Todestags des böhmischen Adligen Wallenstein (Albrecht von Waldstein, *Valdštejn*) eine große Ausstellung über den Feldherrn und dessen Zeit in Prag organisierte.⁶⁰ Pirchan wie Bergl arbeiteten also mit den Institutionen der tschechoslowakischen Geschichtsforschung eng zusammen.

Anton Blaschka

Der jüngste der drei deutschen Beamten im Archiv des Innenministeriums, Anton Blaschka (* 1892 – † 1970 Halle/Saale), stammte aus dem Dorf Oberprausnitz (*Horní Brusnice*) an der deutsch-tschechischen Sprachgrenze in Nordostböhmen.⁶¹ Dort hatte er die tschechische Volksschule besucht und sich in der ohnehin zwei-

⁵⁴ Schul- und Bildungsministerium an das Rektorat der DU, 15.6.1923. AUK, FF NU, K. 67, Tschechoslowakisches Institut in Rom 1923.

⁵⁵ Steinherz und Hirsch besaßen keine Tschechischkenntnisse und Wostry hatte nicht in italienischen wissenschaftlichen Einrichtungen gearbeitet. Dekan der Philosophischen Fakultät an das Rektorat der DU, 11.12.1923. *Ebenda*.

⁵⁶ Klicman an das IM, 20.6.1924. – NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Pirchan.

⁵⁷ *Hrubý, Václav: Ze společnosti Archivní školy* [Aus der Gesellschaft der Archivschule]. In: *Časopis archivní školy* 2 (1924) 225-227, hier 225.

⁵⁸ Anwesenheitsliste. AUK, Archivní škola [Archivschule, AŠ], K. 1.

⁵⁹ NA, *Československá archivní společnost* [Tschechoslowakische Archivgesellschaft, ČAS], K. 1-2. – AUK, AŠ, K. 1.

⁶⁰ Prokeš teilte Bergl als Geschäftsführer des Ausschusses für die Ausstellung mit, dass er vorgeschlagen und einstimmig zum Mitglied des Arbeitsausschusses der Ausstellung gewählt worden sei. Pirchan wird in einer Liste der Mitglieder aufgeführt. Wostry gehörte dem Ehrenausschuss an. Prokeš an Bergl, 27.12.1933. *Státní oblastní archiv (SOA) Litoměřice, pobočka Děčín* [Staatliches Gebietsarchiv Leitmeritz, Zweigstelle Tetschen-Bodenbach]. *Rodinný archiv* [Familienarchiv, RA] Clam-Gallasů, Nachlass Bergl, K. 667-668.

⁶¹ Die Quellenlage zu Blaschka ist aufgrund seines umfangreichen Nachlasses wesentlich besser als die zu Bergl und Pirchan.

sprachigen Umgebung perfekte tschechische Sprachkenntnisse angeeignet.⁶² Anfang der 1930er Jahre erinnerte sich Blaschka in einem Lebenslauf an seine beiden Klassenlehrer,⁶³ die ihm „die heimische Geschichte in romantisch-fremder Schau eines Palacký“ vermittelt und ihn begeistert hätten.⁶⁴ Beide förderten Blaschka aufgrund seiner Begabung. Auch nach dem Wechsel an die deutsche Schule stand er mit ihnen weiterhin in Kontakt.⁶⁵ In einem tschechischen Lebenslauf aus dem Jahre 1922 sprach Blaschka davon, dass Schulleiter Engelmann ihn sehr gern gehabt hätte und alle Schüler geweint hätten, als dieser die Schule verließ. Sehr bald war er aber mit derselben Innigkeit dem neuen Direktor Loudal verbunden.⁶⁶ Aus der Schulzeit stammte auch eine enge Freundschaft mit dem Tschechen Josef Knap.⁶⁷ Als sich ihre Bildungswege trennten – Blaschka besuchte das deutsche Gymnasium in Arnau, Knap wurde Buchhalter –, blieben sie noch lange Jahre in Briefkontakt.⁶⁸

In den 1920er Jahren gab Blaschka in einem Lebenslauf an, zahlreiche Anregungen für seine wissenschaftlichen Arbeiten aus der tschechischen Forschung gewonnen zu haben.⁶⁹ In zwei weiteren Lebensläufen aus der ersten Hälfte der 1930er Jahre betonte er die Rolle seines akademischen Lehrers Samuel Steinherz, der ihn nach seiner Promotion zur Mitarbeit am „Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Čechoslovakischen Republik“ (JGGJČR) herangezogen hatte. Zudem ging Blaschka speziell auf die von Prof. Spina in seinen Veranstaltungen „liebvoll verfolgten deutsch-tschechischen Literaturbeziehungen“ ein.⁷⁰ All dies fehlt in späteren Versionen seiner Biografie: Nach 1938 finden der jüdische Professor Steinherz und die Mitarbeit am Jahrbuch keine Erwähnung mehr. Und während Blaschka Anfang der 1930er Jahre nur seine erkenntnistheoretischen Grundlagen bei Prof. Ehrenfels vertieft haben wollte, hieß es in einem Lebenslauf, den er Anfang der 1940er Jahre verfasste, Ehrenfels habe ihn „unmittelbar zur Totalitätsauffassung der nationalsozialistischen Weltanschauung“ hingeleitet.⁷¹

⁶² Bei der Schulwahl waren für seine Eltern pragmatische Gründe ausschlaggebend gewesen: Die tschechische Volksschule war näher als die deutsche.

⁶³ NA, Nachlass Blaschka, K. 1, Inv.-Nr. 1.

⁶⁴ Rafael Engelmann (1863-1924) sei ein Mann der Tat gewesen, der vor Ort das Feuerwehrgewesen organisiert, mit Hingabe Märchen erzählt und wunderschön geschrieben habe. Albin Loudal beeindruckte ihn als ein „unverdrossener Pfleger bunter Blumen und slawischer Musik und begeisterter Verehrer ihrer Schöpfer“. *Ebenda*.

⁶⁵ Während in Blaschkas Nachlass zwei Postkarten von Engelmann sowie eine Postkarte Blaschkas an ihn aus der Zeit vor 1918 überliefert sind, liegen insgesamt 10 Postkarten von Loudal aus den Jahren 1914-1937 vor. Loudal zeigte sich wiederholt erfreut über die wissenschaftlichen Erfolge seines „vorbildlichen Schülers“. NA, Nachlass Blaschka, K.10, Inv.-Nr. 12.

⁶⁶ Curriculum vitae, 8.7.1922. NA, Nachlass Blaschka, K. 1, Inv.-Nr. 1.

⁶⁷ Blaschkas Nachlass enthält 16 Briefe und Postkarten Knaps an Blaschka sowie eine Postkarte Blaschkas an Knap aus den Jahren 1907-1917. NA, Nachlass Blaschka, K. 8, Inv.-Nr. 12.

⁶⁸ Knap an Blaschka, 28.2.1917. *Ebenda*.

⁶⁹ NA, Nachlass Blaschka, K. 1, Inv.-Nr. 1.

⁷⁰ *Ebenda*.

⁷¹ *Ebenda*.

Für die unterschiedliche Wahrnehmung und Darstellung von Ereignissen zu verschiedenen Zeiten gibt es weitere Beispiele: Seine Tätigkeit als Redakteur des katholischen Wochenblattes „Volksbote“ in den Jahren 1919-1922 in Arnau erwähnte Blaschka in den deutschen Lebensläufen aus den 1920er und 1930er Jahren ohne weiteren Kommentar. In einem tschechischen Lebenslauf aus dem Jahre 1928 schrieb er dagegen, dass er damals in einem versöhnlichen und beruhigenden Geiste gewirkt und diese Stelle nur aufgegeben hätte, weil sein „aktivistisches“ Denken nicht auf Zustimmung gestoßen sei.⁷² Anfang der 1940er Jahre berichtete er dann, dass er damals „von dem tschechischen Regime schikaniert und von den Sozialdemokraten und Kommunisten verfolgt, von letzteren sogar am Leben bedroht“ worden sei.⁷³ Auch andere Aktivitäten wie seine Mitarbeit am tschechoslowakischen Differentialwörterbuch des mittelalterlichen Latein, für das Blaschka Anfang der 1930er Jahre die Chronik des Kosmas ausgewertet hatte, sowie seine Mitgliedschaft in der Münchener Societas Latina, die für das Lateinische als internationale Wissenschaftssprache warb, tauchen in den Lebensläufen nach 1938/39 nicht auf. All diese Beispiele zeugen von seiner großen Bereitschaft, sich an die veränderten Verhältnisse anzupassen.

Im Herbst 1922 trat Blaschka in den Archivdienst des Innenministeriums ein. Bergl hatte seine diesbezüglichen Bemühungen unterstützt. Es liegt aber auch ein tschechisches Schreiben an Ministerialrat Klicman vor, in dem um Blaschkas Einstellung ersucht wird.⁷⁴ Bergl berichtete Blaschka, dass sich auch Klicman für ihn eingesetzt hätte.⁷⁵ Die Arbeit im Archiv bedeutete für ihn eine feste Stelle im Staatsdienst, die zweifelsohne seine materielle Situation verbesserte und es ihm überdies erlaubte, in Prag sein Geschichtsstudium nachzuholen. Seine Lage war nämlich alles andere als zufrieden stellend: Aus bescheidenen Verhältnissen stammend, konnte er erst nach der Promotion (1926) und der Ablegung der Aktuar- (1928) und Archivarsprüfung (1934) befördert werden. Nach der Geburt seiner beiden Töchter (1923 und 1926) musste er, der auch seine Mutter versorgte, für eine fünfköpfige Familie aufkommen. Da er sich zunächst keine eigene Wohnung leisten konnte, lebte er fünf Jahre getrennt von seiner Familie in Untermiete.⁷⁶ Blaschkas wiederholte Gesuche an das Innenministerium, ihm eine Dienstwohnung zuzuteilen, befürwortete Klicman regelmäßig, jedoch ohne Erfolg.⁷⁷ Nach der Geburt der zweiten Tochter war es Klicman, der in Absprache mit Ministerialrat Částek im Archivgebäude zwei Zimmer für Blaschka räumen und ihm vorläufig zur Verfügung stellen ließ, damit er dort zusammen mit seiner Familie wohnen konnte.⁷⁸

⁷² Blaschka, 22.1.1928. NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Blaschka.

⁷³ NA, Nachlass Blaschka, K. 1, Inv.-Nr. 1.

⁷⁴ Empfehlung für Blaschka an Klicman, 16.9.1922. NA, Nachlass Blaschka, K. 8, Inv.-Nr. 12.

⁷⁵ Bergl an Blaschka, 15.9.1922. NA, Nachlass Blaschka, K. 6, Inv.-Nr. 12.

⁷⁶ Zunächst hatte Blaschka in Prag nur ein Zimmer zum Übernachten, dann wohnte er eine Zeit lang bei Pirchan im Dienstmädchenzimmer. Nachdem Pirchan geheiratet hatte, zog er in ein kleines, feuchtes und kaltes Zimmer um. Seine Frau und die Töchter lebten in dieser Zeit in ihrer Heimatgemeinde in Oberprausnitz. Korrespondenz mit Karolina Blaschka. NA, Nachlass Blaschka, K. 3, Inv.-Nr. 8.

⁷⁷ NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Blaschka.

⁷⁸ Klicman an das IM, 22.1.1928. NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Blaschka.

Mehrere Briefe und Postkarten zu privaten und persönlichen Anlässen dokumentieren ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Klicman und Blaschka⁷⁹ und die Anteilnahme des Chefs am beruflichen Fortkommen und persönlichen Wohl des Archivars.⁸⁰ Auf ähnliche Weise freundlich interessiert an Blaschka zeigte sich auch Klicmans Nachfolger Prokeš.⁸¹

Dass Blaschka über den Dienst im Archiv hinaus mit seinen tschechischen Kollegen Kontakt hielt, belegen zahlreiche Postkarten und Briefe unter anderem von Josef Dostál, Václav Letošník, Josef Hráský, Otakar Odložilík, František Roubík, Václav Pešák, Jan Pachta, Václav Husa und Václav Mizerovský in seinem Nachlass.⁸²

Auch an anderen Beispielen lassen sich Blaschkas Kontakte über die nationale Grenze hinweg verfolgen. Aus den Briefen an seine Frau⁸³ geht hervor, dass er in Prag tschechische Zeitungen las.⁸⁴ Mit den tschechischen Kollegen im Archiv besprach er auch private Angelegenheiten und tauschte Anekdoten mit ihnen aus.⁸⁵ Als Blaschka im Oktober 1922 im Archiv des Nationalmuseums für einen Aufsatz recherchierte, beschrieb er die Arbeitsbedingungen als sehr angenehm. Ein Beamter habe ihn gleich auf Deutsch angesprochen. Als dieser seinen tschechischen Namen nannte, habe Blaschka begonnen, Tschechisch zu sprechen, der Archivar habe aber – zur Freude Blaschkas – das Gespräch auf Deutsch fortgesetzt.⁸⁶ Als Blaschka 1923 zu Pířchan in ein Zimmer zur Untermiete umzog, half ihm der tschechische Archivdiener, seine Sachen mit einer Kutsche zu transportieren.⁸⁷ 1924 ließ er sich wiederholt Bücher aus der tschechischen Stadtbücherei aus.⁸⁸ Beim Besuch der gemeinsamen Universitätsbibliothek machte er die Erfahrung, dass man aufmerksamer bedient wurde, wenn man Tschechisch sprach.⁸⁹

An vielen Beispielen lässt sich Blaschkas Kooperation mit tschechischen Institutionen und Kollegen auch für die 1930er Jahre nachweisen. 1930 steuerte er einen Beitrag für das wissenschaftliche Masaryk-Wörterbuch bei.⁹⁰ Der Verband der tsche-

⁷⁹ So gratulierte Klicman Blaschka zur Hochzeit. Blaschka an Karolina (Lilli), 30.9.1922. NA, Nachlass Blaschka, K. 3, Inv.-Nr. 8.

⁸⁰ Klicman an Blaschka, 14.6.1926. NA, Nachlass Blaschka, K. 6, Inv.-Nr. 12. – In einer Stellungnahme für die vorgesetzte Behörde betonte Klicman, Blaschka sei bei den tschechischen wie den deutschen Beamten gleichermaßen beliebt. Klicmans Stellungnahme, 5.7.1924. NA, AR-ÚAMV, K. 135, Inv.-Nr. 84, PA Blaschka.

⁸¹ Blaschka an Liesl und Traudl, 9.7.1936. NA, Nachlass Blaschka, K. 5, Inv.-Nr. 9. – So schrieb Prokeš Blaschka zwischen 1925 und 1938 zehn Postkarten aus dem Urlaub und von Dienstreisen. *Ebenda*, K. 8, Inv.-Nr. 12.

⁸² *Ebenda*, K. 6-14, Inv.-Nr. 12. – Im Nachlass findet sich auch die Korrespondenz mit einer Angestellten des Archivs. *Ebenda*, K. 8, Inv.-Nr. 12.

⁸³ Blaschka heiratete seine Cousine. Im Nachlass liegen jeweils ein tschechischer Brief von ihr an Blaschka und vice versa aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vor. *Ebenda*, K. 14, 10, Inv.-Nr. 12.

⁸⁴ Blaschka an Karolina (Lilli), 1.1.1923, 6.1.1923. *Ebenda*, K. 3, Inv.-Nr. 8.

⁸⁵ Blaschka an Karolina (Lilli), 3.8.1923, 17.2.1924, 20.2.1924, 17.10.1926. *Ebenda*, K.3, Inv.-Nr. 8.

⁸⁶ Blaschka an einen Freund, 9.10.1922. *Ebenda*, K. 14, Inv.-Nr. 12.

⁸⁷ Blaschka an Karolina (Lilli), 28.8.1923. *Ebenda*, K. 3, Inv.-Nr. 8.

⁸⁸ Ausweis. *Ebenda*, K. 1, Inv.-Nr. 1.

⁸⁹ Blaschka, 13.10.1922. *Ebenda*, K. 14, Inv.-Nr. 12.

⁹⁰ Redaktion des Masaryk-Wörterbuchs an Blaschka, 15.11.1930. *Ebenda*, K. 10, Inv.-Nr. 12.

choslowakischen Feuerwehr bedankte sich für seine Hilfe beim Entwurf von Vereinsabzeichen und zahlte ihm ein kleines Honorar aus.⁹¹ Bohumil Ryba, Professor für klassische Philologie an der tschechischen Karls-Universität, gratulierte Blaschka 1935 zu seiner Habilitation und begrüßte seine bereits erwähnte Mitarbeit am Wörterbuch des mittelalterlichen Latein.⁹² Für eine Enzyklopädie der Tschechoslowakischen Republik lieferte Blaschka dem Außenministerium Skizzen über die territoriale Entwicklung des Landes, wofür er ein Honorar von 500 Kronen erhielt.⁹³ 1937 sprach er zweimal in der deutschsprachigen Sendezeit des Radiojournals der Tschechoslowakischen Nachrichtengesellschaft über Archivalien.⁹⁴ Im Juni 1938 erhielt er ein zweimonatiges Stipendium des Tschechoslowakischen Staatlichen Historischen Instituts in Höhe von 5000 Kronen für eine Archivreise nach Wien.⁹⁵

Blaschka schickte sowohl den deutschen als auch den tschechischen wissenschaftlichen Institutionen Sonderdrucke seiner Publikationen zu.⁹⁶ Der Direktor des Böhmisches Landesarchivs (Archiv země české, AZČ), Jan Bedřich Novák (1872-1933),⁹⁷ dankte ihm 1932 zunächst auf Deutsch für seinen Aufsatz über das Universitätsprivileg Karls IV. Wenige Monate später bedankte er sich für Blaschkas Gratulation zu seinem 60. Geburtstag auf Tschechisch.⁹⁸ Dieser wird ihm also auf Tschechisch gratuliert haben.

Dass Blaschka über den Kreis der Kollegen im Archiv hinaus mit tschechischen Wissenschaftlern Kontakte pflegte und sich in den tschechischen Historikerkreisen gut auskannte, zeigt seine Reaktion auf den Tod des bedeutenden tschechischen Historikers Gustav Friedrich (1871-1943):

So sind die vier Kameraden: Navrátil, Novotný, Klicman und Friedrich wieder vereint. Friedrich war ein guter Mensch und hat vielen geholfen, die sich an ihn um eine Intervention wandten. Der Codex diplomaticus und seine Reihe Hoflehentafel-Edition werden seinen Namen nicht untergehen lassen – die Setzer werden kaum je wieder so schöne und deutliche Manuskripte erhalten.⁹⁹

In Blaschkas Nachlass befindet sich ein Foto Friedrichs. In seinem Aufsatz zum Prager Universitätsprivileg Karls IV. bedankte sich Blaschka bei diesem für die Beschaffung einer Faksimileausgabe des Privilegs.¹⁰⁰ In dieser Ausgabe war das latei-

⁹¹ Verband der tschechoslowakischen Feuerwehr an Blaschka, 20.12.1935. *Ebenda*, K. 13, Inv.-Nr. 12.

⁹² Ryba an Blaschka, 19.6.1935. *Ebenda*, K. 12, Inv.-Nr. 12.

⁹³ Außenministerium an Blaschka, 21.2.1937. *Ebenda*, K. 1, Inv.-Nr. 2.

⁹⁴ Radiojournal an Blaschka, 13.5.1937, 7.12.1937. *Ebenda*, K. 12, Inv.-Nr. 12.

⁹⁵ Tschechoslowakisches Staatliches Historisches Institut an Blaschka, 30.6.1938. *Ebenda*, K. 1, Inv.-Nr. 2.

⁹⁶ Jenšovský an Blaschka, 13.9.1932, 4.7.1933, 12.11.1940. *Ebenda*, K. 6, Inv.-Nr. 12.

⁹⁷ Vgl. Pirchans ausführlichen Nachruf auf Novák in den Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 49 (1935) 179-183. In derselben Zeitschrift gedachte Pirchan auch des tschechischen Kollegen Eduard Šebesta, der wie Novák und Klicman das Institut für Österreichische Geschichtsforschung absolviert hatte. *Ebenda* 178 f.

⁹⁸ Novák an Blaschka, 3.12.1932. NA, Nachlass Blaschka, K. 6, Inv.-Nr. 12.

⁹⁹ Blaschka an Bergl, 26.11.1943. SOA Litoměřice, Zweigstelle Děčín. RA Clam-Gallasů, Nachlass Bergl, K. 670.

¹⁰⁰ *Blaschka*, Anton: Das Prager Universitätsprivileg Karls IV. Eine Untersuchung zur latei-

nische Original in vier Sprachen (Tschechisch, Französisch, Englisch und Deutsch) übersetzt, wobei Pirchan die deutschsprachige Version geliefert hatte.

Der Literaturhistoriker und Philologe Václav Flajšhans (1866-1950) wandte sich erfreut an Blaschka, nachdem er dessen gerade oben genannten Artikel gelesen hatte: „Ich habe nichts so Schönes und Wertvolles wie Ihren Artikel gelesen.“ Da Blaschka auch Flajšhans' Arbeiten zitiert hatte, wollte er ihm seinen Eindruck mitteilen und wies ihn auch auf eine seiner neuen Arbeiten hin, die Blaschka anscheinend übersehen hatte, da sie in einer philologischen Zeitschrift erschienen war. Es stimmte ihn aber freudig, dass sie zu ähnlichen Ergebnissen gelangt seien und beide sich auf diese Weise auf demselben Weg trafen.¹⁰¹ Ein Jahr später bedankte sich Flajšhans bei Blaschka für die Zusendung von dessen neuesten Publikationen und legte einen Abdruck seiner Besprechung einer Arbeit von Blaschka bei. Dabei teilte er ihm auch mit, er habe unlängst mit dem Rektor der Karls-Universität, Gustav Friedrich, über ihn und seine Arbeit gesprochen, wobei sie einander im verdienten Lob für diese übertroffen hätten.¹⁰² Zwei Jahre später bedankte er sich erneut für die Zusendung einer weiteren Arbeit Blaschkas und auch dieses Mal stellte er fest, dass er mit dessen Ergebnissen übereinstimme.¹⁰³ Auch der Philologe und Historiker Karel Hrdina (1882-1949), seit 1928 Obersektionsrat im Schulministerium, bedankte sich wiederholt bei Blaschka für dessen Sonderdrucke sowie für die Einladung zu einer seiner Vorlesungen.¹⁰⁴ Der tschechische Germanist Leopold Zatočil (1905-1992) zeigte große Freude über die Zusendung von Blaschkas als Aufsatz erschienenem Habilitationvortrag „Dies irae[.] Der Sang vom Weltgericht in neuer Schau“ aus dem tschechischen „Mitteilungsblatt der Königlichen Böhmisches Wissenschaftlichen Gesellschaft“ (*Věstník KČSN*).¹⁰⁵

Die Zusammenarbeit mit den tschechischen Kollegen manifestierte sich überdies in der gemeinsamen Mitarbeit an Zeitschriften (JGGJČR, „Sborník Archivu ministerstva vnitra“ [Sammelband des Archivs des Innenministeriums]), in gegenseitigen Rezensionen in deutschen und tschechischen historischen Fachperiodika und der Mitarbeit von deutschen Archivaren in der Tschechoslowakischen Archivgesellschaft. Auch besuchten junge deutsche Historiker die tschechische Staatliche Archivschule, und ihre wissenschaftlichen Arbeiten wurden durch den tschechoslowakischen Staat gefördert.

Bergl und Prokeš gehörten dem Redaktionskomitee des JGGJČR (1929-1937) an.¹⁰⁶ Bergl lieferte zwei Beiträge für diese Zeitschrift.¹⁰⁷ Blaschka schrieb einen wirt-

nischen Kunstprosa des Mittelalters. In: *Jahrbuch des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen* 3 (1934) 57-102, hier 57.

¹⁰¹ Flajšhans an Blaschka, 7.9.1934. NA, Nachlass Blaschka, K. 6, Inv.-Nr. 12.

¹⁰² Flajšhans an Blaschka, 24.12.1935. *Ebenda*.

¹⁰³ Flajšhans an Blaschka, 7.9.1937. *Ebenda*.

¹⁰⁴ Hrdina an Blaschka, 27.3.1932, 15.12.1932. *Ebenda*.

¹⁰⁵ Zatočil an Blaschka, 27.7.1938. NA, Nachlass Blaschka, K. 14.

¹⁰⁶ Zur 1928 als „Společnost pro dějiny židů v Československé republice“ gegründeten Gesellschaft, die seit 1930 neben dem tschechischen auch den deutschen Namen führte, siehe *Teufel*, Helmut: Die „Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Tschechoslowakischen Republik“. In: *Seibt*, Ferdinand (Hg.): *Vereinswesen und Geschichtspflege in den böhmischen Ländern*. München 1986, 249-264 (BWT CC 13). – Das Jahrbuch der Gesellschaft

schaftsgeschichtlichen Aufsatz¹⁰⁸ und übersetzte wiederholt Studien seiner tschechischen Kollegen ins Deutsche.¹⁰⁹ Mit dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Samuel Steinherz,¹¹⁰ bei dem Blaschka studiert hatte, stand er in regelmäßigem Briefkontakt bezüglich der Beiträge und Übersetzungen.¹¹¹

In den Jahren 1925-1935 existierte in den wissenschaftlichen Zeitschriften der Tschechoslowakei ein reges Rezensions- und Berichtswesen, das zum Informationsfluss zwischen deutschen und tschechischen Historikern, aber auch zur Pflege guter Beziehungen zwischen ihnen beitrug: So stellte Blaschka in der agrargeschichtlichen „Zeitschrift für die Geschichte des Landes“ (Časopis pro dějiny venkova, ČDV) den tschechischen Lesern in den Jahren 1931-1933 die „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ (MVGDB) vor.¹¹² Die Kollegen Letošník und Roubík besprachen in dieser Zeitschrift Blaschkas Arbeiten positiv,¹¹³ dieser wiederum rezensierte die Arbeit seines Kollegen Pešák.¹¹⁴ Roubík wies zudem wohlwollend auf einen Beitrag Bergls im JGGJČR hin.¹¹⁵ Václav Černý und Josef Hráský besprachen jeweils Arbeiten ihrer deutschen und tschechischen Kollegen zum selben Thema gemeinsam.¹¹⁶ Pirchan stellte in den MVGDB mehrere Jahrgänge der tschechischen Zeitschrift der Archivschule vor.¹¹⁷ Bergl wies bei einem Beitrag zu Wallenstein in den Mitteilungen speziell darauf hin, dass gleichzeitig auch eine tschechische Version erschienen war.¹¹⁸ In dieser zentralen deutschen historischen Zeitschrift in den böhmischen Ländern lieferte Blaschka Inhaltsübersichten tschechischer historischer Fachzeitschriften¹¹⁹ und stellte den „Sammelband des Archivs des Innenministeriums“ vor, in dem seine tschechischen Kollegen publizierten.¹²⁰ Auch

(JGGJČR) erschien in zwei Ausgaben: einer deutschsprachigen, in der alle Beiträge auf Deutsch publiziert wurden, und einer tschechischen unter dem Titel „Ročenka společnosti pro dějiny židů v Československé republice“, in der deutschsprachige Autoren auf Deutsch und tschechische auf Tschechisch veröffentlichten. Vgl. *Teufel*: Die „Gesellschaft für Geschichte der Juden“ 256.

¹⁰⁷ JGGJČR 1 (1929) 263-331. – *Ebenda* 2 (1930) 241-284.

¹⁰⁸ *Ebenda* 97-119.

¹⁰⁹ JGGJČR 1 (1929) 41-262. – *Ebenda* 2 (1930) 120-184. – *Ebenda* 3 (1931) 283-306, 333-352. – *Ebenda* 5 (1933) 137-156, 175-198, 313-428. – *Ebenda* 6 (1934) 285-322, 443-456. – *Ebenda* 7 (1935) 1-36, 305-386. – *Ebenda* 8 (1936) 147-308.

¹¹⁰ Zu Steinherz vgl. *Arlt*, Peter: Samuel Steinherz (1857-1942) Historiker. Ein Rektor zwischen den Fronten. In: *Glettler*, Monika/*Mišková*, Alena (Hgg.): Prager Professoren 1938-1948. Essen 2001, 71-104 (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 17).

¹¹¹ Im Nachlass Blaschka sind über 40 Briefe und Postkarten von Steinherz an Blaschka aus den Jahren 1926-1938 überliefert. NA, Nachlass Blaschka, K. 13, Inv.-Nr. 12.

¹¹² ČDV 18 (1931) 64 f. – *Ebenda* 19 (1932) 46 f. – *Ebenda* 20 (1933) 84.

¹¹³ ČDV 12 (1925) 276. – *Ebenda* 14 (1927) 64 f.

¹¹⁴ *Ebenda* 18 (1931) 260 f.

¹¹⁵ *Ebenda* 16 (1929) 316.

¹¹⁶ *Ebenda* 13 (1926) 126. – *Ebenda* 18 (1931) 345 f.

¹¹⁷ *Pirchan*, Gustav: Časopis archivní školy 4 (1926/27) – 8 (1931). In: MVGDB 69 (1931) 179-188.

¹¹⁸ *Bergl*, Josef: Die Schicksale der Reliquien Wallensteins, seiner ersten Gemahlin und seines Sohnes. In: MVGDB 72 (1934) 1-19, hier 1.

¹¹⁹ *Ebenda* 63 (1925) 147-157. – *Ebenda* 69 (1931) 159-170.

¹²⁰ *Ebenda* 69 (1931) 149-152. – *Ebenda* 73 (1935) 148 f.

in dieser Zeitschrift rezensierte er die Arbeiten seiner tschechischen Archivkollegen¹²¹ und andere tschechische Publikationen aus seinem Interessengebiet.¹²² Dabei ging es nicht um eine voreingenommene Auseinandersetzung mit dem tschechischen Schrifttum im Sinne der „deutschen Ostforschung“,¹²³ sondern um Freundschaftsdienste (im Falle der Besprechungen von Publikationen von Kollegen). Auch mag Blaschka hierbei den Wünschen seiner tschechischen Vorgesetzten nachgekommen sein (Besprechung der Publikation des Archivs des Innenministeriums), oder er war bei seinen Rezensionen einfach um wissenschaftliche Objektivität bemüht.

Schieche, Zechel, Schreiber

Bergl, Pirchan und Blaschka stellten in der Zwischenkriegszeit keine Ausnahmereisenercheinungen dar, auch andere deutsche Historiker in den böhmischen Ländern waren in die wissenschaftlichen Institutionen des tschechoslowakischen Staates integriert, wo sie mit tschechischen Kollegen zusammenarbeiteten. Emil Schieche (* 1901 Wien – † 1985 Stockholm) arbeitete nach seiner Promotion an der Deutschen Universität von 1925 bis 1930 als wissenschaftliche Hilfskraft im Böhmisches Landesarchiv und war zudem von 1928 bis 1930 im Staatlichen Historischen Institut beschäftigt. Für Letzteres fertigte er in Zusammenarbeit mit Prof. Václav Novotný (1869-1932) Abschriften für die Publikation der Regesten des böhmischen Königs Johann von Luxemburg (1296-1346) an.¹²⁴ In den 1930er Jahren wirkte Schieche als Lektor des Tschechischen an der Universität Breslau (Wrocław).

Arthur Zechel (* 1911 Girnberg – † 2002 Sömmerda) war bereits seit 1935 als Bergls Nachfolger im Archiv des Innenministeriums im Gespräch gewesen.¹²⁵ Er hatte Anfang der 1930er Jahre Geschichte und Geografie an der Deutschen Universität studiert und war 1935 mit einer Arbeit zu Kanzler Kaspar Schlick (1396-1449) promoviert worden.¹²⁶ Die Dissertation wurde mit einem Zuschuss des Masaryk-Fonds gedruckt.¹²⁷ Neben dem Studium besuchte Zechel als ordentlicher

¹²¹ In den MVGDB 69 (1931) besprach er z. B. mehrere Veröffentlichungen Roubíks und den bereits für den ČDV besprochenen Beitrag Pešáks.

¹²² *Ebenda* 68 (1930) 205 f., 209 f., 211 f. – *Ebenda* 69 (1931) 188 f. – *Ebenda* 70 (1932) 128, 395 f. – *Ebenda* 71 (1933) 169-171, 171-175.

¹²³ Zur Definition siehe Hackmann, Jörg: Deutsche Ostforschung und Geschichtswissenschaft. In: Piskorski, Jan M./Ders./Jaworski, Rudolf (Hgg.): „Deutsche Ostforschung“ und „polnische Westforschung“ im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich. Osnabrück 2002, 26-45 (Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung 1). – Mühle, Eduard: „Ostforschung“. Beobachtungen zu Aufstieg und Niedergang eines geschichtswissenschaftlichen Paradigmas. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 46 (1997) 317-349.

¹²⁴ Schieche an das Staatliche Historische Institut, 14.1.1930. MÚA, Státní historický ústav [Staatliches Historisches Institut].

¹²⁵ Pirchan an Zechel, 18.2.1935. NA, osobní archiv Artura Zechela [Persönliches Archiv Artur Zechels], K. 98. – NA, Sign. 550-98-5.

¹²⁶ Die Dissertation erschien in der Schriftenreihe „Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte“ der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in der Tschechoslowakischen Republik.

¹²⁷ Archiv bezpečnostních složek Ministerstva vnitra [Archiv des Sicherheitsdienstes des

Hörer die zweijährige tschechoslowakische staatliche Freie Schule politischer Wissenschaften (Svobodná škola politických nauk) und als Hospitant die Staatliche Archivschule (Státní archivní škola). Nachdem er von 1934 bis 1937 zunächst als Bibliothekar am Seminar für deutsche Philologie der Deutschen Universität und dann als wissenschaftliche Hilfskraft der Deutschen Gesellschaft für Wissenschaften und Kunst in der Tschechoslowakischen Republik beschäftigt gewesen war, absolvierte er von Mai bis September 1937 ein Volontariat in der National- und Universitätsbibliothek in Prag. Im September desselben Jahres erhielt er ein Stipendium vom Schulministerium im Rahmen der „Aktion zur Unterstützung der unbeschäftigten Intelligenz“, das mit einem Arbeitsplatz im Archiv des Innenministeriums verbunden war.¹²⁸

Dass Direktor Prokeš deutschen Historikern unvoreingenommen begegnete und auf nationalem Gebiet eine konziliante Haltung einnahm, zeigt seine Stellungnahme zu Zechels Einstellungsgesuch, das er eindeutig unterstützte.¹²⁹ Er unterstrich Zechels fachliche Kenntnisse und Leistungen und wies darauf hin, dass nur einer der zehn Beamten des Archivs, nämlich Blaschka, deutscher Nationalität sei und die Einstellung eines weiteren deutschen Mitarbeiters somit vorteilhaft wäre. Über Zechels politische Orientierung äußerte sich Prokeš nur insofern, dass – soweit ihm bekannt sei – Zechel sich seinen wissenschaftlichen Interessen widme und vom politischen Leben fernhalte. Das entsprach nicht den Tatsachen; offensichtlich war Prokeš über Zechels politische Aktivitäten nicht informiert. Dieser war 1937 wegen seiner beabsichtigten Bewerbung auf Anraten von Funktionären aus der Sudetendeutschen Partei ausgetreten, so dass eine Überprüfung der politischen Zuverlässigkeit Zechels, die das Innenministerium vor seiner Einstellung vornahm, nichts Nachteiliges über ihn zutage förderte.¹³⁰

Prokeš hatte Zechel bereits 1936 bei der Aufnahmeprüfung zur Archivschule kennen gelernt, als er ihn in tschechoslowakischer Geschichte und historischer Geografie prüfte. Zweifelsohne kam er Zechel schon damals entgegen: Er befragte den Prüfling zu einem Thema, an dem dieser gerade arbeitete („Die Pilsener Region aus Sicht der historischen Geographie“). Auch die Fragen zur Herrschaft Karls IV., Rudolfs II. und Maria Theresias betrafen keine speziell tschechischen Themen.¹³¹

Im Januar 1938 sprach sich Prokeš dafür aus, Zechel von der Pflicht zu befreien, eine Sprachprüfung abzulegen, da er sich selbst bereits zuvor überzeugt hätte, dass Zechel Tschechisch in Wort und Schrift ausreichend beherrsche.¹³² Das Ministerium akzeptierte diesen Vorschlag. Am 7. März 1938 trat Zechel seinen Dienst als Konzipist im Archiv an. Wenige Monate später, am 11. September 1938, fuhr er jedoch nach Eger (Cheb) in Urlaub, trat einige Tage darauf in das Sudetendeutsche Freikorps ein und kehrte nicht mehr an seinen Arbeitsplatz zurück. Nach Ablauf der

Innenministeriums], Studijní ústav Ministerstva vnitra [Studieninstitut des Innenministeriums] Z-10-25/169-175, hier Bl. 171.

¹²⁸ Curriculum vitae, 16.11.1937. NA, AR-ÚAMV, K. 29, Inv.-Nr. 14, PA Zechel.

¹²⁹ Stellungnahme Prokešs, 30.11.1937. *Ebenda*.

¹³⁰ Bezirksamt in Tachau, 7.1.1938. *Ebenda*.

¹³¹ Protokoll, 6.5.1936. AUK, AŠ, K. 10, Inv.-Nr. 218.

¹³² Prokeš an das IM, 25.1.1938. NA, AR-ÚAMV, K. 29, Inv.-Nr. 14, PA Zechel.

14-tägigen Urlaubszeit meldete Prokeš den Vorfall seiner vorgesetzten Behörde mit der Vermutung, dass sich Zechel der „Widerstandsbewegung“ angeschlossen und damit seinen im März geleisteten Diensteid gebrochen hätte.¹³³ Daraufhin wurde Zechel am 12. Oktober 1938 aus dem Dienstverhältnis entlassen. Im „Protektorat“ sollte er dann unter veränderten Verhältnissen wieder in leitender Position ins Archiv zurückkehren.¹³⁴

Während Zechel die Staatliche Archivschule nur als Hospitant besucht und somit außer der Aufnahmeprüfung keine weiteren Examen abgelegt hatte, war Rudolf Schreiber (* 1907 Neudek – † 1954 Speyer) ihr einziger deutscher Absolvent. Schreiber, seit 1935 Assistent am Historischen Seminar der Deutschen Universität, bestand sowohl die Aufnahme- als auch die Abschlussprüfungen als Bester. Sein Bewerbungsgesuch und seinen Lebenslauf reichte Schreiber auf Deutsch ein.¹³⁵ Die Aufnahmeprüfung im Oktober 1934 gliederte sich, ebenso wie für die tschechischen Bewerber, in drei Teile (tschechoslowakische Geschichte, Latein, Deutsch oder Tschechisch), bestehend jeweils aus einer mündlichen und einer schriftlichen Prüfung. Die tschechischen Bewerber mussten Kenntnisse des Deutschen, die deutschen Kandidaten des Tschechischen nachweisen. Während Schreiber bereits die Aufnahmeprüfungen in den ersten beiden Teilen mit der Note Eins bewältigte, schnitt der andere deutsche Bewerber, Karl Ruprecht (* 1910),¹³⁶ überwiegend befriedigend ab. Ein weiterer Kandidat, Karl Baumgärtner, erschien nicht zu den Aufnahmeprüfungen und Eugen Klein fiel aufgrund seiner schlechten Lateinkenntnisse durch,¹³⁷ so dass nur Schreiber und Ruprecht aufgenommen wurden. Letzterer schied jedoch bereits 1935 auf eigenen Wunsch wieder aus.

Prokeš bewertete Schreibers Abschlussarbeit „Die Stellung des mittelalterlichen Elbogener Landes in Böhmen“, die in den MVGDB (Jg. 74, 1936) erschienen war, als ausgezeichnet. Er schlug dem Direktor der Archivschule vor, Schreiber vor den anderen Teilnehmern des siebten Kurses seine besondere Anerkennung auszusprechen.¹³⁸ Auch das zweite Gutachten des Dozenten Václav Vaněček (1905-1985) über Schreibers Arbeit fiel sehr positiv aus.

Während dem siebten Archivkurs (1934-1937) zwei deutsche Hörer (Schreiber, Ruprecht) als ordentliche Teilnehmer und zwei weitere als Hospitanten (Zechel, Krause) angehörten, bewarben sich gleich fünf Studenten des Historischen Seminars der Deutschen Universität um die Aufnahme in den achten Kurs (1937-1940): Josef Bujnoch (* 1915), Wolfgang Kellner, Rudolf Ohlbaum (1912-2006), Siegfried Rosezin und Herbert Schaffer (* 1916).¹³⁹ Nur Rudolf Ohlbaum, der elf Semester Geschichte und deutsche Philologie studiert und bei Prof. Wostry seine Doktorarbeit

¹³³ Prokeš, 27.9.1938. *Ebenda*.

¹³⁴ Vgl. Anm. 153.

¹³⁵ Schreiber an die Direktion der Staatlichen Archivschule, 9.6.1934. AUK, AŠ, K. 10, Inv.-Nr. 231.

¹³⁶ Ruprecht studierte Geschichte und Geografie an der Deutschen Universität in Prag. AUK, AŠ, K. 10, Inv.-Nr. 231.

¹³⁷ AUK, AŠ, K. 10, Inv.-Nr. 209.

¹³⁸ Gutachten Prokešs, 18.6.1937. AUK, AŠ, K. 17.

¹³⁹ AUK, AŠ, K. 10, Inv.-Nr. 210.

eingereicht hatte, bestand die Aufnahmeprüfung. Die anderen Bewerber scheiterten vor allem an ihren unzureichenden Lateinkenntnissen. Ohlbaum ging 1938 nach Deutschland und besuchte die Archivschule aus eigenem Entschluss nicht weiter.

1938-1945

Das Jahr 1938 stellte eine tiefe Zäsur in den Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen dar: In der Folge des „Münchener Abkommens“ musste die Tschechoslowakei die überwiegend deutsch besiedelten Randgebiete abtreten; für die verbliebene Republik schrumpften die außen- wie die innenpolitischen Spielräume. Die Errichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ wenige Monate später, im März 1939, bedeutete das vorläufige Ende des tschechoslowakischen Staates. Für die Tschechen begann eine Zeit der Unfreiheit, der Verfolgung und der Unterdrückung. Die Auseinanderentwicklung und mentale Trennung von Tschechen und Deutschen, die hier – und nicht erst 1945 – ihren Anfang nahm, zeigt sich auch an der Entwicklung im Archiv sehr deutlich.

Im September 1938 konstatierte Blaschka, dass tschechische und deutsche Kollegen seit Mai des Jahres im Archiv außer in unerlässlichen dienstlichen Angelegenheiten kein Wort miteinander gesprochen hätten. Sein Kollege Mizerovský äußerte damals gegenüber Blaschka, „die Unzufriedenen sollen dorthin gehen, wohin sie ihr Herz zieht“.¹⁴⁰ Blaschka versuchte, Gesprächen mit den tschechischen Kollegen zu politischen Themen aus dem Weg zu gehen. Dennoch unterhielt er sich noch im September 1938 eine halbe Stunde mit dem Kollegen Václav Husa auf der Straße und beide konnten sich „sichtlich erleichtert und lächelnd“ voneinander trennen.¹⁴¹

Bergl zeigte sich über die Situation im Archiv nicht verwundert. Einerseits brachte er Verständnis für die tschechische Seite auf,¹⁴² andererseits aber blickte er kritisch auf die Erste Republik zurück:

Ich habe immer gewünscht, wir hätten das gemeinsame Haus zusammen gebaut und verwaltet in peinlichster Gerechtigkeit. Nie hätte dann die heutige Lage eintreten können. Wie falsch ist der Spruch von der Geschichte als Lehrmeisterin.¹⁴³

Mizerovský schrieb ihm „ein paar liebe Zeilen“,¹⁴⁴ die anderen ehemaligen Mitarbeiter meldeten sich aber nicht mehr bei ihm. Bergl bat Blaschka,

[...] wenn Sie es für gut halten, so grüssen Sie bitte alle Kollegen, an die ich mit Gefühlen herzlichster Freundschaft denke. [...] Sie sollen, wenn sie bedrückt sind, ja nicht denken, dass wir

¹⁴⁰ Blaschka an Bergl, 13.9.1938. SOA Litoměřice, Zweigstelle Děčín. RA Clam-Gallasů, Nachlass Bergl, K. 669.

¹⁴¹ *Ebenda.*

¹⁴² „Aber ich hoffe mit innigstem Verlangen, dass der Herrgott noch alles zum Guten wenden wird für beide Teile. Ich weiss ja auch und kann es nachempfinden, wie schmerzlich berührt auch die andere Seite ist. Ebenso wie Sie bin ja auch ich unseren Kollegen von Herzen gut und weiss, wie furchtbar für sie die Enttäuschung ist.“ Bergl an Blaschka, 19.9.1938. NA, Nachlass Blaschka, K. 6, Inv.-Nr. 12.

¹⁴³ *Ebenda.*

¹⁴⁴ *Ebenda.*

Ihnen nicht so gut sind wie früher. Politisch können wir verschiedener Meinung sein, menschlich können wir uns so nahestehen.¹⁴⁵

Nach 1939 blieben die tschechischen Urlaubs- und Namenstagsgrüße weitgehend aus. Als Blaschka im Mai 1939 erkrankte, erkundigten sich nur die deutschen Kollegen nach seinem Befinden und besuchten ihn. Die tschechischen Kollegen meldeten sich nicht, wozu er selbst meinte: „Das Gegenteil wäre wohl unnatürlich; *diversi sumus, ergo simus divisi*.“¹⁴⁶ Vom Tod des tschechischen Historikers Friedrich 1943 erfuhr Blaschka aus dem Radio. Keiner seiner ehemaligen tschechischen Kollegen berichtete ihm davon, was darauf schließen lässt, dass der Kontakt völlig abgebrochen war. Auch über den Tod ihres früheren Chefs Klicman setzte nur Blaschka Bergl in Kenntnis.¹⁴⁷

Wie sehr selbst der konziliante Bergl in nationalistischen Stereotypen gefangen war, zeigen seine folgenden Worte, die er Blaschka wenige Monate nach der Errichtung des Protektorats im August 1939 schrieb:

Wenn diese Tschechen nicht gar so vernagelt wären, so müssten sie doch einsehen, dass gerade die gegenwärtige Lage ihnen die Möglichkeit zu einem kulturellen Aufschwung gibt, wie er sich ihnen noch nie bot. Sie sollten dem Führer vom Herzen danken, dass er ihnen die Waffen aus der Hand genommen hat.¹⁴⁸

Drei Monate später wurden die tschechischen Hochschulen geschlossen, mehrere Studenten standrechtlich erschossen und über tausend in Konzentrationslager deportiert. Weitere Verfolgungswellen folgten. Während die nationalsozialistischen Okkupanten gezielt gegen die tschechische intellektuelle Elite voringen, machten Blaschka, Zechel und Schreiber im „Protektorat“ Karrieren, die unter „normalen“ Verhältnissen kaum möglich gewesen wären. Sie stellten sich bereitwillig in den Dienst der NS-Herrschaft und zogen daraus beruflichen wie persönlichen Profit. So wurde Blaschka nach der Verhaftung des Direktors des Böhmisches Landesarchivs, Jenšovský, zum neuen Direktor des Archivs ernannt. Nach Jenšovskýs Ermordung in Auschwitz stellte er Antrag auf dessen Dienstwohnung,¹⁴⁹ worauf Jenšovskýs Ehefrau, eine Archivarin und Historikerin, die Blaschka persönlich kannte, aus dieser vertrieben wurde. Dort eingezogen, ließ er sich den Garten von Roma-Zwangsarbeitern umgraben.¹⁵⁰ Zusätzliche „Judenmöbel“, wie er sich ausdrückte, erwarb Blaschka auf Anraten seiner Tochter preiswert über die NSDAP.¹⁵¹ Zechel befasste sich als Leiter des Sippenamtes für Böhmen und Mähren mit der „rassischen“ Erfassung der Protektoratsbevölkerung, der Konfiskation von jüdischen Personenstandsregistern usw.¹⁵² Schreiber verfasste mehrere Memoranden, in denen er eine Stärkung

¹⁴⁵ *Ebenda*.

¹⁴⁶ Blaschka an Bergl, 24.5.1939. SOA Litoměřice, Zweigstelle Děčín. RA Clam-Gallasů, Nachlass Bergl, K. 670.

¹⁴⁷ Bergl an Blaschka, 11.6.1943. NA, Nachlass Blaschka, K. 6, Inv.-Nr. 12.

¹⁴⁸ Bergl an Blaschka, 17.8.1939. *Ebenda*.

¹⁴⁹ Blaschka an die Landesbehörde Prag, 8.4.1942. NA, Nachlass Blaschka, K. 14, Inv.-Nr. 12.

¹⁵⁰ Blaschka an Liesl, 14.11.1942. NA, Nachlass Blaschka, K. 5, Inv.-Nr. 9.

¹⁵¹ Liesl an Blaschka, o. D. (wahrscheinlich Herbst 1942). *Ebenda*. – Blaschka an Liesl, 25.10.1942, 9.11.1942. *Ebenda*.

¹⁵² Zechel, Artur: Das Sippenamt für Böhmen und Mähren. In: Familie, Sippe, Volk 9 (1943) 86 f.

des deutschen Einflusses in den ehemals tschechischen Institutionen forderte, was ihm auch zum persönlichen Vorteil gereichte: Er löste den tschechischen Direktor des Prager Stadtarchivs ab und wurde stellvertretender Leiter des Historischen Instituts, das nun seine Arbeit, ebenso wie die anderen Anstalten im Protektorat, auf „deutsche Interessen“ ausrichten musste.¹⁵³

Schieche war nach der Errichtung des Protektorats als Leiter der Zweigstelle des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes nach Prag zurückgekehrt.¹⁵⁴ Er hatte sich in Breslau im Bund Deutscher Osten betätigt, publizierte im Sinne der deutschen Ostforschung und war in Prag in die NSDAP eingetreten. Wegen seiner Beteiligung an der pazifistischen Bewegung in den 1920er Jahren und wegen angeblich „tschechenfreundlichen“ Verhaltens im Protektorat wurde er im Dezember 1941 seiner leitenden Stellung wieder enthoben und zur Wehrmacht eingezogen.¹⁵⁵

Während sich Bergl, Blaschka, Schieche, Schreiber und Zechel mehr oder weniger aktiv in die Dienste der NSDAP gestellt hatten, lehnte das „Gaugericht“ die von Pirchan im Mai 1939 beantragte Parteimitgliedschaft mit dem Argument ab, seine Ehefrau sei „nicht frei von jüdischem Rasseeinfluss“, „ihr Urgrossvater Jude“. Auch die Unterstützung durch Ortsgruppen- und Kreisleiter sowie Pirchans Mitgliedschaft in der Sudetendeutschen Partei und anderen „völkischen“ Organisationen änderten an dieser Ablehnung nichts.¹⁵⁶ Bergl beurteilte Pirchans weiteres Verhalten im November 1939 als „ganz klug“: „Man sieht ihn nicht und hört nichts von ihm.“ Er fand es sehr schön, „dass er nicht nach Ämtern und Ehrenstellen ausgeht und den Herrgott einen guten Mann sein lässt“.¹⁵⁷ Sein Kollege Oberdorffer, der im Krieg in der SS gewesen war, beschrieb Pirchan nach dem Zweiten Weltkrieg als „weltentlegenen Gelehrten“, der „außerhalb seines wissenschaftlichen und archivischen Arbeitsfeldes geradezu scheu jegliche Öffentlichkeit mied“.¹⁵⁸ Auch wenn die Realität etwas anders aussah,¹⁵⁹ verhielt sich Pirchan im Vergleich zu anderen deutschen Wissenschaftlern verhältnismäßig zurückhaltend.

¹⁵³ Zur Tätigkeit der deutschen Archivare im Protektorat Böhmen und Mähren siehe Lehr, Stefan: „Den deutschen Einfluß beträchtlich steigern“: Archivare und Archive im Protektorat Böhmen und Mähren (1939-1945). In: *Archivar* 61 (2008) 4, 370-376. Als online-Version unter: <http://www.archive.nrw.de/archivar/hefte/2008/index.html> <letzter Zugriff 2.12.2008>.

¹⁵⁴ Dabei handelte es sich um das Archiv des aufgelösten tschechoslowakischen Außenministeriums.

¹⁵⁵ NA, Sign. 114-102-7.

¹⁵⁶ NSDAP, Gauleitung Sudetenland, Gaugericht an das Kreisgericht der NSDAP, 14.9.1939. NA, NSDAP, Sign. 123-433-2/44,45, K. 433.

¹⁵⁷ Bergl an Blaschka, 3.11.1939. NA, Nachlass Blaschka K. 6, Inv.-Nr. 12.

¹⁵⁸ Oberdorffer: Gustav Pirchan zum Gedenken, Sp. 81 (vgl. Anm. 11).

¹⁵⁹ Um nur einige wenige Beispiele zu geben: Im Sommer 1939 hatte Pirchan nach einem Titelbild für die in zweiter Auflage erscheinende Vereinsfestschrift über das Sudetendeutschtum gesucht. Er und seine Kollegen hätten monatelang über ein „Sinnbild des Sudetendeutschums“ nachgedacht, ohne jedoch etwas Passendes zu finden, bis Pirchan der Einfall gekommen sei, ein Bild zu nehmen, das Hitler beim Einzug in das Sudetenland vor einem älteren sudetendeutschen Bauwerk zeigte. 1940 hielt er in der Volksbildungsstätte einen Vortrag über das Judentum in der Geschichte Prags. Im selben Jahr nahm Pirchan an einer Besprechung über den „Einsatz der Geisteswissenschaften im Krieg“ teil.

Nach dem Zweiten Weltkrieg

Das Ende der Besatzung war für die deutschen Archivare im Protektorat, wie auch für alle anderen Deutschen in der ehemaligen Tschechoslowakei mit ihrer Entrechtung und Zwangsaussiedlung verbunden. Pirchan wurde im Mai 1945 zunächst in Prag festgenommen und am 24. Mai 1945 aus dem Prager Gefängnis Pankrác in das ehemalige Konzentrationslager Theresienstadt überführt, welches nun als Internierungslager Terezín für Deutsche diente. Dort starb er am 22. September in der so genannten kleinen Festung.¹⁶⁰ Kazbunda erinnerte sich nach dem Krieg in seinen Memoiren an Pirchans trauriges Ende:

Das Schicksal, welches diesen gemäßigten Deutschen, einen außergewöhnlich gebildeten Menschen, danach in der Folge des durch Hitler zerstörten Zusammenlebens beider Nationalitäten traf, war extrem unverdient und traf jeden schwer, der ihn näher kannte.¹⁶¹

Mehrere Tschechen, unter anderem Prokeš, der inzwischen selbst von tschechischen Kollegen der Kollaboration beschuldigt und seines Postens enthoben worden war,¹⁶² stellten Schieche nach dem Krieg positive Bewertungen aus.¹⁶³ Schieche, der mit einer Norwegerin verheiratet war, wurde daraufhin die Ausreise nach Schweden gestattet.

Bergl war bereits vor Kriegsende unter sehr schwierigen Umständen aus Friedland nach Westböhmen geflohen,¹⁶⁴ wo er zunächst provisorisch bei Verwandten unter-

Zwei Jahre später besuchte er dann zu diesem Thema eine Tagung. Im gleichen Jahr hielt er im Auftrag des Deutschen Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht vor tschechischen Erziehern zwei Vorträge über Böhmen als „Glied des mittelalterlichen Kaiserreiches“ und „Böhmen und Mähren unter Karl IV.“ Pirchan an Bergl, 15. 8. 1939, 4. 3. 1940. SOA Litoměřice, Zweigstelle Děčín. RA Clam-Gallasů, Nachlass Bergl, K. 670. – Pirchan an Dekan, 25. 8. 1940, 26. 8. 1940, 27. 4. 1942, 27. 6. 1942. AUK, FF NU, K. 50, PA Pirchan Gustav.

¹⁶⁰ SOA v Litoměřicích. Internační středisko Terezín [Internierungszentrum Theresienstadt], Inv.-Nr. 189. – *Oberdorffer*: Gustav Pirchan zum Gedenken, Sp. 80 (vgl. Anm. 11).

¹⁶¹ ANM, Nachlass Kazbunda, K. 32, Mé archivní posláni ve Vidni, Bl. 148 f.

¹⁶² Prokešs steile Karriere in der Zwischenkriegszeit und seine Bemühungen, das Archivwesen unter der Führung des von ihm geleiteten Archivs des Innenministeriums zu zentralisieren, rief bei vielen seiner Kollegen Neid und Ablehnung hervor. Zudem standen im Archiv mehrere jüngere, marxistisch orientierte Archivare in Opposition zu ihm. Am Anfang der Okkupation meinte Prokeš wahrscheinlich, dass er seine Zentralisierungspläne, die mit den deutschen Absichten übereinstimmten, mit deutscher Hilfe leichter würde durchsetzen können. Ansonsten arbeitete er aber nur soweit als nötig mit den deutschen Kollegen zusammen, ohne zu kollaborieren. Zudem wurde er im Sommer 1942 seines Direktorenpostens enthoben und dem neuen deutschen Chef, Horst-Oskar Swientek, als Stellvertreter zur Seite gestellt. Kollmann nimmt in seiner sonst soliden Studie teilweise einseitig für Prokeš Stellung. *Kollmann*: Příklad univ. prof. dr. Jaroslava Prokeše 270-334 (vgl. Anm. 8).

¹⁶³ Studijní ústav Ministerstva vnitra [Studieninstitut des Innenministeriums] Prag, Sign. 305-337-6.

¹⁶⁴ „Dass ich nur unter Zwang Friedland und alles, was mir lieb und teuer war, verlassen habe werden Sie verstehen und Sie werden auch verstehen, wie sehr ich seelisch leide. Der Tod wäre für mich eine Erlösung. [...] Die Fahrt war furchtbar, ihre Folgen an uns allen überaus schlimm. Wir kommen aus den Krankheiten gar nicht heraus.“ Bergl an Blaschka, 27. 1. 1945. NA, Nachlass Blaschka, K. 6. Inv.-Nr. 12. – Vgl. Bergl an Prochno, 27. 3. 1945. NA, Nachlass Prochno, K. 1, Inv.-Nr. 4.

gebracht wurde; nach dem Krieg wurde er zwangsausgesiedelt. Interessant ist, dass Bergl auch nach der Vertreibung eine positive Erinnerung an seine ehemaligen tschechischen Kollegen bewahrte und mit einigen Anfang der 1950er Jahre Kontakt aufnahm. So schrieb er Blaschka 1951, dass er sich oft an ihn, Wostry und die anderen Freunde erinnere. Zugleich fügte er hinzu:

Auch der alten ungetreuen Freunde in der Heimat gedenke ich oft und gern und ohne Zorn. Sie haben es heute nicht leicht. Vor kurzem erreichten mich Grüsse einiger solcher Freunde, darunter auch von Pepiček Hráský u. Janoušek.¹⁶⁵

Blaschka wurde wie viele andere Deutsche zunächst festgenommen und dann zur Zwangsarbeit in der Landwirtschaft herangezogen. Wie unrealistisch er die Lage einschätzte, zeigt seine Anfrage von Ende Juli 1945 an das Böhmisches Landesarchiv, ob sein Gehalt noch ausbezahlt oder er pensioniert werde. Ferner bat er um die Nachsendung seiner Post und nach Möglichkeit auch wissenschaftlicher Literatur aus seiner ehemaligen Dienstwohnung an seine neue Adresse.¹⁶⁶

Für die tschechischen Archivare des Böhmisches Landesarchivs war dies die erste Nachricht von Blaschka seit dem Prager Aufstand Anfang Mai. Der neue Leiter des Archivs, Otakar Bauer, wies die zuständigen tschechoslowakischen Staatsorgane darauf hin, dass sich Blaschka während der Besatzung gegenüber dem tschechoslowakischen Staat feindlich verhalten hätte und er ein „sehr gefährlicher Nazi-funktionär und ein verbissener Gegner“ der Tschechen sei.¹⁶⁷ Diese Aussagen sah er dadurch belegt, dass Blaschka bereits im September 1938 den Hitlergruß gezeigt sowie nach Jenšovskýs Ermordung in Auschwitz innerhalb von fünf Tagen dessen Direktorposten übernommen und bei dieser Gelegenheit in einer „Hetzrede“ die Erste Tschechoslowakische Republik verleumdet hätte. Die Teilnahme an der Beerdigung des pensionierten Archivdirektors Klicman habe Blaschka abgelehnt, da sich dessen Sohn als Funktionär des tschechischen Turnerverbandes angeblich gegenüber dem Deutschen Reich schuldig gemacht hätte. Bauer befürchtete, dass Blaschka, der Universitätsprofessor war und mehrere Sprachen beherrschte, ins Ausland fliehen und dort eine gefährliche Hetze gegen die Tschechoslowakei betreiben könnte. Deswegen empfahl er, ihn festnehmen zu lassen.¹⁶⁸ Blaschkas Dienstwohnung im Archivgebäude hatten die Archivare bereits zuvor beschlagnahmt.¹⁶⁹

Später wurde Blaschka in die sowjetische Besatzungszone zwangsumgesiedelt, wo er an der Universität Halle zunächst Lehrbeauftragter (1948/49), dann Dozent (1952) und schließlich Professor für historische Hilfswissenschaften (1955) wurde. Entgegen Bauers Vermutungen betrieb Blaschka keine Hetze gegen die Tschechoslowakei. Zudem unterhielt er seit Ende der 1950er Jahre wieder freundschaftliche Kontakte mit tschechischen Historikern. Jedoch ist auffällig, dass es sich dabei groß-

¹⁶⁵ Bergl an Blaschka. 15.3.1951. Im Privatbesitz des Autors.

¹⁶⁶ Blaschka an die Leitung des AZČ, 29.6.1945. NA, AZČ, K. 275, PA Blaschka.

¹⁶⁷ Leitung des AZČ an den Nationalausschuss in Honice und den Nationalausschuss des Landes, 4.7.1945. *Ebenda*.

¹⁶⁸ Leitung des AZČ an die Kommission zur inneren Sicherheit, 4.7.1945. *Ebenda*.

¹⁶⁹ NA, AZČ, K. 273, Inv.-Nr. 444.

teils nicht mehr um seine einstigen Archivkollegen, sondern um andere Wissenschaftler handelte. Eine Ausnahme war Otakar Odložilík, der schon Anfang der 1930er Jahre aus dem Archivdienst ausgeschieden war und sich während des Zweiten Weltkriegs in Westeuropa und den USA in der Emigration befunden hatte. Nach der kommunistischen Machtergreifung in der Tschechoslowakei 1948 emigrierte er erneut in die USA und machte an der Universität Philadelphia Karriere. 1956 traf er sich in Österreich mit Pirchans Witwe,¹⁷⁰ bei dieser Gelegenheit schickten sie Blaschka zusammen eine Postkarte. Acht Jahre später trafen sie sich noch einmal in Augsburg und wiederum schrieben sie Blaschka gemeinsame Grüße.¹⁷¹ Aus einem anderen Brief Odložilíks geht hervor, dass Blaschka ihn über den Gesundheitszustand von Bergls Tochter informiert und Odložilík sich mit Pirchans Ehefrau noch einmal in Göttingen getroffen hatte.¹⁷² Besonders in den 1960er Jahren standen sie in regelmäßigem Kontakt und immer wieder tauchten Erinnerungen an die Heimat auf.¹⁷³ Mit dem ehemaligen Landesarchivar Karel Doskočil (1908-1962), der inzwischen im Staatlichen Zentralarchiv (Státní ústřední archiv, SÚA) arbeitete, tauschte Blaschka Anfang der 1960er Jahre wissenschaftliche Schriften aus. Doskočil berichtete ihm unter anderem, dass er im Dezember 1959 aus dem SÚA entlassen worden war und seit Februar in einer Fabrik arbeiten müsse.¹⁷⁴ Als Blaschka 1961 erstmals wieder nach Prag kam, war er bei den Doskočils zum Mittagessen eingeladen.¹⁷⁵ Mit dem Historiker František Michálek Bartoš (1889-1970) unterhielt er von Ende der 1950er Jahre bis zu seinem Tod 1970 einen intensiven Austausch. Sie schickten sich gegenseitig ihre Arbeiten zu und halfen einander, wenn Literatur in Prag oder Halle nicht vorhanden war. Aus ihren zahlreichen Briefen geht hervor, dass Blaschka in Halle die *Literární noviny* (Literaturzeitung) las und zeitweise Studenten Tschechischunterricht gab.¹⁷⁶ Mit Interesse las Blaschka Bartošs Erinnerungen an Prof. Václav Novotný, dessen Schüler neben Odložilík auch sein ehemaliger Vorgesetzter Prokeš gewesen war. Als Bartoš ihm schrieb, dass er vor dem Ersten Weltkrieg in Deutschland studiert hätte, fragte ihn Blaschka nach Eindrücken aus dieser Zeit, da er selbst erst 1946 zum ersten Mal in Deutschland gewesen sei.¹⁷⁷ An der Festschrift zu Blaschkas 75. Geburtstag beteiligten sich zwei

¹⁷⁰ Odložilík und Else Pirchan an Blaschka, 25.7.1956. Im Privatbesitz des Autors.

¹⁷¹ Odložilík und Else Pirchan an Blaschka, 1.8.1964. *Ebenda*.

¹⁷² Odložilík an Blaschka, 11.1.1969. *Ebenda*.

¹⁷³ So bedankte sich Odložilík bei Blaschka für seine „lieben Worte, eine Erinnerung an die Zeit, als wir uns täglich im Archiv sahen“. In einer Postkarte aus Rom erwähnte Odložilík, dass auch er bei dem Wort Italien sofort an Pirchan gedacht hätte und dass er Pirchans Witwe schreiben werde. Als er ihm eine Weihnachtskarte mit dem Bild einer barocken Kirche schickte, erinnerte ihn diese an diejenige in Arnau, wo Blaschka seine Gymnasialzeit und die ersten Jahre nach dem Ersten Weltkrieg verbracht hatte. Odložilík an Blaschka, 11.1.1969, 11.2.1961, 6.12.1966. *Ebenda*.

¹⁷⁴ Doskočil an Blaschka, 25.2.1960. *Ebenda*.

¹⁷⁵ Blaschka an Lilli, 24.9.1961. *Ebenda*.

¹⁷⁶ Blaschka an Odložilík, 13.8.1958, 26.8.1958, 6.9.1958, 10.11.1958, 30.7.1959, 28.2.1962. ANM, Nachlass F. M. Bartoš, Inv.-Nr. 143.

¹⁷⁷ Blaschka an Odložilík, 4.6.1959. *Ebenda*.

Prager Kollegen, die er noch aus der Archivzeit kannte: Otakar Odložilík und Bohumil Ryba. Mit František Michálek Bartoš aus Prag und Oldřich Králík aus Olmütz (Olomouc) waren ferner Kollegen vertreten,¹⁷⁸ mit denen Blaschka erst nach dem Krieg in Kontakt getreten war.

Fazit

Die Beziehungen zwischen deutschen und tschechischen Mitarbeitern des Archivs des tschechoslowakischen Innenministeriums waren, wie die vorliegende Studie gezeigt hat, gut und verfügten zweifelsohne über weiteres Entwicklungspotential. Ausschlaggebend waren dafür einerseits die in der demokratischen Tschechoslowakei gegebenen Rahmenbedingungen, andererseits persönliche Faktoren: Aus den Quellen geht deutlich hervor, dass die beiden Archivdirektoren, Klicman und Prokeš, den deutschen Mitarbeitern wohlwollend gegenüberstanden und ihr berufliches Fortkommen förderten. Die deutsche Geschichtswissenschaft war in der Tschechoslowakei in ihrer Entwicklung nicht eingeschränkt, der Austausch und die wechselseitige Rezeption zwischen den behandelten Forschern rege.

Die zahlreichen Dokumente freundlich-kollegialer Alltags- und Wissenschaftsbeziehungen sollten aber nicht zur Idealisierung verführen: Die Kontakte zwischen deutschen und tschechischen Kollegen blieben mehrheitlich an der Oberfläche. Man lebte und verkehrte überwiegend in einer tschechischen bzw. deutschen Umgebung. Zudem fällt auf, dass politische Themen zwischen den vorgestellten tschechischen und deutschen Archivaren weitgehend ausgespart wurden.

Umso extremer erscheint der Kontrast zwischen der Zeit vor und nach dem „Münchener Abkommen“, als einige der deutschen Archivare rasch auf die nationalsozialistische Linie einschwenkten, sich sehr negativ über die untergegangene tschechoslowakische Republik äußerten und persönlich von der NS-Herrschaft profitierten.

Bereits wenige Jahre später waren jedoch in national erregter Stimmung gemachte Aussagen wie Klicmans Diktum über Pirchans nationale Unzuverlässigkeit im Jahr 1918 oder Bauers Warnung von 1945 vor der Gefahr, die angeblich von Blaschka für die Tschechoslowakei ausgehe, wieder vergessen. Die Erinnerung an die gemeinsame Dienstzeit im Archiv und an ehemalige Kollegen erwies sich dabei – wie die teilweise nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgenommenen Kontakte zeigen – als starkes Band.

¹⁷⁸ Gericke, Horst/Lemmer, Manfred/Zöllner, Walter (Hgg.): *Orbis mediaevalis*. Festgabe für Anton Blaschka zum 75. Geburtstag am 7. Oktober 1967. Weimar 1970.

Natali Stegmann

DEUTSCHE KRIEGSGESCHÄDIGTE IN DER TSCHECHOSLOWAKEI 1918-1938

Ein nicht weiter bekannter Mann namens Friedrich¹ schilderte auf einer Versammlung im Schützenhaus von Gablonz (Jablonec) am 27. April 1919 das Leid der deutschen Kriegsgeschädigten in der Tschechoslowakei folgendermaßen:

Das deutsche Volk ist erniedrigt worden. Wir haben in diesem Kriege geblutet und zwecklos ohne jeden Nutzen für uns. [...] Die Unternehmer sollen uns als deutsche Arbeiter betrachten und nicht als Krüppel, denn wir sind denkende Menschen und wollen das Beste. Wir wollen nicht weiter als Bettler am Pranger stehen, denn wir sind nicht nur als traurige Besiegte in diesem Kriege sondern auch an unserem Körper nachhaus gekommen. [...] wir wollen als Kriegsverletzte behandelt werden und nicht als Krüppel.²

Der Redner setzte „das deutsche Volk“ und das „Wir“ der deutschen Kriegsverletzten in der Tschechoslowakei gleich und brachte das Leid von Kriegsinvaliden in einer national codierten Sprache zum Ausdruck. Das mag auf den ersten Blick erstaunen, ist doch davon auszugehen, dass Friedrich eine staatliche Invalidenrente bezog. Diese wurde nach dem Grad der Arbeitsunfähigkeit bemessen und jedem anerkannten Kriegsgeschädigten der jungen Republik ausgezahlt, zum fraglichen Zeitpunkt noch nach den unzulänglichen Maßgaben der österreichischen Administration, ab 1920 nach dem neuen Rentensatz. Wenigstens auf dem Papier war der staatlichen Administration ein im Krieg „verlorenes deutsches Bein“ genauso viel oder wenig wert wie ein tschechisches oder slowakisches, solange der ehemalige Soldat im Dienst der Habsburgermonarchie gestanden hatte. Nur Angehörige der so genannten Tschechoslowakischen Legionen, die im Ersten Weltkrieg vor allem in Russland gekämpft hatten, genossen Sonderrechte, denn sie verkörperten das soldatische Vorbild der Republik. In der institutionellen Logik litten mithin alle Kriegsinvaliden der habsburgischen militärischen Verbände gleichermaßen, und zwar vor allem an Arbeitsunfähigkeit. Zudem lebten sie meist in bitterer Armut, denn selbst die Renten für Vollinvaliden waren – vor wie nach 1920 – so knapp bemessen, dass sie zum Leben nicht ausreichten.

Friedrichs Aussage aber vermittelt einen anderen Eindruck. Sie legt nahe, dass es ein spezifisch deutsches Leiden an den Folgen von Kriegsverletzungen gab, das von der Art der Verletzung, die der einzelne Soldat erlitten hatte, unabhängig war. Die deutschen Kriegsgeschädigten litten demzufolge nicht nur an Armut und Arbeitsunfähigkeit, sondern auch an mangelnder Anerkennung.

¹ Es ist unklar, ob es sich um einen Vor- oder Nachnamen handelt.

² Národní archiv v Praze [Nationalarchiv Prag, NA]. Ministerstvo sociální péče [Ministerium für Sozialfürsorge, MSP], Karton 4, Relation über die am 27. April 1919 um 9 Uhr vormittags im Schützenhaus in Gablonz/Neiße abgehaltene Versammlung aller Kriegsbeschädigten aus Stadt und Bezirk Gablonz/Neiße.

In dem vorliegenden Beitrag wird untersucht, wie dieses Leiden mit der Sozialpolitik des tschechoslowakischen Staates korrespondierte. Wie artikuliert es sich angesichts der neuen politischen Verhältnisse? Und wie hätte die staatliche Politik diese Situation tatsächlich verbessern können? Gab es deutsche Wahrnehmungsmuster von Kriegsschädigung, die über den institutionellen Rahmen des tschechoslowakischen Staates hinauswiesen?

Krieg und Invalidität in der Perspektive der deutschen Minderheit

Friedrich brachte das Gefühl eines doppelten Verlustes zum Ausdruck. Er war als Angehöriger eines „erniedrigten Volkes“ und als Kriegsverletzter aus dem Krieg zurückgekehrt. Die Invalidität kann hier als ein Symbol für die Kriegsverluste gelten, was im Falle der Deutschen in den Randgebieten der Tschechoslowakei ihre Inkorporation in einen „fremden“ Staat und die Marginalisierung in der Rolle einer „nationalen Minderheit“ bedeutete. Die Deutschen sahen sich als Bewohner eines „verlorenen“ Territoriums. In der Auseinandersetzung mit einem „fremden“ Staatsvolk traten in der Tschechoslowakei andere „deutsche“ Deutungsmuster zutage als im besiegten Deutschen Reich.³ Diese Muster standen mit den Gründungsmotiven und der Sozialpolitik des tschechoslowakischen Staates in Zusammenhang: Die „sudetendeutschen“⁴ Kriegsteilnehmer sahen die Umstände und den Ausgang des Krieges in einer anderen räumlichen Dimension als diejenigen in der Weimarer und in der Österreichischen Republik einerseits und als die tschechischen Kriegsteilnehmer andererseits. Obgleich sie tschechoslowakische Staatsbürger waren, orientierten sie sich vielmehr am (ehemaligen und zunehmend auch am zeitgenössischen) österreichischen und deutschen Staat. Nicht die „Niederlage“, sondern die „erzwungene Abspaltung“ stand somit im Zentrum ihrer Wahrnehmung.

Dieser Befund deckt sich mit den Darlegungen Othmar Spanns (1878-1950), eines Vordenkers des Sudetendeutschen Kameradschaftsbundes,⁵ der 1921 die Lage der Deutschen in den durch die Grenzziehung nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr zu Österreich gehörenden Staaten als eine „offene Wunde am deutschen Volkskörper“ bezeichnet hatte.⁶ In diesem Bild verschmelzen Verwundung, Kriegsverlust und

³ Zum Deutschen Reich vgl. *Kienitz*, Sabine: Der verwundete Körper als Emblem der Niederlage? Zur Symbolik der Figur des Kriegsinvaliden in der Weimarer Republik. In: *Carl*, Horst/*Kortüm*, Hans-Henning/*Langewiesche*, Dieter/*Lenger*, Friedrich (Hgg.): *Kriegsniederlagen. Erfahrungen und Erinnerungen*. Berlin 2004, 329-342.

⁴ Der Begriff „sudetendeutsch“ steht für den Versuch, eine gemeinsame Identität der Deutschen in den überwiegend deutsch besiedelten Gebieten der Tschechoslowakei herzustellen. Dabei handelte es sich um die zu Schlesien, Böhmen und Mähren gehörenden Randgebiete. Da der Begriff suggestiv ist, wird er hier durchweg in Anführungszeichen verwendet. Vgl. *Gebel*, Ralf: „Heim ins Reich“. Konrad Henlein und der Reichsgau Sudetenland (1939-1945). München 1999, 36 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum [VCC] 83).

⁵ Der Kameradschaftsbund war eine völkisch-ständisch orientierte Vorgängerorganisation der „Sudetendeutschen Heimatfront“, seit 1935 „Sudetendeutsche Partei“. Der Österreicher Spann geriet selbst mit den Nationalsozialisten in Konflikt. In der Tschechoslowakei arbeiteten seit 1933 beide Richtungen zusammen. Vgl. *Zimmermann*, Volker: *Die Sudetendeutschen im NS-Staat. Politik und Stimmung der Bevölkerung im Reichsgau Sudetenland (1938-1945)*. Essen 1999, 43-45 (Veröffentlichungen des Instituts für Kultur und Ge-

nationale Befindlichkeit. Es bildet gewissermaßen die „semantische Brücke“ zwischen individuellem Leid und kollektiven Ansprüchen der „Sudetendeutschen“ und besonders der Kriegsgeschädigten unter ihnen.⁷ Letztere artikulierten in Anlehnung an solche kollektiven Selbstbilder ihre Forderungen an den tschechoslowakischen Staat teils depressiv und teils aggressiv, denn dessen Existenz war per se ein Zeichen der deutschen Niederlage. In dieser Sichtweise stand der Staat in doppelter Weise in der Verantwortung: Einerseits war er der Nachfolgestaat eines paternalistischen Großreiches und hatte als solcher eine Fürsorgepflicht für seine Bürger; andererseits sahen die deutschen Kriegsgeschädigten im tschechoslowakischen Staat den Hauptverursacher ihrer Misere. Einiges spricht dafür, dass dieser den entsprechenden Erwartungen niemals hätte gerecht werden können, solange er seinen Herrschaftsanspruch nicht aufgab. In dieser Perspektive kam es also zu einer Verschmelzung zweier Opferbilder: desjenigen des Kriegsgeschädigten und desjenigen einer in ihren Erwartungen enttäuschten Minderheit, die sich mit dem tschechoslowakischen Staat und seinen Institutionen auseinander zu setzen hatte.

Der Gründungsmythos des neuen Staates basierte auf der Idee einer tschechoslowakischen demokratischen Mission, die auch in den nationalstaatlichen Institutionalisierungsprozess eingeschrieben wurde. Gesetzgebung wie auch behördliche Praxis stützten sich auf ebendiese Legitimierungsmuster. Die Politik der deutschen und der tschechischen Kriegsgeschädigtenorganisationen definierte sich in Abgrenzung und in Anlehnung daran. Für die entsprechenden tschechischen Organisationen war der Versuch charakteristisch, das Schicksal ihrer Klienten in Analogie zur Gründungsgeschichte des Nationalstaats zu schildern. So hob etwa der Vorsitzende der „Gefolgschaft der tschechoslowakischen Kriegsgeschädigten“ (*Družina československých válečných poškozenců*), Ondřej Kypr, hervor, dass die tschechischen Kriegsgeschädigten oftmals bereits versehrt worden waren, bevor sich ihnen die Möglichkeit bot, den tschechoslowakischen Legionen beizutreten, und dass diese die Ausrufung der Republik enthusiastisch begrüßt hätten.⁸ Damit verfolgte er das Ziel, die Kriegsgeschädigten als Patrioten darzustellen, die für ihr Vaterland gekämpft hatten. Da Kypr zugleich der Leiter des böhmischen Landesamtes für Kriegsgeschädigtenfürsorge und Mitglied der Nationalversammlung war, erreichte seine Deutung eine breite Öffentlichkeit.

Als Angehörige des Staatsvolks waren die slowakischen Kriegsgeschädigten grundsätzlich in dieses Interpretationsschema einbezogen.⁹ Partiiell war es auch

schichte der Deutschen im östlichen Europa 16. Zugleich Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 9).

⁶ *Kienitz*: Der verwundete Körper 229 (vgl. Anm. 3).

⁷ *Honneth*, Axel: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt/Main 1992, 261.

⁸ *Kypr*, Ondřej: Světová válka a její oběti [Der Weltkrieg und seine Opfer]. Praha 1929, 5.

⁹ Die Akten zu den slowakischen Kriegsgeschädigtenorganisationen legen jedoch nahe, dass die Fürsorge hier als eine rein soziale Angelegenheit aufgefasst wurde. Patriotische Argumente wurden kaum bemüht. Vgl. z. B. *Slovenský národný archív* [Slowakisches Nationalarchiv], Bratislava, *Minister s plnou mocou pre správu Slovenska* [Bevollmächtigter Minister für die Slowakei], Karton 45, Rechenschaftsbericht an das Landesamt für Kriegsgeschädigtenfürsorge vom 7. September 1920.

gegenüber den Angehörigen der Minderheiten offen, solange diese bereit waren, die offizielle Deutung der Staatsgründung mitzutragen, was den deutschen Kriegsgeschädigten aufgrund der deutsch-nationalen Interpretation des Krieges offensichtlich nicht möglich war. Zumindest auf der agitatorischen Ebene zeichnet sich damit ein dichotomisches Schema ab, dessen Wirksamkeit aber auch nicht überschätzt werden sollte. Denn zum einen gibt es – wie zu zeigen sein wird – Hinweise auf Doppelmitgliedschaften in den deutschen und den tschechischen Kriegsgeschädigtenorganisationen, zum anderen versuchten auch deutsche Kriegsgeschädigte in Bittschreiben und Briefen an das Sozialministerium, ihre Verletzungen als Opfer für die Republik darzustellen, und bedienten sich damit des „tschechoslowakischen“ Argumentations- und Deutungsmusters.¹⁰

Allgemein wird in deutschen Dokumenten die Kriegsschädigung als besonders schmerzhaft dargestellt. Deutsche Kriegsgeschädigte schilderten ihr Leid als unermesslich, hoffnungslos und stellten Verletzungen ungeschminkt dar. Ein Artikel in der Zeitschrift des „Bundes der Kriegsgeschädigten in der Tschechoslowakei“, „Der Kriegsverletzte“, spricht in einer Art von dem seelischen Leid durch die Verwundung, wie sie sich in tschechischen und slowakischen Dokumenten nicht finden lässt:¹¹

Die Verwundung des Körpers, die ein dauerndes Krüppeltum zur Folge hat, bringt auch eine Verwundung der Seele hervor. Den körperlichen Schmerzen entsprechen seelische Schmerzen. Der körperlichen Erkrankung entspricht eine seelische Erkrankung. Krüppeltum ist jedes Mal mit Seelenleiden verbunden. Denken wir uns einmal in die Seele eines schwer Verwundeten hinein, der einen Arm oder ein Bein verloren hat. Soeben noch jugendlich, heiter, tatenfroh, lebenslustig, voller Kraft; und nun schwer verwundet, aufs Lager gefesselt, schwach, müde und unselbständig, auf die Hilfe anderer angewiesen. Es ist dies ein Gegensatz, der nicht groß genug gedacht werden kann.¹²

Dieser Gegensatz zwischen gesund und krank, so legten es die Quellen nahe, symbolisierte auch den Bruch zwischen gestern und heute, zwischen der einst komfortablen Position der Deutschen in der Monarchie und der einer Minderheit im tschechoslowakischen Staat. Als „Bürger 2. Klasse“¹³ fühlten sich die deutschen Kriegsgeschädigten nun der Willkür tschechischer Beamter ausgesetzt, die „Chauvinismus und Imperialismus des Staatsvolkes gegenüber den ‚Staatsbürgern‘ anderer Nationalität“ praktizierten.¹⁴ Die Vertiefung des Leids durch die politischen Umstände drückte sich in einer düsteren und niedergedrückten Atmosphäre aus. Mitunter

¹⁰ Vgl. z. B. NA, MSP, Karton 3, Nr. 14430, 1919, Schreiben des Franz Johann Hönig aus Tetschen (Děčín) an das Sozialministerium und an das Innenministerium mit der dringenden Bitte um Erteilung einer „Konzession zum Betriebe eines Kinotheaters“.

¹¹ Diese Einschätzung ist aus dem Studium zahlreicher Bittschreiben und Resolutionen an das Ministerium für soziale Fürsorge (MSP) im Prager Nationalarchiv (NA) sowie aus der Auswertung der Zeitschrift „Nový život. Ústřední orgán Družiny československých válečných poškozenců“ (Neues Leben. Zentralorgan der Gefolgschaft tschechoslowakischer Kriegsgeschädigter) 1920 bis 1961 erwachsen.

¹² Der Kriegsverletzte. Organ des Bundes der Kriegsverletzten für Böhmen, Mähren und Schlesien 15 (1933) 10, 1.

¹³ Der Kriegsverletzte 3 (1921) 10, 1.

¹⁴ *Ebenda*.

gipfelten solche Stimmungsbilder sogar in dem öffentlichen Bekenntnis, sich den Tod zu wünschen, und in der Behauptung, die Gefallenen hätte ein besseres Los getroffen.¹⁵ Die Artikulation des sich wechselseitig verstärkenden körperlichen und seelischen, sozialen und nationalen Leids konnte dabei zugleich politische Agitation sein; eine solche Funktion hatte die Kriegsschädigung der Tschechen und Slowaken nicht.

Staatliche Kriegsgeschädigtenpolitik

Unmittelbar nach seiner Gründung war der tschechoslowakische Staat mit Revolten in den überwiegend deutsch besiedelten Randgebieten konfrontiert. Die Bestrebungen der Deutschen, sich Österreich oder dem Deutschen Reich anzugliedern, wurden unterbunden, die vornehmlich von Deutschen bewohnten Landstriche der böhmischen Länder besetzt und in den Staat integriert. Deutschen Autonomieforderungen kamen die neuen Machthaber hauptsächlich aus Gründen der Staatsräson nicht nach, zumal es sich um Gebiete handelte, die schon vor dem Krieg zu Böhmen, Mähren und Schlesien gehört hatten und auf die die „Tschechoslowaken“ nach dem Niedergang der Habsburgermonarchie wie selbstverständlich Anspruch erhoben.¹⁶

Die Lage der Deutschen im tschechoslowakischen Staat war juristisch einerseits durch die Verfassung vom Februar 1920 geregelt, die ihnen demokratische Bürger- und Minderheitenrechte garantierte.¹⁷ Andererseits war der Minderheitenschutz eine internationale Angelegenheit, da er von den Alliierten eingefordert und die Verwirklichung seiner Grundsätze dem Völkerbund übertragen worden war.¹⁸ Obwohl er als Individualrecht definiert war,¹⁹ kämpften die Deutschen in der Tschechoslowakei darum, als Staatsvolk anerkannt zu werden und nationale Selbstverwaltung zu erhalten – also um kollektive Rechte. Bei dieser Forderung beriefen sie sich auf das von dem amerikanischen Präsidenten Wilson deklarierte Selbstbestimmungsrecht der Völker.²⁰ Von Seiten der staatlichen Administration galten die deutschen Ansprüche als erfüllt, da die Bürger deutscher Nationalität als Individuen de jure in vollem

¹⁵ Der Kriegsverletzte 4 (1922) 7, 3. – Der Kriegsverletzte 8 (1926) 9, 1.

¹⁶ Bruegel, Johann W.: *Czechoslovakia before Munich. The German Minority Problem and British Appeasement Policy.* Cambridge 1973, 22-28.

¹⁷ Staatsbürgerliche Gleichheit und Minderheitenschutz waren in Paragraph 106 und 108 der Verfassung geregelt. Vgl. Broklová, Eva: *První československá ústava. Diskuse v ústavním výboru v lednu a únoru 1920* [Die erste tschechoslowakische Verfassung. Die Diskussion im Verfassungsausschuss im Januar und Februar 1920]. Praha 1992, 207, 210 f.

¹⁸ Zur Arbeit des Völkerbundes: Scheuermann, Martin: *Minderheitenschutzverfahren contra Konfliktverhütung? Die Minderheitenpolitik des Völkerbundes in den zwanziger Jahren.* Marburg 2000. – Gütermann, Christoph: *Das Minderheitenschutzverfahren des Völkerbundes.* Berlin 1979.

¹⁹ Kessler, Wolfgang: *Die gescheiterte Integration. Die Minderheitenfrage in Ostmitteleuropa, 1919-1939.* In: Lemberg, Hans (Hg.): *Ostmitteleuropa zwischen den beiden Weltkriegen (1918-1939). Stärke und Schwäche der neuen Staaten, nationale Minderheiten.* Marburg/Lahn 1997, 161-188, hier 173.

²⁰ Exemplarisch: Jaksch, Wenzel: *Europas Weg nach Potsdam. Schuld und Schicksal im Donauraum.* Stuttgart 1958, 184 f.

Umfang politische, soziale und zivile Rechte in der jungen Demokratie besaßen. In dieser Situation wurde sehr oft der Vorwurf laut, die Deutschen würden de facto im tschechoslowakischen Staat systematisch und absichtlich benachteiligt.²¹ Auch wenn die Deutschen in der Tschechoslowakei immer wieder einer „Politik der Nadelstiche“ (Ferdinand Seibt) ausgesetzt waren, ist dieser Vorwurf viel zu pauschal und lässt sich im Einzelfall historiografisch nicht erhärten.²²

Als moderne Demokratie legitimierte sich die Tschechoslowakei unter anderem durch eine an den Prinzipien von Gleichheit und Gerechtigkeit orientierte Sozialpolitik,²³ zugleich übernahm der tschechoslowakische Staat von der Habsburgermonarchie die alten sozialpolitischen Institutionen. Um die höher stehende Qualität der neuen politischen Verhältnisse zu beweisen, musste die Fürsorge für die Bürger intensiviert werden, wobei die Sorge für die Opfer des Krieges als besonders wichtige Aufgabe galt. Der zentrale Begriff in der Kriegsgeschädigtenfürsorge war der der Pflicht (povinnost).²⁴ „Die durch den Krieg zugefügten Wunden zu heilen“ beschrieb der erste Sozialminister Lev Winter als ein vordringliches Ziel der Sozialfürsorge.²⁵ Diese Grundsätze wurden durch die Gründungsmythen des neuen Staates teilweise konterkariert: Einerseits richteten sich diese explizit gegen die überwundene österreichisch-ungarische Herrschaft und somit latent auch gegen die neue deutsche und magyrische Minderheit; andererseits zeichneten sie einen tschechoslowakischen Prototyp, dem die Angehörigen der Minderheiten nicht entsprechen konnten. Die Spannung zwischen Gleichheitspostulat und dem etablierten Vorbild kann im Lichte der Wohlfahrtsstaatsforschung als typisches Problem bei der Ausgestaltung von Sozialpolitik betrachtet werden. Da sich die Bemessung sozialer Bedürftigkeit stets an einem Muster orientiert, schafft sie Bedürftigkeits- und Bedeutungshierarchien. Dies ist etwa aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive am Beispiel des Sozialversicherungswesens gezeigt worden. Dessen Leistungen wurden vom Lohn der besser bezahlten und vollwerbstätigen männlichen Arbeiter abgeleitet, wodurch der Zugang hierarchisiert und der Status des männlichen Familien-

²¹ Insbesondere auf den Gebieten der Sprachregelungen und der Gemeindeverwaltung sahen sich die Angehörigen der deutschen Minderheit benachteiligt. Hier kam es Mitte der 1920er Jahre zu Gesetzesänderungen, die sich zuungunsten der deutschen Minderheit auswirkten. Für eine Zusammenfassung der in den 1920er Jahren kritischen Punkte vgl. *Kural, Václav: Konflikt anstatt Gemeinschaft. Tschechen und Deutsche im tschechoslowakischen Staat (1918-1938)*. Praha 2001, 129-135.

²² *Zimmermann: Die Sudetendeutschen* 68 f. (vgl. Anm. 5). – *Boyer, Christoph: Nationale Kontrahenten oder Partner? Studien zu den Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen in der Wirtschaft der ČSR (1918-1938)*. München 1999, 394-396.

²³ *Deser let Československé republiky [Zehn Jahre Tschechoslowakische Republik]*. Bd. 3. Praha 1928, 9. – *Dobíáš, Kazimír: Sociální politika Československé republiky v prvním desetiletí jejího trvání [Die Sozialpolitik der Tschechoslowakischen Republik in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens]*. Praha 1929, 3.

²⁴ Vgl. z. B. *Národní shromáždění československé [Tschechoslowakische Nationalversammlung] 1920-25*, 84. schůze [Sitzung], část [Teil] 1/9, 2; 115. schůze, část 9/12, 1, 4 und 6; 308. schůze, část 1/4, 7. www.psp.cz/cgi-bin/win/eknih (letzter Zugriff 5.11.2008).

²⁵ *Sociální revue. Organ Ministerstva Práce a Sociální Péče [Soziale Revue. Organ des Ministeriums für Arbeit und Sozialfürsorge]* 7 (1926) 373.

ernährers gefestigt wurde.²⁶ Zu einem analogen Befund kommt Thomas Marshall's klassischer Text „Staatsbürgerschaft und soziale Klassen“, der in der Proklamation von Gleichheit und der zugleich bestehenden sozialen Ungleichheit der Staatsbürger ein grundlegendes Problem demokratischer kapitalistischer Gesellschaften sieht.²⁷ Sowohl soziale als auch Geschlechterunterschiede prägen die Gemeinschaft „gleicher“ Bürger. Gleichheit erscheint damit als ein Ideal und niemals als ein Faktum, moderne Sozialpolitik ist mithin von Widersprüchen zwischen einem staatsbürgerlichen Idealbild und der postulierten Gleichheit gekennzeichnet. Der Streit um soziale Ressourcen ist daher auch ein Streit um Anerkennung.²⁸

Das skizzierte Problem wurde im tschechoslowakischen Fall durch den nationalen Antagonismus verschärft. Denn die Angehörigen der deutschen Minderheit wollten die neuen Bedeutungshierarchien nicht respektieren, auch nicht um den Preis staatsbürgerlicher Rechte.²⁹ Der Kampf der Deutschen in der Tschechoslowakei um Anerkennung berührte somit auch die Frage staatsrechtlicher Legitimität. Die Auseinandersetzungen um soziale Ressourcen waren für die deutsche Minderheit aus dem Geflecht politischer, ziviler und sozialer Rechte und aus dem Gründungskanon des Staates herausgelöst: „Unser Vaterland ist dort, wo man für uns sorgt.“³⁰ Diese Äußerung eines deutschen Kriegsgeschädigtenfunktionärs auf einer Versammlung in Cheb (Eger) im November 1923 steht für die spezifische Haltung vieler Deutschen, die den tschechoslowakischen Staat als Fremdkörper sahen und ihm dementsprechend fordernd und misstrauisch gegenüber traten. Sie erwarteten von ihm eine angemessene soziale Versorgung, ohne jedoch die entsprechenden Institutionen und Sprachregelungen anzuerkennen.

Wenn man nun die Bedeutungshierarchien der tschechoslowakischen Sozialpolitik auf dem Gebiet der Kriegsgeschädigtenfürsorge genauer untersucht, so kommt man zu dem Ergebnis, dass diese auf zwei Prototypen basierte: auf militärischer Ebene auf dem des Legionärs und auf ziviler Ebene auf dem des männlichen Arbeiters und Familienernährers. Diese Koordinaten hierarchisierten den Kriegsgeschädigtendiskurs nach Kriegsteilnahme und gesellschaftlicher Wertigkeit.

Über 1400000 Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee sollen tschechischer oder slowakischer Nationalität gewesen sein. Eine große Mehrheit davon

²⁶ Appelt, Erna: *Geschlecht – Staatsbürgerschaft – Nation. Politische Konstruktionen des Geschlechterverhältnisses in Europa*. Frankfurt/Main, New York 1999, 160-164.

²⁷ Marshall, Thomas: *Staatsbürgerrechte und soziale Klassen*. In: Rieger, Elmar (Hg.): *Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates*. Frankfurt/Main, New York 1992, 33-94, 39, 42 f., 53.

²⁸ Honneth: *Kampf um Anerkennung* 258-260 (vgl. Anm. 7).

²⁹ Dieser Befund gilt m.E. auch für die „aktivistischen“ deutschen Parteien, die sich in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren an der Regierungskoalition beteiligten. Zwar akzeptierten sie damit die Tatsachen, gerade aber die hohe Bedeutung des Legionärsideals und die daraus resultierenden „Ungerechtigkeiten“ sowie die staatsrechtliche Konzeption der Tschechoslowakei nahm die deutsche Minderheit (verstanden als ein Kollektiv mit eigenem Bezugssystem) als Grundlage des demokratischen Miteinanders nicht an.

³⁰ NA, MSP, Karton 488, Nr. 49180. Zpráva o schůzi konané dne 18. listopadu 1923 v sále Frankenthal v Chebu [Bericht über die am 23. November 1923 im Saal Frankenthal in Eger abgehaltene Versammlung] 4.

kämpfte bis zum Schluss im habsburgischen Heer. Mehrere hunderttausend Angehörige dieser Armee waren Deutsche aus den böhmischen Ländern.³¹ Im russischen Zarenreich aber hatte eine kleine Gruppe von Kriegsgefangenen 1914 eine „Česká Družina“ (Tschechische Gefolgschaft) aufgestellt, die an der Seite der russischen Armee gegen Österreich-Ungarn kämpfte. Die Zahl der Tschechen und Slowaken in der „Družina“ bzw. in den aus ihr hervorgegangenen tschechoslowakischen Legionen in Russland wuchs durch Desertion und Gefangenenanwerbung von 1673 Mann Ende 1915 auf 35000 im Oktober 1917. Angeblich wechselten auch ganze Regimenter von der einen auf die andere Seite der Front. Die tschechoslowakischen Legionen in Russland setzten sich zu 80 Prozent aus Tschechen und zu 7 Prozent aus Slowaken zusammen (der Rest gehörte anderen Nationalitäten an).³² Eine kleinere Zahl tschechoslowakischer Legionäre kämpfte auch auf italienischer und französischer Seite.³³ Ihre Zahl nahm gegen Ende des Krieges zu. Unter anderem aufgrund unterschiedlicher Zählweisen liegen nach wie vor keine verbindlichen Angaben darüber vor, wie viele Legionäre es in der jungen Republik tatsächlich gab. Ohne die Mitglieder der erst nach der Staatsgründung in Italien ausgehobenen „Domobrana“ (Heimwehr) kann ihre Zahl auf circa 100000 geschätzt werden.³⁴ Wenn die Zahl der Legionäre auch vergleichsweise klein war, so wurde ihnen doch große Bedeutung zugesprochen: Der Einsatz der Legionäre wurde zum Kampf um die Republik stilisiert, die Legionäre selbst zum soldatischen und staatsbürgerlichen Ideal des neuen Staates erhoben. Sie genossen hohes Ansehen und wurden für ihren „Dienst am Vaterland“ belohnt. Ein Gesetz von 1919 legte fest, wer juristisch als Legionär galt:

Ein Legionär ist jeder Freiwillige der tschechoslowakischen (revolutionären Auslands-) Armee, der auf der Grundlage einer von einem zugehörigen Organ oder einem Stellvertreter des tschechoslowakischen Nationalrates in Paris oder einer ihrer weiteren Zweigstellen durchgeführten Anmeldung bis zum 28. Oktober 1918 in diese eingegliedert wurde, und das völlig freiwillig [...], und am Tag des Umsturzes, d. h. am 28. Oktober 1918 tatsächlich gemäß seiner Dienstanweisung Dienst versehen hat, oder der glaubwürdig nachweisen kann, dass er aus Gründen, die von seinen Kräften und seinem Willen unabhängig waren, an besagtem Tag [...] nicht anwesend sein konnte.³⁵

Bezeichnend ist, dass die gesetzliche Legionärsdefinition auf die Freiwilligkeit des Dienstes in der Legionärsarmee sowie auf den „Tag des Umsturzes“ ausgerichtet

³¹ Zückert, Martin: Memory of War and National State Integration: Czech and German Veterans in Czechoslovakia after 1918. In: *Central Europe* 4 (2006) 4, 111-121, hier 111.

³² Thunig-Nittner, Gerburg: Die tschechoslowakische Legion in Rußland. Ihre Geschichte und Bedeutung bei der Entstehung der 1. Tschechoslowakischen Republik. Wiesbaden 1970, 14-17, 30, 42-44.

³³ Pichlik, Karel/Klípa, Bohumír/Zablouňilová, Jitka: Českoslovenští legionáři (1914-1920) [Tschechoslowakische Legionäre (1914-1920)]. Praha 1996, 160-192.

³⁴ Zückert, Martin: Zwischen Nationsidee und staatlicher Realität. Die tschechoslowakische Armee und ihre Nationalitätenpolitik, 1918-1938. München 2006, 84 f. (VCC 106).

³⁵ Zitiert nach: Šedivý, Ivan: Legionářská republika? K systému legionářského zákonodárství a sociální péče v meziválečné ČSR [Legionärsrepublik? Zum System der Legionärsgesetzgebung und der Sozialfürsorge in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit]. In: *Historie a vojenství* 51 (2002) 1, 158-164, hier 160.

war. Die Beteiligung an der revolutionären Errichtung des Staates und nicht die Teilhabe am Krieg galt hier als Argument für die Bevorzugung. Fortan wurden die gesetzlich anerkannten Legionäre im Staats- und Schuldienst bevorzugt eingestellt und bekamen ihre „Dienstjahre“ angerechnet. Sie konnten gleich auf einer höheren Gehaltsstufe anfangen als andere Einsteiger und zudem schneller aufsteigen.³⁶ Im April 1919 legte die Regierung außerdem ein umfangreiches Hilfsprogramm für die Familien von Legionären auf.³⁷ Bei der Durchführung der Bodenreform der Jahre 1920/21 wurden Legionäre bevorzugt behandelt,³⁸ was vor allem durch die Subventionierung der Kolonisationsprogramme von Legionärsvereinigungen, die so Pachtland erhielten, geschah.³⁹

Im Gegensatz zu den als „Freiwillige“ heroisierten Legionären galten die Kriegsgeschädigten der habsburgischen militärischen Verbände als passive Opfer, die unfreiwillig in den Krieg hineingezogen worden waren. Versuche, sie zu Helden zu stilisieren, blieben halbherzig angesichts der Tatsache, dass sie auf der falschen Seite gekämpft hatten.

Wie in anderen europäischen Ländern auch, wurden die Kriegsgeschädigten in der Tschechoslowakei nach dem Ersten Weltkrieg Gegenstand einer umfassenden staatlichen Sozialpolitik.⁴⁰ Im April 1919 legte das Parlament fest, wer als kriegsgeschädigt anzusehen war. Dies waren „Invaliden tschechoslowakischer Staatsbürgerschaft, deren Arbeitsfähigkeit infolge einer Verwundung oder Krankheit“, die sie sich in Ausübung des Militärdienstes, anderer militärisch angeordneter Aufgaben oder in der Gefangenschaft zugezogen hatten oder die sich dort verschlimmert hatte, „zeitweise oder dauernd beeinträchtigt ist oder die sie ganz eingebüßt haben“,⁴¹ sowie deren unterhaltsberechtigten Angehörige. Außerdem galten Hinterbliebene von unter den genannten Umständen Gestorbenen oder vermissten Personen als Kriegsgeschädigte, falls der Soldat ihnen gegenüber unterhaltspflichtig gewesen war.⁴² Als Aufgaben des Sozialministeriums in der Kriegsgeschädigtenfürsorge beschrieb das Gesetz die Erfassung der genannten Personen, die Sicherstellung von Untersuchungen zur Feststellung des Grades der erlittenen Beeinträchtigung, die

³⁶ *Ebenda* 159.

³⁷ NA, MSP, Karton 215, Nr. 454. Resoluce přijatá v 54. schůze Národního shromáždění československého dne 23. května 1919 [Resolution angenommen auf der 54. Sitzung der tschechoslowakischen Nationalversammlung am 23. Mai 1919]. – Vgl. auch: NA, MSP, Karton 215, Nr. 10768. Resoluce tykající se uspořádání hospodářských a sociálních poměrů legionářů a jich rodin [Resolution die Regelung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Legionäre und ihrer Familien betreffend], 18. 8. 1919.

³⁸ Zur Bodenreform vgl. *Kárník, Zdeněk: České země v éře první republiky (1918-1938)* [Die böhmischen Länder in der Ära der Ersten Republik (1918-1939)] Bd. 1: Vznik, budování, a zlatá léta republiky (1918-1929) [Entstehung, Aufbau und die goldenen Jahre der Republik (1918-1929)]. Praha 2003, 461-470.

³⁹ *Šedivý: Legionářská republika?* 172 f. (vgl. Anm. 35).

⁴⁰ Zum europäischen Kontext vgl. *Geyer, Michael: Ein Vorbote des Wohlfahrtsstaates. Die Kriegsoferversorgung in Frankreich, Deutschland und Großbritannien nach dem Ersten Weltkrieg.* In: *Geschichte und Gesellschaft* 9 (1983) 230-277, hier 234 f.

⁴¹ *Sociální revue* 1 (1919/20) 1-2, 44.

⁴² *Ebenda*.

Bemessung und Auszahlung der Invalidenrenten, die Sorge um Aus- und Weiterbildung der Invaliden, die Besorgung von Prothesen, Hilfe zu einem selbstständigen Leben sowie Unterstützung anderer Personen und Institutionen bei der Wahrung der Interessen der Kriegsgeschädigten.⁴³

Zur Verwirklichung der gesetzten Vorgaben wurden im Oktober 1919 Landesämter für Kriegsgeschädigtenfürsorge (*Zemské úřady pro péči o válečné poškozence*) eingesetzt. Das Landesamt für Böhmen befand sich in Prag, das für Mähren und Schlesien in Brünn (Brno) und das für die Slowakei in Bratislava.⁴⁴ Schon unter den Österreichern war im März 1915 eine Vorläuferbehörde eingerichtet worden, die dem Finanzministerium unterstanden hatte.⁴⁵ Die tschechischen Landesämter nahmen ihre Arbeit 1919 auf, das slowakische zum 1. Januar 1920 (bis dahin hatte die Invalidenfürsorge dem „*Ministerstvo s plnou mocí pro Slovensko*“ (Ministerium mit Vollmacht für die Verwaltung der Slowakei), einem zur Durchführung der Regierungsverordnungen bevollmächtigten Ministerium, unterlegen).⁴⁶ Ab Mitte 1919 wurden die Kriegsgeschädigten außerdem bei der Vergabe von Trafiken (trafiky), also Tabakläden, und Kinolizenzen bevorzugt behandelt.⁴⁷ Die Entscheidung darüber oblag den örtlichen Finanzbehörden. Außerdem sollten sie auch die Möglichkeit zur Aufnahme in den Staatsdienst erhalten, wobei sie allerdings gegenüber den Legionären das Nachsehen hatten. Es kann davon ausgegangen werden, dass zahlreiche Invaliden während der Ersten Republik ganz oder zeitweise ohne Erwerbsmöglichkeiten blieben und finanziell auf staatliche und private Unterstützung sowie auf ihre Familienangehörigen angewiesen waren. Die Legionärsinvaliden wurden dabei von staatlicher Seite privilegiert. Der Zugang zu öffentlichen Ämtern war ihnen gegenüber anderen Kriegsinvaliden wesentlich erleichtert. Außerdem fanden sie in den reich subventionierten Legionärsvereinigungen zuverlässige Unterstützung, sei es in Form zusätzlicher Geld- und Sachleistungen, sei es beim Zugang zu Privilegien.

Das Ministerium für Sozialfürsorge der ČSR gab im Januar 1921 an, dass in der Republik 175 000 Kriegsinvaliden und 400 000 Angehörige von Invaliden sowie Hinterbliebene von Gefallenen, also insgesamt 575 000 Kriegsgeschädigte lebten.⁴⁸ Bei einer Gesamtbevölkerung von knapp über 13 Millionen (Wert von 1930)⁴⁹ hätten demnach über vier Prozent der Bevölkerung zu dieser Kategorie gehört. Aufgrund des Zuschnitts der Landesämter geben diese Zahlen keine Auskunft darüber,

⁴³ *Ebenda*.

⁴⁴ Svoboda, Jan (Hg.): *Příručka válečného poškozence československého. Soubor zákonů, nariadení a výnosů v péči o válečné poškozence se vzorci podání a žádostí* [Handbuch der tschechoslowakischen Kriegsgeschädigten. Eine Auswahl von Gesetzen, Verordnungen und Erlassen in der Kriegsgeschädigtenfürsorge mit Mustern für Eingaben und Anträge]. Brno 1923, 9.

⁴⁵ *Sociální revue* 2 (1921) 25.

⁴⁶ NA, MSP, Karton 470, Nr. 11118. *Přehled činnosti jednotlivých oddělení zdejšího úřadu v roce 1919* [Übersicht über die Tätigkeit der einzelnen Abteilungen der hiesigen Behörde im Jahre 1919].

⁴⁷ Faktisch handelte es sich hierbei um eine Ausweitung alter österreichischer Verordnungen.

⁴⁸ NA, MSP, Karton 487, Nr. 997. *Péče o válečné poškozence* [Kriegsgeschädigtenfürsorge], 19.1.1920.

⁴⁹ Kessler: *Die gescheiterte Integration* 170 f. (vgl. Anm. 19).

wie viele deutsche Kriegsgeschädigte es gab. Vermutlich war die Verteilung auf die verschiedenen nationalen Gruppen gleichmäßig, da die Quellen nichts Gegenteiliges zeigen und in der nationalistisch aufgeladenen Atmosphäre die überproportionale Vertretung einer Gruppe sicher zum Thema geworden wäre.

Zu einer Neuregelung der Bezüge der Kriegsgeschädigten kam es im Februar 1920. In der Zwischenzeit waren die Opfer des Krieges auf die mageren Renten angewiesen gewesen, die ihnen gemäß der österreichischen bzw. in der Slowakei der ungarischen Verordnungen aus der Zeit des Krieges zugewiesen wurden. Das Gesetz vom 20. Februar 1920 legte fest, dass Invaliden, deren Arbeitsfähigkeit um mindestens 85 Prozent eingeschränkt war, jährlich eine Hilfe von 1800 Kronen zustand. Bei einem geringeren Verlust der Erwerbsfähigkeit (ztráta výdělečné schopnosti) sanken die Bezüge stufenweise bis auf 360 Kronen bei einer Beeinträchtigung von 20 bis 24 Prozent. Kein Anrecht auf Renten hatten Kriegsinvaliden mit einer geringeren Beeinträchtigung. Die Witwenbezüge betragen 600 Kronen im Jahr, also etwas mehr als die eines 25 bis 34 Prozent erwerbsunfähigen Invaliden. Wenn die Witwe berufsunfähig oder älter als 55 Jahre war, erhielt sie zusätzlich 120 Kronen. Kriegswaisen standen 300 Kronen jährlich zu, sofern es sich um des erste Kind handelte, jedes weitere Kind bekam 252 Kronen. Eltern von Invaliden erhielten 300 Kronen. Diese Regelungen galten nur, sofern die betroffene Familie über nicht mehr als 4000 Kronen aus anderen Einkünften pro Jahr verfügte.⁵⁰ Die Höhe der Bezüge war von Anfang an Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen, weil sie weit hinter den Erwartungen der Betroffenen zurückblieb. Nach wie vor war mit ihnen kein Lebensunterhalt zu bestreiten, was dadurch verschärft wurde, dass es offenbar zu erheblichen Verzögerungen bei der Auszahlung der Renten kam.⁵¹ Von der Lage der Kriegsgeschädigten zeichnete etwa der Abgeordnete Ladislav Kučera in der Nationalversammlung 1921 folgendes Bild:

Es gibt eine ganze Reihe Kriegsgeschädigter, die aus den zugestandenen Unterhaltsleistungen noch nicht mal das Allernötigste beschaffen können. Wir sehen sie Tag und Nacht durch die Großstädte und auch auf unserem Land herumstreichen; überall, wohin Sie sich wenden, sehen Sie Kriegsgeschädigte, die sich von der menschlichen Mildtätigkeit durch Betteln etwas zu erbitten suchen, weil die Renten, die ihnen gezahlt werden und die einige Kronen monatlicher Unterhaltsleistungen betragen, nicht derart sind, dass sie ihre Bedürfnisse decken.⁵²

So wie dieser verhalten auch viele andere Appelle zur Anhebung der Renten für Kriegsversehrte. Zahlreiche Initiativen zur Änderung des Gesetzes führten nur zu geringfügigen Modifizierungen.⁵³ Die erbitterten Proteste von Invalidenvereinigungen konnten daran wenig ändern. Dies brachte es mit sich, dass die finanzielle Situation der Invaliden, ihrer Angehörigen und der Hinterbliebenen von Gefallenen zum Teil von privater und öffentlicher Wohlfahrt wie von der Subvention ihrer Vereinigungen durch den Staat abhing. Trotz der allgemein anerkannten staatlichen

⁵⁰ Sociální revue 1 (1919/20) 415-419.

⁵¹ Národní shromáždění československé 1920-25, 178. schůze, část 3/6, 2.

⁵² *Ebenda*, 115. schůze, část 9/12, 5.

⁵³ Sociální revue 1 (1919/20) 505-517. – Sociální revue 2 (1921) 42. – Sociální revue 3 (1922) 150-155. – Sociální revue 4 (1923) 86-111.

Verantwortung kam es letztlich nicht zu einer umfassenden finanziellen Versorgung der Kriegsgeschädigten. Vielmehr basierte die staatliche Politik auf einem Konzept der Selbsthilfe, das angesichts der oftmals erheblichen körperlichen Beeinträchtigungen der Kriegsinvaliden kaum aufgehen konnte.⁵⁴ Kernstück der „neuen“ Politik war nicht die Versorgung der Invaliden, sondern ihre „Wiederherstellung“ und Eingliederung in die Gemeinschaft produzierender Bürger. Dies zeigt exemplarisch der Redebeitrag des Abgeordneten Josef Schiezl in der Nationalversammlung von 1919. Ausgehend von der damaligen Schätzung, dass es 200 000 bis 400 000 Kriegsinvaliden gäbe, führte er aus:

Nehmen wir den Durchschnitt dieser Zahl, dann wissen wir, wie viele Unglückliche wir haben: 300 000. Dabei geht es um Leute, die das wertvollste, was sie hatten, unserem Volke, der Freiheit unseres Volkes geopfert haben. [...] Wenn wir von der Versorgung der Invaliden sprechen, haben wir immer vor allem die Invalidenrenten im Sinn. [...] Unsere soziale Fürsorge für die Invaliden muss jedoch von der Erkenntnis ausgehen, dass es in der Mehrzahl der Fälle dem Invaliden möglich ist, an seine ehemalige Stelle zurückzukehren, dass es möglich ist, ihm Arbeit zu geben, dass es möglich ist, aus ihm ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu machen, und wenn auch, verehrte Nationalversammlung, Arbeit als Strafe für die Ursünde bezeichnet wird, denke ich, dass sie in Wahrheit das einzige Mittel ist, das uns Freude am Leben geben kann.⁵⁵

Schiezl war seit 1920 Chef der Rechtsabteilung in der Kanzlei des Präsidenten.⁵⁶ Seine Aussage ist durchaus typisch für die Denkweise jener Zeit, in der Arbeit als Matrix nicht nur des ökonomischen, sondern auch des ethischen Denkens erschien. Diese Grundhaltung verknüpfte er mit einer patriotischen Rhetorik: Die Invaliden nannte er „unsere Brüder, die in diesem Krieg ihre körperliche Gesundheit verloren haben“,⁵⁷ wobei Bruder die übliche Anrede in den Legionen war. Die patriotische Färbung und die Rede von den „Brüdern“ schloss die Angehörigen der Minderheit graduell aus der so definierten Gemeinschaft aus. Zugleich machte Schiezl klar, dass seine Aussage über die individuelle Bedeutung von Arbeit nicht für Frauen galt. Er vergaß im weiteren Wortlaut des Redebeitrags auch nicht zu betonen, dass sich die Invaliden als ehemalige Soldaten einer Tauglichkeitsprüfung unterzogen hätten, dass es sich also ursprünglich um gesunde und leistungsfähige Männer gehandelt hätte. Damit benutzte er den Vergleich zwischen dem kriegstüchtigen und dem geschädigten Körper in einer utilitaristischen Optik: Der zitierte Beitrag reduziert letztlich das Unglück der Invaliden auf das Unglück, nicht arbeiten zu können. Die Kriegsinvaliden sollten also dem Einvernehmen nach möglichst arbeiten und ihre Rolle als Familiernährer einnehmen. Arbeit machte sie zu „nützlichen Mitgliedern“ der Gesellschaft, sie war Beweis der wieder erlangten „Tauglichkeit“. Den heimkehrenden verwundeten Soldaten einen Broterwerb zu geben, war das Ziel, an dem sich die Kriegsgeschädigtenpolitik orientierte und das Grundmuster, das allen Maßnahmen eingeschrieben war. Die Kriegsinvaliden forderten einen Anspruch auf Arbeit nun-

⁵⁴ Schreckliche Verwundungen und Beeinträchtigungen schildert etwa *Kypr: Světová válka* 16-30 (vgl. Anm. 8).

⁵⁵ *Národní shromáždění československé 1918-1920*, 43. schůze, část 6/10, 3.

⁵⁶ *Kárník: České země*, Bd. 1, 388 (vgl. Anm. 38).

⁵⁷ *Národní shromáždění československé 1918-1920*, 43. schůze, část 6/10, 2.

mehr ein. Arbeitslosigkeit galt ihnen als Unrecht und Zurücksetzung, vermutlich auch weil sie ihre Rolle im familiären Binnenraum gefährdete. Anders als im Falle des Legionärsideals teilten die tschechoslowakischen Institutionen und die deutschen Kriegsgeschädigten das Leitbild des Arbeiters und Familienernährers. Während ersteres die Loslösung von Österreich symbolisierte, stand letzteres in der Tradition der österreichischen Sozialpolitik. Die Tatsache, dass die Legionäre einen Sonderstatus genossen, hatte insbesondere für diejenigen Kriegsgeschädigten etwas Kränkendes, die auch dem Arbeiterideal nicht entsprechen konnten. Diese Kränkung summierte sich aus der Perspektive der deutschen arbeitslosen Kriegsgeschädigten, weil sie oft beide Ideale als gegen sich gerichtet erlebten.

Die Politik der deutschen Kriegsgeschädigtenvereinigung

Bereits 1917 bemühte sich der deutsche Kriegsgeschädigte Bernhard Leppin um die Vereinigung der deutschen Kriegsgeschädigten in den böhmischen Ländern.⁵⁸ Die formale Anerkennung des „Bundes der Kriegsverletzten, Witwen und Waisen in der tschechoslowakischen Republik“ gelang erst nach der Gründung der tschechoslowakischen Republik. Sein Sitz war Reichenberg (Liberec).⁵⁹ Der Bund gab von 1919 bis 1938 die Zeitschrift „Der Kriegsverletzte. Organ des Bundes der Kriegsverletzten für Böhmen, Mähren und Schlesien“ heraus. 1921 erschien das Blatt in einer Auflage von 50000, die Dezemberausgabe in 100000 Exemplaren.⁶⁰ Die Statuten des Bundes bestimmten als Wirkungsfeld „die ganze tschechoslowakische Republik“, ab 1937 „auch über die Landesgrenzen hinaus“. ⁶¹ In Gemeinden mit mehr als 30 Mitgliedern des Bundes sollten Ortsgruppen etabliert werden (§ 17). Vorgesehen war eine weit reichende horizontale und vertikale Vernetzung. Auf der Hauptversammlung in Brünn konnte im Juni 1920 die „Vereinigung sämtlicher deutscher Kriegsverletzter in der Republik“ gefeiert werden. Die Bezeichnung „Sudetendeutsche“ benutzten die Vertreter des Bundes erst ab Mitte der 1930er Jahre neben der Wendung „Deutsche in der Tschechoslowakei“. Der Bund hatte seit Beginn der 1920er Jahre einen (tschechoslowakischen) Bundesvorstand. Im letzten Paragraphen der Statuten vom August 1920 (§ 31) wurde als Geschäftssprache Deutsch festgelegt. „Parteipolitisch und konfessionell“ war der Bund neutral. „Unabhängig davon“ erklärten alle während der Republik erlassenen Statuten „angesichts des durch den Weltkrieg hervorgerufenen Unglücks Kriege als das fürchterlichste Unheil der Menschheit“. Deshalb strebe der Bund an, „die Entstehung von Kriegen mit allen Mitteln zu verhindern“ (§ 2, 3).

⁵⁸ Ausführlich beschrieb Leppin diese Bemühungen in der Jubiläumsnummer zum 20-jährigen Bestehen des Bundes: *Der Kriegsverletzte* 19 (1937) 7, 1 f.

⁵⁹ Reichenberg war die größte Stadt des „Sudetenlandes“, Ende der 1930er Jahre hatte sie knapp über 69000 Einwohner. Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung der Republik lebte in Kleinstädten und Dörfern. *Gebel*: „Heim ins Reich“ 64 (vgl. Anm. 4).

⁶⁰ *Der Kriegsverletzte* 3 (1921) 8, 1. – *Der Kriegsverletzte* 3 (1921) 12, 1.

⁶¹ Die Satzungen befinden sich in drei Fassungen aus den 1920er Jahren und in zwei Fassungen aus den 1930er Jahren in den Akten des Innenministeriums. Die Abweichungen dienen größtenteils der Präzisierung. NA, Ministerstvo vnitra [Innenministeriums, MV], Karton 4570, Sign. 2/88/8.

Ziele der Vereinigung waren die Pflege von Kameradschaft und Solidarität, die Mitwirkung an der Kriegsgeschädigtengesetzgebung und deren Durchführung, Rechtsberatung, Schulung, Arbeitsvermittlung, wirtschaftliche – insbesondere genossenschaftliche – Aktivität, gegenseitige Hilfe durch Sterbekassen und ähnliches sowie die Verbreitung von Publikationen. Der Bund wurde staatlich subventioniert.⁶² Er erließ den Beitrittsbeitrag bei Übertritten aus „Vereinigungen ähnlicher Tendenz“ (§ 8). Die Mitgliederzahl des Bundes kann anhand der Auflage seiner Zeitschrift in der Anfangszeit der Republik auf mehrere Zehntausend geschätzt werden. Dagegen hatte die tschechoslowakische „Družina válečných poškozených“ im Jahre 1919 über 120000 Mitglieder.⁶³ Dies lässt für beide Vereinigungen auf einen hohen Organisationsgrad der Kriegsgeschädigten schließen. Wie der zuletzt zitierte Paragraph der Satzung des Bundes illustriert, befanden sich die Kriegsgeschädigtenvereinigungen in einem Konkurrenzverhältnis, der Bund war an Übertritten aus der tschechoslowakischen Vereinigung überaus interessiert.

Vermutlich bereits im Jahre 1919 versammelten sich an zahlreichen Orten deutsche Kriegsgeschädigte und richteten eine immer gleich lautende Resolution an die staatlichen Institutionen. Das Schreiben schildert die Not der deutschen Kriegsgeschädigten in drastischen Worten und unterstellt, die tschechoslowakischen Behörden würden den Deutschen „nur den letzten Rest“ zukommen lassen und mäßen „mit zweierlei Maß“. Es endet mit einer Drohgebärde:

Wir fordern nunmehr energisch unser Recht und machen die Regierung darauf aufmerksam, daß wir uns zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefunden haben und daß wir uns nunmehr mit leeren Worten nicht mehr abspäßen lassen. Wenn die Regierung ein Interesse daran hat, uns nicht in die Arme des Bolschewismus zu treiben, so muß unseren Forderungen Folge geleistet werden.⁶⁴

In dieser Äußerung tat sich nicht primär eine politische Überzeugung kund; vielmehr hielten die Deutschböhmern in Anbetracht der revolutionären Ereignisse in Wien und Budapest „den Bolschewismus“ für eine wirkungsmächtige Schreckgestalt in der Kommunikation mit dem tschechoslowakischen Staat. Die Resolution illustriert beispielhaft, wie deutsche Kriegsgeschädigte ihre Ansprüche formulierten und signalisierten, dass sie sich im Fall der Nichterfüllung kompromisslos zeigen würden. Der Stil, in dem das Schreiben abgefasst ist, verrät ein trotziges sich-Aufbäumen angesichts der erlebten Ohnmacht und lässt zugleich den Respekt vermissen, mit dem sich Kriegsgeschädigte anderer Nationalitäten an die staatlichen Autoritäten wandten. Die tschechischen Resolutionen beruhten nämlich auf der grundsätzlichen Anerkennung der staatlichen Institutionen, auf deren Basis sie ihre sozialen Ansprüche artikulierten. Die tschechischen Kriegsgeschädigten unterstrichen dabei ihren Anteil an der Errichtung dieses Staates.⁶⁵ Nicht weil sie Opfer waren, sondern weil sie Opfer für die Erringung der Unabhängigkeit gebracht hatten, stand ihnen demnach etwas zu. Sie „appellierten“ an die Institutionen „unserer geliebten

⁶² NA, MSP, Karton 484, Nr. 1957 z roku 1921.

⁶³ Nový život 4 (1920) 3, 2.

⁶⁴ NA, MSP, Karton 4. An die Regierung des čecho-slovakischen Staates, ohne Datum.

⁶⁵ *Kypr: Světová válka* 6 (vgl. Anm. 8).

⁶⁶ NA, MSP, Karton 4, Resolution der „Skupina družiny válečných československých inva-

Republik“⁶⁶ und forderten die „Hilfe“ des Staates.⁶⁷ Die Rigorosität, mit der im Gegensatz dazu die deutschen Kriegsgeschädigten ihre sozialen Ansprüche vorbrachten, ließ sie in den Augen der staatlichen Administration als leicht radikalisiert und als Gefahrenpotenzial erscheinen.

Diesem Potenzial begegneten die Behörden zunächst diplomatisch. Sie bemühten sich, die „Gegenseite“ für sich zu gewinnen, stellten jedoch auch die Verhältnisse klar. Im Jahre 1920 erschien das Amtsblatt des böhmischen Landesamtes für Kriegsgeschädigtenfürsorge in deutscher und in tschechischer Sprache. In der ersten deutschen Ausgabe richtete der Leiter des Amtes, der bereits oben erwähnte Kypr, das Integrationsangebot des neuen Staates explizit an die deutschen Kriegsgeschädigten. Ihnen stellte er den Staat folgendermaßen vor:

Die demokratische Konstitution wird allen Staatsangehörigen volle Freiheit und Gleichheit sicherstellen; unser Staat wird ein Staat der Gerechtigkeit und des Rechtes werden. [...] Unsere Republik wird vom nationalen Standpunkt aus gerecht sein. Das bedeutet, dass allen nationalen Minderheiten eine gleich freie Entwicklung vergönnt sein wird, wie der nationalen Mehrheit, welche die Bewohner der tschechoslowakischen Republik bilden. Es hängt nur von den Minderheiten ab, ob sie ihre alten Gewohnheiten verlassend, zur Stärkung des inneren Ausbaus des Staates mitarbeiten wollen.⁶⁸

Dieses Angebot koppelte Kypr im gleichen Atemzug mit einer Drohung, wenn er betonte, der neue Staat werde „genügend Kraft besitzen, um alle Existenzbestrebungen, die das Staatsinteresse schädigen, im Keime zu unterdrücken“.⁶⁹ Die Botschaft der tschechoslowakischen Institution an die deutschen Bürger war eindeutig: Die „Tschechoslowaken“ beanspruchten den Status einer Mehrheit und machten den Deutschen als Minderheit ein auf der Grundlage ihres Selbstverständnisses „gerechtes“ Angebot. Die Deutschen sollten alles erhalten, was ihnen demnach zustand, und sollten so im neuen Staat Bürger werden. Für den Fall, dass sie dies verweigerten, demonstrierte der Staat Stärke und stellte neben den Mehrheits- auch die Machtverhältnisse klar.

Die Auffassung der deutschen Kriegsgeschädigtenorganisationen deckte sich jedoch überhaupt nicht mit Kyprs Vorstellung eines „gerechten“ Staates, vielmehr nährte die tschechoslowakische Sozialpolitik gerade bei den Deutschen eine Erwartungshaltung, die langfristig nicht erfüllbar war. Denn sie sahen im Staat eine übermächtige Instanz und forderten von ihm eine umfassende Minderung ihres Leids. Staatliches Unvermögen verstanden sie allzu leicht als gezielte Zurücksetzung.

Der Bund der Kriegsverletzten richtete Anfang der 1920er Jahre seine polemische Agitation gegen den Staat und besonders gegen die Landesämter und ihre Beamten. Der Vorwurf lautete, die Kriegsgeschädigten insgesamt nicht angemessen zu versor-

lidů v Žižkově“ [Gruppe der Gefolgschaft der tschechoslowakischen Kriegsgeschädigten in Žižkov] vom 29. April 1919.

⁶⁷ NA, MSP, Karton 4, Resolution der „Místní skupina Družiny válečných československých invalidů v Písku“ [Ortsgruppe der Gefolgschaft der tschechoslowakischen Kriegsgeschädigten in Písek], Eingangsstempel vom 19. Mai 1919.

⁶⁸ Soziale Arbeit 1 (1920) 1, 1.

⁶⁹ *Ebenda*.

gen. Die Rentenauszahlungen durch die Landesämter würden zudem dadurch verzögert, dass nur wenige der dort arbeitenden tschechischen Beamten die deutschsprachigen Anträge verstehen und bearbeiten könnten. Auch seien diese nicht fähig, das „deutsche Volksgefühl“ nachzuempfinden.⁷⁰ Den deutschen Kriegsgeschädigten fehle daher das „Vertrauen“ in diese Behörden und folglich in den Staat.⁷¹ Man berief sich auf die „Versprechungen der tschechischen Staatsmänner“ und forderte vor diesem Hintergrund „endlich [...] Gerechtigkeit“ für „die Deutschen in diesem Staate“.⁷² Der Bund behauptete hier zwar nicht, dass die deutschen Kriegsgeschädigten durch die Gesetzeslage schlechter gestellt würden; vielmehr hieß es, die Versorgung sei „für die tschechischen wie für die Bürger anderer Nationalität ganz gleich unzureichend“.⁷³ Jedoch fiel die Begründung, weshalb die Kriegsversehrten besser versorgt werden sollten, national aus. Sehr pathetisch wurden die deutschen Kriegsgeschädigten 1921 als „Helden“ dargestellt, denen eine Anerkennung gebühre. Im „Kriegsverletzten“ hieß es dazu:

Es ist zwar richtig, daß das deutsche Volk in diesem Staate durch den Ausgang des Krieges und die Friedensverträge heute geknebelt und gebunden als Vasall eines im Siegerwahn lebenden Herrenvolkes am Boden liegt und es so viele Zukunftssorgen beschäftigen, die gewiß nicht als Kleinigkeit zu betrachten sind, aber schließlich und endlich wirft sich doch die Frage auf: „Kann und darf man der Besten des Volkes vergessen?“ Nein, und tausendmal nein!⁷⁴

Die „Besten“, das waren eben jene, die ihre Gesundheit im Krieg geopfert hatten. Trotz der grundsätzlichen Einsicht, dass alle Kriegsgeschädigten unzureichend versorgt seien, schien immer wieder die Begründung durch, man werde als „Kriegsverlierer“ darüber hinaus noch schlechter behandelt oder nicht ernst genommen.⁷⁵ Da tröstete man sich gelegentlich mit Phrasen wie: „Auch für uns kommt einmal der Tag der Abrechnung!“⁷⁶ „Wenn uns Prag nicht hilft, dann werden wir uns eben selbst helfen“,⁷⁷ oder „[...] die Geschichte [wird] einst Richterin sein und die verurteilen, die heute aus Machtwahn heraus einen Großteil der Staatsbürger in bitterster Not und tiefstem Elend leben lassen“.⁷⁸ Aus solchem Trost sprachen Ohnmachtsgefühle und Verbitterung, die von Seiten der tschechischen Institutionen tatsächlich nicht nachempfunden, sondern als Ausdruck von Staatsfeindlichkeit verstanden wurden.

Die Haltung der deutschen Kriegsgeschädigten zum tschechoslowakischen Staat war also in der Eigen- und in der Fremdwahrnehmung eine grundlegend andere als die der tschechischen und der slowakischen. Diese Haltung wurde von den deutschen Vereinigungen kultiviert und als Ausweis einer unkorruptierten Sicht darge-

⁷⁰ Der Kriegsverletzte 4 (1922) 7, 3.

⁷¹ Der Kriegsverletzte 3 (1921) 9, 1.

⁷² Der Kriegsverletzte 3 (1921) 10, 1.

⁷³ Der Kriegsverletzte 3 (1921) 9, 1.

⁷⁴ Der Kriegsverletzte 3 (1921) 12, 7.

⁷⁵ Der Kriegsverletzte 4 (1922) 11, 2. – Der Kriegsverletzte 6 (1924) 2, 2.

⁷⁶ Der Kriegsverletzte 4 (1922) 3, 3.

⁷⁷ Der Kriegsverletzte 4 (1922) 7, 4.

⁷⁸ Der Kriegsverletzte 9 (1927) 12, 9.

stellt. Bei einer Kundgebung der tschechoslowakischen Kriegsgeschädigten erläuterte der bereits erwähnte Leppin 1927 in Prag die Sicht der Deutschen folgendermaßen:

Gestatten Sie mir, daß ich als Deutscher mir erlaube, einige psychologische Momente aus eigener Beobachtung heraus ihnen hier kundzutun. Die psychologische Einstellung der Deutschen zum tschechoslowakischen Staate ist doch logischerweise eine ganz andere als die der Angehörigen der tschechischen Nation. Wir deutschen Kriegsgeschädigten sind von Anfang an mit einem gewissen Misstrauen den Staatsmaßnahmen gegenübergestanden. Wir hatten den Glauben nicht.⁷⁹

Leppin vertrat die Ansicht, die deutschen Kriegsgeschädigten könnten allein „der Sache“ dienen, ohne den hemmenden „Glauben“ an den Staat. Diese „Sache“ war die allgemeine Verbesserung der Versorgung. Der Gründungskanon des Staates trug in dieser Anschauung nur den Charakter trügerischer Propaganda. Neben der Verbesserung der Versorgung forderte der Bund Zeit seines Bestehens deutsche Beamte in den Behörden sowie die Durchführung eines „Zwangseinstellungsgesetzes“, durch welches Unternehmen verpflichtet werden sollten, Invaliden einzustellen. Dabei berief er sich auf Erfahrungen mit einem solchen Gesetz in Deutschland.⁸⁰ Es wurde – wohl zu Recht – gemutmaßt, dass das Legionärsgesetz eine ähnliche Regelung in der Tschechoslowakei verhindert hätte.⁸¹ Von den deutschen Kriegsgeschädigten wurde außerdem ins Feld geführt, dass die Versorgungslage in anderen europäischen Ländern wesentlich besser sei. Dies führte 1929 sogar zu einer Intervention der internationalen Kriegsgeschädigtenorganisation Ciamac (Conférence Internationale des Associations de Mutilés et Anciens Combattants/Internationale Arbeitsgemeinschaft der Verbände der Kriegsoffer und Kriegsteilnehmer), über die beziehungsweise in dem deutschen Kriegsgeschädigtenorgan viel breiter berichtet wurde als in seinem tschechischen Pendant.⁸² Die Vertreter des Bundes warfen den Vertretern der „Gefolgschaft der tschechoslowakischen Kriegsgeschädigten“ indirekt vor, durch den „Glauben an den Staat“, also ihren tschechischen Patriotismus verblendet zu sein.⁸³ Aus Anlass der Vereinigung der deutschen Kriegsgeschädigtenorganisationen hieß es schon 1921:

Leider Gottes geht die tschechische Organisation der Kriegsgeschädigten nicht mit jener Schärfe vor, die notwendig ist, um gegen jene Elemente anzukommen, die sich gegen die Einführung einer modernen, den Bedürfnissen der Kriegsgeschädigten entsprechenden Kriegsgeschädigtenfürsorge wehren. Das treibende Element sind wir und wollen es auch bleiben, weil wir unabhängig von Sonderinteressen nur das große Ziel, den Kriegsgeschädigten ein menschenwürdiges Dasein zu erkämpfen und zu verhindern, daß spätere Generationen wieder den Leidensweg von Kriegsgeschädigten gehen müssen, im Auge haben.⁸⁴

Besonders der oben erwähnte Vorsitzende der „Gefolgschaft der tschechoslowakischen Kriegsgeschädigten“ Kypr wurde der „Schönfärberei“ beschuldigt. Er stelle

⁷⁹ *Ebenda* 1.

⁸⁰ *Der Kriegsverletzte* 3 (1921) 10, 2.

⁸¹ *Der Kriegsverletzte* 4 (1922) 7, 3.

⁸² *Der Kriegsverletzte* 11 (1929) 2, 1.

⁸³ *Der Kriegsverletzte* 4 (1922) 11, 1.

⁸⁴ *Der Kriegsverletzte* 3 (1921) 2, 1.

sich auch gegen die Interessen der Kriegsgeschädigten schützend vor den Staat.⁸⁵ Hämisches hieß es in diesem Zusammenhang 1927: „Es muß furchtbar sein, so vom Staate enttäuscht zu werden, wie es bei den tschechischen Kriegsbeschädigten der Fall ist.“⁸⁶

Zwischen Pazifismus, Annäherung und Gleichschaltung

In den 1930er Jahren dominierten zwei Themen das Verhältnis der deutschen und der tschechischen Bevölkerung in der Ersten Republik: die Arbeitslosigkeit und die Machtergreifung Hitlers im benachbarten Deutschland. In den „sudetendeutschen“ Gebieten waren die Folgen der Weltwirtschaftskrise weitaus gravierender als im Kernland. Wegen der hohen Arbeitslosigkeit lebten viele Familien in bitterer Not. Die soziale Misere radikalisierte und einte die deutsche Minderheit unter dem Banner der Sudetendeutschen Heimatfront. Der Bund der Kriegsverletzten orientierte sich jedoch, obgleich offiziell politisch neutral, vorrangig an sozialdemokratischen Positionen und schwenkte erst sehr spät auf diese nationalchauvinistische Linie um. So kam es zu einer Annäherung der deutschen Kriegsgeschädigtenvereinigung an die tschechoslowakischen staatlichen Institutionen. Sie ist auch im Kontext der politischen Zusammenarbeit der „aktivistischen“ deutschen mit den tschechischen Parteien nach dem großen Wahlsieg der Sudetendeutschen Partei im Jahre 1935 zu verstehen. Es ging darum, diejenigen deutschen Parteien und Organisationen zu stärken, die dem tschechoslowakischen Staat angesichts der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland mit einer positiven Grundhaltung begegneten.⁸⁷ Die Agitation des Bundes war nun weniger aggressiv. Dies kann auf die außenpolitische Gefährdung des Staates und darauf zurückgeführt werden, dass der Bund innerhalb des deutschen Lagers nunmehr politisch in der Defensive war. Arbeitslosigkeit und das durch sie hervorgerufene Elend wurden nicht zum Ausgangspunkt für Frontalangriffe gegen die tschechoslowakischen Institutionen genutzt. Obgleich die vormals geschilderten Konfliktmuster weiterhin wirksam blieben, konzentrierte sich der Bund fortan auf Themen, die deutsche und tschechische Kriegsgeschädigte einten, wie zum Beispiel das Interesse am Erhalt des Friedens. Die Erinnerung an das Grauen des Ersten Weltkriegs hatte bei den Kriegsgeschädigten jenseits der nationalen Deutungsmuster eine tiefe Abscheu gegen den Krieg bewirkt. Die Warnungen vor einem neuen Krieg stellten nun die zentrale Botschaft der geschädigten Veteranen dar. Auf diese Weise wurde die soziale Botschaft universalisiert:

Über vier Jahre dauerte der Weltkrieg. Millionen von Toten hat er gefordert. Millionen Menschen hat er für ihr Leben gezeichnet. Wir leiden an seinen Folgen und Generationen nach uns werden noch an diesen zu leiden haben. [...] Ein Heer von Arbeitslosen, Weltkrise, Not, Elend, Verzweiflung und neue politische Konfliktstoffe folgten dem heißersehnten Kriegsende. Wenn jemand noch behauptet, der Weltkrieg war ein Segen für die Menschheit, dann ist derselbe entweder ein Narr oder ein Kriegsgewinnler. Wir Kriegsgeschädigten und mit uns

⁸⁵ Der Kriegsverletzte 7 (1924) 6, 1. – Der Kriegsverletzte 9 (1927) 12, 9.

⁸⁶ *Ebenda.*

⁸⁷ Vgl. Zückert: Zwischen Nationsidee und staatlicher Realität 257 f. (vgl. Anm. 34).

sicher alle ehemaligen Kriegsteilnehmer denken über den Krieg anders. Unser Schlachtruf, geschöpft aus den unendlich traurigen Erfahrungen des Weltkrieges, ist: Nie wieder Krieg!⁸⁸

Das Leid war weiterhin die zentrale Botschaft. Aber hier stellten sich die Vertreter des Bundes als am Krieg und nicht an der Abtrennung der „sudetendeutschen“ Gebiete von einem deutschen Großreich Leidende dar. Das Kriegsende erscheint daher nun nicht mehr als Zeitpunkt der Gründung des fremden tschechoslowakischen Staates, sondern als heiß ersehntes Ende der Kampfhandlungen. Die nationale Frage trat so teilweise hinter einer übernationalen pazifistischen Botschaft zurück. Der anklagende Ton richtete sich nun gegen die nationalsozialistischen „Narren“ und all jene deutschen Veteranen, deren Schlachtruf längst nicht mehr pazifistisch war. Das alte Deutungsmuster konnte im Kontext sozialer Kämpfe aber leicht wiederbelebt werden, als „Kriegsgewinnler“ konnten nicht nur skrupellose Kapitalisten, sondern auch die „Tschechoslowaken“ bezeichnet werden. Die Grundhaltung, die hinter dem Zitat steht, machte es leicht, erneut den Staat für das eigene Elend verantwortlich zu machen.

Ein zweiter wichtiger Punkt der Annäherungspolitik war die internationale Zusammenarbeit. Bis Ende der 1930er Jahre schickten Vertreter des Bundes und der „Gefolgschaft tschechoslowakischer Kriegsgeschädigter“ gemeinsame Abordnungen zu den zentralstaatlichen Institutionen wie auch zu der internationalen Kriegsgeschädigtenorganisation Ciamac. So gehörten zum Beispiel Vertreter beider Vereinigungen einer gemeinsamen Delegation an, die 1936 Präsident Beneš aufsuchte. Die Atmosphäre bei dem Empfang, in dessen Vordergrund die Frage stand, wie die Kriegsgefahr abgewendet werden könne, schilderte „Der Kriegsverletzte“ als sehr freundschaftlich. Beneš antwortete den deutschen Vertretern in ihrer Muttersprache. Er zeigte sich optimistisch, dass der Frieden andauern und man eine Lösung der Probleme der Kriegsgeschädigten finden werde.⁸⁹ Einen Höhepunkt gegenseitiger Freundschaftsbekundungen stellten die Verlautbarungen anlässlich des 20-jährigen Bestehens des Bundes 1937 dar. Der Sozialminister Jaromír Nečas lobte in seinem Festtagsbeitrag:

Es ist als erfreuliche Erscheinung hervorzuheben, daß der „Bund der Kriegsverletzten“ in seiner Tätigkeit der Interessenvertretung der Kriegsverletzten der loyalen Zusammenarbeit mit der Staatsverwaltung nicht ausgewichen ist.⁹⁰

Nečas setzte also den Bund positiv von den „sudetendeutschen“ Organisationen ab. In markantem Gegensatz zu den Äußerungen der deutschen Kriegsgeschädigten der frühen 1920er Jahre stand eine weitere Bekundung des Sozialministers: „Auf dem Gebiete der Kriegsgeschädigtenfürsorge hat es eine Nationalitätenfrage überhaupt nicht gegeben. Vor den Ämtern der staatlichen sozialen Fürsorge stand immer nur der Kriegsverletzte.“⁹¹ Nečas' Äußerung wurde in der Zeitschrift „Der Kriegsverletzte“ abgedruckt und blieb an dieser Stelle unwidersprochen.

⁸⁸ Der Kriegsverletzte 10 (1934) 7, 1.

⁸⁹ Der Kriegsverletzte 18 (1936) 3, 1 f.

⁹⁰ Der Kriegsverletzte 19 (1937) 7, 10.

⁹¹ *Ebenda.*

Ähnlich versöhnlich war auch der Nachruf auf den „Präsident-Befreier“ Masaryk, der aus Anlass seines Todes auf der Titelseite abgebildet wurde. Dort hieß es: „Die Sudetendeutschen betrauern in dem Verblichenen einen Mann, der für die Lage des sudetendeutschen Volkes volles Verständnis hatte.“⁹² Die tradierte staatspaternalistische Orientierung der deutschen Kriegsgeschädigten erhielt so eine neue Komponente: Während die Landesämter auch weiterhin Zielscheibe der Kritik blieben, bezogen sich die deutschen Kriegsgeschädigten nun positiv auf die Präsidenten als versorgende und einende Landesväter. Diese waren nicht mehr Adressaten von Forderungen, sondern erschienen als über die Verteilungskonflikte erhabene Instanzen. Auch die Sozialminister stellte der Bund als Freunde und Unterstützer der Kriegsgeschädigten dar.⁹³

Erst im April 1938 schwenkte der Bund auf die Agitation der Sudetendeutschen Partei um, indem er zustimmend die Parlamentsrede eines Abgeordneten dieser Partei zur Kriegsgeschädigtenpolitik abdruckte. Darin wurde vorgerechnet, dass die österreichischen Kriegsgeschädigten viel höhere Bezüge erhielten, und es wurde vorausgesagt, diese würden durch den Anschluss Österreichs an das Reich noch weiter steigen. Der Redner brachte ferner die neue Forderung vor, die deutschen Kriegsgeschädigten müssten von „deutschen Ärzten“ untersucht und in „deutschen Kliniken“ behandelt werden. Auch die Mitgliedschaft deutscher Invaliden in der tschechoslowakischen Kriegsgeschädigtenorganisation wurde nun verurteilt: „Denn allein die Aufforderung, daß ein deutscher Kriegsgeschädigter einer tschechischen Organisation beitreten soll, ist eine beleidigende Zumutung.“⁹⁴

Hier wurde der alte deutsch-tschechische Antagonismus in einer deutlich radikalisierten Ausschließlichkeit propagiert. Es ging nicht mehr um eine gemeinsame Sprache der Behörden und ihrer Klienten, sondern man redete einem nationalen Essentialismus das Wort, wonach ein tschechischer Arzt auch dann keinen Deutschen behandeln dürfte, wenn er deutsch sprach, und ein Deutscher grundsätzlich nicht Mitglied einer tschechischen Vereinigung sein sollte. In der folgenden Nummer des „Kriegsgeschädigten“ wurde in diesem neuen völkischen Duktus ausgeführt, der Bund habe von Anbeginn seiner Tätigkeit die „wahre Volksgemeinschaft aufrechterhalten“.⁹⁵ In diesem Zusammenhang bekannte sich der damalige Vorsitzende des Bundes Ferdinand Pfeifer zum Alleinvertretungsanspruch der Sudetendeutschen Partei für die Deutschen in der Republik, wobei er in einer merkwürdigen Doppelung der Begriffe „deutsch“ und „sudetendeutsch“ ausführte: „Das ist eine Stärke unseres Bundes und ich möchte sagen unsere Stärke überhaupt, dass wir immer nur sudetendeutsche Kriegsbeschädigte waren und nichts anderes als deutsche Kriegsgeschädigte.“⁹⁶ So verengten sich eine Vielzahl von Optionen in der Republik zu einer einzigen Daseinsform der „Sudetendeutschen“ und damit auch der sudetendeutschen Kriegsgeschädigten: Deutschsein.

⁹² Der Kriegsverletzte 19 (1937) 10, 1.

⁹³ Der Kriegsverletzte 7 (1925) 4, 1. – Der Kriegsverletzte 18 (1931) 11, 1.

⁹⁴ Der Kriegsverletzte 20 (1938) 4, 1 f.

⁹⁵ Der Kriegsverletzte 20 (1938) 5, 1.

⁹⁶ *Ebenda.*

Nach der ideologischen vollzog der Bund im Sommer 1938 auch die organisatorische Gleichschaltung: Deutschen Kriegsgeschädigten, die in der (tschechoslowakischen) „Gefolgschaft der Kriegsgeschädigten“ organisiert waren, wurde ein Ultimatum gestellt: Falls es sich um „erwünschte“ Leute handelte, sollten sie von den Ortsgruppenfunktionären gezielt aufgesucht und überzeugt werden, bis zum 30. Juni aus der Gefolgschaft aus- und in den Bund einzutreten; eine Doppelmitgliedschaft werde fortan nicht mehr möglich sein. Angeblich hätte die Gefolgschaft eine „gefürchtete Agitation gegen unsere Organisation“⁹⁷ entfaltet. Worin diese jedoch bestand, verschwieg das zitierte Schreiben. Tatsächlich handelte es sich um die Durchsetzung einer neuen Politik, die im Kontext der politischen Radikalisierung gesehen werden muss und in dieser Form im März 1938 auch von der Sudetendeutschen Partei betrieben worden war.⁹⁸ In der Begründung des Ultimatums wurde eine Sichtweise formuliert, die Interessenpolitik ausschließlich national fasste:

Seit Gründung des tschechoslowakischen Staates stand unsere Organisation immer auf dem Standpunkte, dass die Interessen der deutschen Kriegsbeschädigten nur in einer einheitlichen, parteipolitischen Organisation zweckmäßig vertreten werden können und sie hat deshalb ihre Tätigkeit nur in den Kreisen der deutschen Kriegsgeschädigten entfalten [sic].⁹⁹

Dieses Gründungsmotiv stand nicht in den Statuten des Bundes, schwang aber in seiner Agitation stets mit. Indessen war es anfänglich in eine pazifistische und zugleich proletarisch-kämpferische Grundhaltung eingebettet. Hinweise auf eine Zugehörigkeit zum rechten Lager würde man für diese Zeit vergebens suchen. Letztlich passte es sich aber in die Mechanismen der Formierung einer deutschen Front in Opposition zum tschechoslowakischen Staat ein. Das, was dabei das „Deutschsein“ in diesem Staat ausmachte, artikulierte sich in Begriffen, die den erklärten Pazifismus übertönten. Die Vertreter des Bundes waren keine Vorkämpfer dieser Entwicklung, doch sie schlossen sich der immer mächtigeren Agitation der Sudetendeutschen Partei in einem Moment an, da der Druck wuchs, der von dieser ausging, und die Schikanen zunahmen, während der Einfluss „Prags“ sank.

Variationen des deutschen Leidens an den Folgen des Krieges

Der im Krieg versehrte Körper symbolisierte für die deutschen Kriegsgeschädigten in der Tschechoslowakei die allgemeine deutsche Niederlage in ihrer spezifischen Form. Die periphere Situation einer Minderheit gab dieser Wahrnehmung ihre Konturen. Es konnte gezeigt werden, dass Form und Duktus der Forderungen deutscher Kriegsgeschädigter mit der Sozialpolitik des tschechoslowakischen Staates korrespondierten und je nach politischer Entwicklung schwankten. Als ein gleich bleibendes Element erscheint jedoch die Beschreibung des eigenen Leids in einer

⁹⁷ *Ebenda.*

⁹⁸ *Zimmermann:* Die Sudetendeutschen 58 (vgl. Anm. 5).

⁹⁹ NA, MV, Karton 4570, Sign. 2/88/8, Nr. 62.964 (Abschrift). Begrenzter Aufnahmetermin für deutsche Kriegsbeschädigte, die bisher in der „Družina“ organisiert waren. Frist 30. Juli 1938.

überaus depressiven Grundstimmung. Von dieser Beobachtung ausgehend, soll abschließend die Frage erörtert werden, inwiefern die Haltung der „sudetendeutschen“ Kriegsgeschädigten einer spezifisch deutschen Kriegswahrnehmung folgte und damit im institutionellen Sinne übernational war. Der Vergleich mit der Lage und Haltung der deutschen Minderheit in anderen Ländern Ostmitteleuropas wäre hier ausgesprochen reizvoll, ebenso der mit Österreich, das wegen der gemeinsamen institutionellen Vorgeschichte ein interessanter Referenzfall wäre. Leider stehen aber entsprechende Forschungsergebnisse noch aus.¹⁰⁰ Aus diesem Grund stützen sich die folgenden Ausführungen auf Forschungsergebnisse zur Weimarer Republik.

Auch in älteren explizit sozialhistorischen Studien über Kriegsgeschädigte in den europäischen Ländern wurde bereits die symbolische Dimension des Themas erkannt. Ein früher Beitrag ist Deborah Cohens Studie „The War Come Home. Disabled Veterans in Britain and Germany“ von 1968, der einen Vergleich der Kriegsgeschädigtenpolitik in Großbritannien und in der Weimarer Republik unternimmt. Cohen geht von dem „Paradox“ aus, dass sich die sozial schlecht gestellten britischen Kriegsgeschädigten unter dem Dach der gemäßigten patriotischen British Legion zusammenfanden, während die von Seiten des Staates viel besser versorgten deutschen Kriegsgeschädigten in den 1930er Jahren überaus unzufrieden und verbittert in den Sog der allgemeinen Radikalisierung insbesondere der Veteranen gerieten.¹⁰¹ Cohen bemüht zur Erklärung des konstatierten Paradoxons einen „zivilgesellschaftlichen“ Ansatz und rekurriert auf die Bedeutung der Wohlfahrtsorganisationen als zivilgesellschaftliche Instanzen. In Großbritannien sei deren Fürsorge von den Kriegsinvaliden als ein Zeichen des Dankes der Gesellschaft für die im Krieg erbrachten Opfer und der Anerkennung aufgefasst worden. „Freiwilligkeit“ spielte dabei eine große Rolle. Einerseits erschien das Opfer der geschädigten Veteranen besonders groß, weil diese freiwillig gekämpft hatten (in Großbritannien gab es vor dem Ersten Weltkrieg keine Wehrpflicht). Andererseits war auch die karitative Hilfe für die Veteranen ein freiwilliger Dienst an der Gesellschaft. Dagegen hätten sich die deutschen Kriegsgeschädigten allein gelassen und stigmatisiert gefühlt.¹⁰² Der Interaktion zwischen dem versorgenden Staat und den bedürftigen Kriegsgeschädigten habe eine dritte Instanz gefehlt, die das Thema im Medium der Zivilgesellschaft hätte verorten können. Die Behörden seien bloß technokratischer Natur gewesen und hätten den Kriegsgeschädigten nicht das Gefühl der Anerkennung ihres Leidens gegeben. Übrig blieb Verbitterung. Die geschädigten Veteranen hätten in den jeweiligen Gesellschaften den Krieg an sich symbolisiert, der Umgang mit ihnen auch die gesellschaftlichen Folgen des Krieges reflektiert. Dem entspricht, dass die britischen

¹⁰⁰ Julia Eichenberg (Tübingen, Dublin) arbeitet an einer Studie über Weltkriegsveteranen in Polen, die auch interessante Ergebnisse über die dortigen deutschen Kriegsgeschädigten erbringen könnte. An der Wiener Universität arbeiten Harald Wendelin und Verena Pawlowsky an einem Projekt über Kriegsgeschädigte in Österreich.

¹⁰¹ Cohen, Deborah: *The War Come Home. Disabled Veterans in Britain and Germany, 1914-1939*. Berkeley, Los Angeles, London 1968, 88-97.

¹⁰² Dasselbe gilt auch für Österreich, vgl. Healy, Maureen: *Civilizing the Soldier in Postwar Austria*. In: Wingfield, Nancy M./Bucur, Maria (Hgg.): *Gender & War in Twentieth Century Eastern Europe*. Bloomington, Indianapolis 2006, 47-69, hier 50-54.

Kriegsgeschädigten als „Helden“ galten, die deutschen dagegen als Objekte der Sozialfürsorge.¹⁰³

Wie Cohen betont auch Michael Geyer in einem grundlegenden Aufsatz von 1983, dass die deutschen Kriegsgeschädigten schon früh in unterschiedliche politische Lager gespalten gewesen seien, sich zunehmend radikalisiert hätten und zu großen Teilen ins Fahrwasser völkischer und antidemokratischer Gruppierungen geraten seien.¹⁰⁴ Auch er konstatiert ein Scheitern der intentionalistischen sozialtherapeutischen Politik: „Eine positive Identifikation von Sozialstaat und Behinderten wurde unterbunden.“ Das Fordern sei das Merkmal der „politischen Identität“ der deutschen Kriegsgeschädigten gewesen.¹⁰⁵

Wenn man diese Ergebnisse auf das Problem der deutschen Kriegsversehrten in der Tschechoslowakei überträgt, so verweist dies auf die unterschiedliche symbolische Verortung der deutschen und der tschechischen bzw. tschechoslowakischen Kriegsgeschädigten innerhalb des tschechoslowakischen Staates. Die These, dass die Anerkennung der Kriegsoffer durch die Bevölkerung in Großbritannien trotz des sozialen Elends zu einer Befriedung der versehrten Veteranen geführt habe, kann parallel zur Geschichte der tschechischen Kriegsgeschädigten gelesen werden.¹⁰⁶ Sie unterschieden sich durch ihre patriotische Haltung maßgeblich von den deutschen Kriegsoffern in der Tschechoslowakei. Die Agitation der letzteren erinnert dagegen sehr stark an Cohens Befund zur Weimarer Republik. Bitterkeit bestimmte die Äußerungen dort ebenso wie die deutscher Kriegsgeschädigter in der Tschechoslowakei. Es liegt nahe, dahinter ähnliche Deutungsmuster von Seiten der (deutschen und „sudetendeutschen“) Opferverbände zu vermuten. Wie das Beispiel der Weimarer Republik zeigt, konnte eine Befriedung nicht allein verwaltungstechnischer Natur sein. Das Maß der Einpassung in vorherrschende Muster von Gemeinschaftlichkeit war auch nicht von der Höhe der finanziellen Leistungen abhängig. Folgt man Cohens These, dass die Instanzen zwischen dem Staat und den Kriegsgeschädigten maßgeblich für eine an der Gemeinschaft ausgerichtete produktive Haltung der letzteren war, wirft dies ein neues Licht auf die Konflikte zwischen den örtlichen Behörden und den deutschen Kriegsgeschädigten in der Tschechoslowakei. Während das Landesamt in Prag in der Wahrnehmung der tschechischen Kriegsgeschädigten durchaus als eine „zivilgesellschaftliche“ Instanz erscheinen konnte, war es aus Sicht der deutschen Kriegsgeschädigten ein Hort verständnisloser Bürokratie. Dies hing ganz offenbar mit den national codierten Deutungen des Krieges zusammen. Vieles spricht dafür, dass kaum eine allgemeingültige Maßnahme des tschechoslowakischen

¹⁰³ *Cohen*: *The War Come Home*, 2 f., 9, 11, 17–19, 288–292 (vgl. Anm. 101).

¹⁰⁴ Bislang ging die Forschung davon aus, dass die Kriegsgeschädigten dem Muster anderer Veteranen folgten. Diese These wird zur Zeit differenziert, vgl. *Weiß*, Christian: Opfer für den Frieden. Die pazifistische Kriegsdeutung des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegerhinterbliebenen. In: *Stegmann*, Natali (Hg.): *Die Weltkriege als symbolische Bezugspunkte: Polen, die Tschechoslowakei und Deutschland nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg*. Im Druck.

¹⁰⁵ *Geyer*: *Ein Vorbote des Wohlfahrtsstaates* 256 (vgl. Anm. 40).

¹⁰⁶ Der slowakische Fall liegt noch etwas anders, wird aber hier aus pragmatischen Gründen nicht behandelt.

Staates für seine kriegsgeschädigten Bürger zu einer Befriedung der deutschen Kriegsgeschädigten hätte führen können.

Die Tatsache, dass die Kriegsgeschädigten in der Weimarer Republik der Radikalisierung der Veteranenverbände im Sinne des Nationalsozialismus folgten, fordert auch zu einem zweiten Blick auf das Verhältnis der deutschen Kriegsoffer zum tschechoslowakischen Staat auf.¹⁰⁷ Es lässt sich vermuten, dass die deutschen Kriegsgeschädigten in der Tschechoslowakei einer deutschen Variante folgten, die zumindest partiell unabhängig von der Politik dieses Staates war. Während für die Tschechen die alten Institutionen zu Instanzen der neuen Gemeinschaftlichkeit werden konnten, symbolisierten sie für die Deutschen die tschechoslowakische Macht. Diese forderten zwar soziale Versorgung, eine Milderung ihres Leidens an den Folgen des Krieges und eine Anerkennung desselben, konnten sie aber von den staatlichen Behörden nicht erwarten. Denn es waren ja nicht die „Tschechoslowaken“, die sie in einen „sinnlosen“ Krieg geschickt hatten. Für die deutsche Kriegsniederlage konnte es im tschechoslowakischen Staat noch weniger eine angemessene soziale und symbolische Kompensation geben als im deutschen.

¹⁰⁷ Es gibt bislang nur einige Hinweise darauf, dass die Kriegsveteranen in den 1930er Jahren bei der Konstruktion des Geschichtsbildes der Deutschen in der Tschechoslowakei eine wichtige Rolle spielten. Eine systematische Erforschung dieses Zusammenhangs steht noch aus. Vgl. *Zückert: Memory of War* 119 (vgl. Anm. 31).

Julia Schmid

„DEUTSCHBÖHMEN“ ALS KONSTRUKT DEUTSCHER NATIONALISTEN IN ÖSTERREICH UND DEM DEUTSCHEN REICH*

„Es gibt ein Deutschböhmen und dieses Deutschböhmen ist unser Land“,¹ rief Raphael Pacher, Obmann des Bundes der Deutschen in Böhmen, 1913 den Teilnehmern der Jahreshauptversammlung des Vereins zu. Die hier vorgenommene Nationalisierung und Ethnisierung eines geografischen Gebiets war zu Beginn des 20. Jahrhunderts keineswegs allgemein verbreitet und auch im vorliegenden Fall handelte es sich um ein noch junges Konstrukt. Die folgenden Ausführungen sollen veranschaulichen, auf welche Art und in welchen gesellschaftlichen Bereichen deutschnationale Aktivisten in Österreich und dem Deutschen Reich um 1900 die Etablierung dieser imaginierten Region vorantrieben.

Wie überall in Mittel- und Osteuropa stellten die Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts auch für die supranationale Habsburgermonarchie eine große Herausforderung dar. Eine Reaktion darauf war der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867, der die beiden Reichshälften Österreich/Zisleithanien und Ungarn/Transleithanien² als gleichberechtigte Staatengebilde festlegte, die nur durch die Person des Herrschers und einige gemeinsame Angelegenheiten – Finanzen, Äußeres und Heer – institutionell verbunden waren. Der Artikel 19 des „Staatsgrundgesetzes“ für den zisleithanischen Teil legte außerdem die Gleichberechtigung aller „Volksstämme“ – so die offizielle Bezeichnung – und ihrer Sprachen fest.³

Diese Bestimmungen bildeten den rechtlichen Rahmen, in dem sich die Nationalitätenkonflikte während der folgenden Jahrzehnte abspielten. Gerade die tschechische Nation, die in ihrer gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Entwicklung weit fortgeschritten war, drängte darauf, die ihr verfassungsrechtlich zugesicherte Gleichberechtigung im gesamten öffentlichen Leben zu verwirklichen. In

* Diese Studie entstand im Rahmen des Tübinger Sonderforschungsbereichs 437 „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“. Sie geht auf einen Vortrag bei Rudolf Jaworski in Kiel zurück. Ich danke ihm und seinem Forschungskolloquium zur Osteuropaforschung.

¹ Die 19. Hauptversammlung des Bundes der Deutschen in Böhmen in Töplitz-Schönau (sic!). In: *Deutschböhmen. Mitteilungen des Bundes der Deutschen in Böhmen* 19 (16.7.1913) Nr. 14, 159-163. – Zu Raphael Pacher siehe *Bachmann, Harald*: Raphael Pacher und die deutschradikale Bewegung in den Sudetenländern. In: *Bohemia* 5 (1964) 447-458.

² Zum synonymen Gebrauch der Begriffe „Österreich“ und „Zisleithanien“ seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich siehe *Kann, Robert*: *Geschichte des Habsburgerreichs 1526 bis 1918*. 3. Aufl. Wien u. a. 1993, 306 f. – *Zöllner, Erich*: *Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 6. Aufl. München 1979, 412 f.

³ Zitiert nach *Kleindel, Walter*: *Österreich. Daten zur Geschichte und Kultur*. Wien 1978, 268.

Anlehnung an den österreichisch-ungarischen Dualismus forderten die tschechischen politischen Parteien einen „Trialismus“ und damit einen Ausgleich, der ein autonomes „böhmisches“ Verwaltungsgebiet schaffen sollte. Während sich der böhmische Patriotismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf das Land und seine Bewohner bezogen hatte, trat seit etwa der Mitte des Jahrhunderts eine Veränderung ein: Zur Bezugsgröße wurde in zunehmendem Maße die ethnisch-kulturell definierte tschechische Nation.⁴ Aus der Konstruktion einer historischen Kontinuität vom mittelalterlichen böhmischen Königreich leitete die tschechische Nationalbewegung den rechtmäßigen Anspruch des tschechischen Volkes – in deutscher Sprache als „böhmisches“ Volk bezeichnet – auf die böhmischen Länder ab.⁵ Die deutschsprachigen Böhmen, zum großen Teil Nachfahren mittelalterlicher Ostsiedler aus den deutschsprachigen Altsiedelländern, galten den tschechischen Nationalisten als unwillkommene Eindringlinge auf tschechisch-böhmischem Boden.⁶

Die deutschsprachige Bevölkerung Österreichs empfand die zunehmende Umsetzung der nationalen Gleichberechtigung vor allem in der Sprach- und Schulpolitik, aber auch durch die Erweiterung des Wahlrechts als Angriff auf die deutsche Vorherrschaft in Österreich. Eingeleitet worden war diese Entwicklung vom „Eisernen Ring“, einem konservativ-klerikalen Bündnis um den Ministerpräsidenten Eduard Taaffe, dem erstmals auch Vertreter der slawischen Völker der Habsburgermonarchie angehörten und der die Ära des deutschen bürgerlichen Liberalismus beendete. Die Erfahrung des Verlustes angestammter Positionen innerhalb des deutschen Bürgertums wurde noch verstärkt durch die Ergebnisse der ersten reichsweiten Volkszählung vom Jahr 1880. Sie löste einen Schock innerhalb der deutschsprachigen bürgerlichen Gemeinschaft aus, die sich nun nicht mehr nur politisch, sondern auch demografisch in die Defensive gedrängt sah. Die im selben Jahr erlassene „Sprachenverordnung für Böhmen und Mähren“, die Tschechisch als zweite

⁴ Zu den verschiedenen Tendenzen nationaler Entwicklung in Böhmen siehe *Kořalka, Jiří*: Tschechen im Habsburgerreich und in Europa 1815-1914. Sozialgeschichtliche Zusammenhänge der neuzeitlichen Nationsbildung und der Nationalitätenfrage in den böhmischen Ländern. Wien 1991, 23-75. – Vgl. *King, Jeremy*: The Nationalization of East Central Europe. Ethnicism, Ethnicity, and Beyond. In: *Wingfield, Nancy M./Bucur, Maria* (Hgg.): Staging the Past. The Politics of Commemoration in Habsburg Central Europe. 1848 to the Present. West Lafayette 2001, 112-152. – *LeCaine Agnew, Hugh*: Czechs, Germans, Bohemians? Images of Self and Other on Bohemia to 1848. In: *Wingfield, Nancy M.* (Hg.): Creating the Other. Ethnic Conflict and Nationalism in Habsburg Central Europe. New York, Oxford 2003, 56-77. – *Štaif, Jiří*: The Image of the Other in the Nineteenth Century: Historical Scholarship in the Bohemian Lands. In: *Ebenda* 81-102.

⁵ Zur terminologischen Problematik siehe *Kořalka*: Tschechen im Habsburgerreich 51-75 (vgl. Anm. 4).

⁶ František Palacký hatte dieser Geschichtsdeutung mit seinem Werk „*Dějiny národu českého v Čechách a v Moravě*“ [Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren] zu Popularität verholfen; siehe hierzu *Štaif*: The Image of the Other (vgl. Anm. 4). – In der Erklärung nach der Rückkehr in seine Heimat knüpfte Tomáš Garrigue Masaryk 1918 an diese Deutung an, indem er erklärte, dass die Deutschen „ursprünglich als Immigranten und Kolonisten ins Land kamen“, woraus er ihre staatsrechtliche Stellung im tschechoslowakischen Staat ableitete. Zitiert nach *Hoensch, Jörg K.*: Geschichte der Tschechoslowakei. 3. Aufl. Stuttgart u. a. 1992, 33.

Landessprache festlegte, schien diesen Eindruck nur zu bestätigen.⁷ „Nationale Selbsthilfe“ war das Schlagwort der als Reaktion darauf gegründeten nationalistischen Parteien und zahlreichen Vereine. Es stand symbolisch für die Kluft, die sich zwischen dem deutschen Bürgertum und dem Staat aufgetan hatte. Die deutschsprachigen Österreicher definierten sich von da an nicht mehr als Staatsvolk, sondern als Vertreter deutscher nationaler Interessen gegenüber dem Staat.

In Böhmen wurde das verlorene Vertrauen in den Staat als Garant deutscher Rechte an dem zuerst von den Liberalen eingebrachten Vorschlag sichtbar, das Land entlang der so genannten Sprachgrenze zu teilen und auf diesem Weg deutsche Einflusssphären zu sichern. Auch in deutschnationalen Kreisen fand dieses Ziel in den 1890er Jahren wachsende Zustimmung. Das „Pfungstprogramm“, an dessen Ausarbeitung sich alle deutschen Parteien mit Ausnahme der Schönerianer beteiligten, forderte 1899 für Böhmen die „Abgrenzung der deutschen und tschechischen Landesteile“.⁸ Diese sollte auf der Ebene der Gerichtssprengel beginnen und schließlich in zwei national homogene Verwaltungsgebiete münden. Bis hinauf zu den Landesbehörden sollte es für die jeweiligen Landesteile zuständige parallele deutsche und tschechische Strukturen geben. Auch die Abgeordneten sollten in nationale Kurien aufgeteilt werden. Die Vertreter des radikalen Deutschnationalismus um Georg von Schönerer und Karl Hermann Wolf lehnten diese Pläne bis um die Jahrhundertwende ab und hielten an der Unteilbarkeit und am Ziel der vollständigen Germanisierung Böhmens fest.⁹ Nach der Spaltung dieses radikalen Flügels 1902 in die Alldeutschen Schönerers und die eher realpolitisch orientierten Anhänger Wolfs, die Deutschradikalen, näherten sich letztere den anderen deutschbürgerlichen Parteien an. Für die Deutschnationalen in Böhmen bedeutete dies, dass sie sich – abgesehen von den Schönerianern und den Vertretern der Sprachinseln – auf das Ziel der nationalen Zweiteilung Böhmens festgelegt hatten.

⁷ Vgl. Judson, Pieter M.: Exclusive Revolutionaries. Liberal Politics, Social Experience, and National Identity in the Austrian Empire, 1848-1914. Ann Arbor 1996, 203 f. – Melanová, Miloslava: Zápas o libereckou radnici v roce 1885. Formování německého nacionálního hnutí v Čechách [Der Kampf um das Reichenberger Rathaus im Jahr 1885. Die Formierung der deutschnationalen Bewegung in Böhmen]. In: Pešek, Jiří/Ledvinka, Vaclav (Hgg.): Mezi liberalismem a totalitou. Komunální politika ve středoevropských zemích 1848-1948 [Zwischen Liberalismus und Totalitarismus. Kommunalpolitik in mitteleuropäischen Ländern 1848-1948]. Praha 1997, 171-181 (Documenta pragensia 14). – Novotný, Jan: Čeští Němci a habsburská monarchie [Die böhmischen Deutschen und die Habsburgermonarchie]. In: Hojda, Zdeněk/Práhl, Roman (Hgg.): Český lev rakouský orel v 19. století [Böhmischer Löwe und österreichischer Adler im 19. Jahrhundert]. Praha 1996, 47-53. – Novotný, Jan: Projekt provincie „Deutschböhmen“ v ambicích liberecké radnice do roku 1914 [Das Projekt einer Provinz „Deutschböhmen“ in den Ambitionen des Reichenberger Rathauses bis zum Jahr 1914]. In: Pešek/Ledvinka (Hgg.): Mezi liberalismem a totalitou 183-190.

⁸ Programm abgedruckt in Berchtold, Klaus (Hg.): Österreichische Parteiprogramme 1868-1966. München 1967, 210-225, hier 215. – Auch der Alldeutsche Verband veröffentlichte dieses für seine Leser als Sonderbeilage zu seinen Alldeutschen Blättern 9 (4.6.1899) Nr. 23.

⁹ Wahlauf Ruf der Deutschen Volkspartei in Böhmen, Beilage zur Deutschen Volkszeitung (Reichenberg/Liberec) 13 (14.3.1897) Nr. 73. – Molisch, Paul: Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Oesterreich von ihren Anfängen bis zum Zerfall der Monarchie. Jena 1926, 177.

Nicht zuletzt die Sprachenverordnungen, die Ministerpräsident Badeni 1897 einzuführen versuchte und die als deutsch-tschechischer Ausgleich gedacht waren, verfestigten die Überzeugung, dass das vom Untergang bedrohte Deutschtum nur durch die Abgrenzung von Deutschen und Tschechen zu retten sei. Dieses politische Ziel fand unter dem Kampfbegriff der nationalen Selbsthilfe sein praktisches Programm und wurde von den so genannten nationalen Schutzvereinen an der deutsch-nationalen Basis umgesetzt, deren Motto der viel zitierte Ausspruch Friedrich Ludwig Jahns: „Den Deutschen kann nur durch Deutsche geholfen werden!“ war.¹⁰ Mit den deutsch-nationalen Vereinen und Parteien kooperierten die gleichgesinnten nationalistischen Vereine im Deutschen Reich, die sich unter anderem die Unterstützung der Deutschen außerhalb des Deutschen Reichs auf die Fahnen geschrieben hatten. Hier sind vor allem der Alldeutsche Verband und der Allgemeine Deutsche Schulverein (seit 1908: Verein für das Deutschtum im Auslande) zu nennen.

Der deutsch-nationalen Forderung nach nationaler Zweiteilung stand auf tschechnationaler Seite die nach einem das ganze Kronland umfassenden tschechisch dominierten Böhmen gegenüber, das seine Verfechter durch altes böhmisches Staatsrecht legitimiert sahen. Um diesen Anspruch zu untermauern und der deutschen Forderung nach Zweiteilung die Grundlage zu entziehen, versuchten sie nachzuweisen, dass es kein geschlossenes deutsches Sprachgebiet gebe. Diese Politik war an aktive Maßnahmen der tschechischen Schutzvereine (Národní jednoty) gekoppelt, die sich die Ansiedlung und den Schutz tschechischsprachiger Minderheiten in den nahezu rein deutschsprachigen Randbezirken Böhmens zur Aufgabe gemacht hatten.¹¹

Auf Seiten der Deutschnationalen brachten die Abkehr vom Programm einer deutschen Dominanz in ganz Böhmen und der Rückzug auf die Forderung nach einem abgetrennten deutschen Verwaltungsgebiet auch semantische Veränderungen mit sich: War der Begriff „Deutschböhme“/„deutschböhmisches“ zunächst nur für Personen benutzt worden, entwickelte er sich nun auch zu einer geografischen Bezeichnung: Mit der deutschsprachigen Bevölkerung wurde das von ihnen bewohnte Land, „Deutschböhmen“, in Verbindung gebracht. Zwischen diesem und dem anderen – tschechischen – Böhmen verlief die so genannte Sprachgrenze, deren Siche-

¹⁰ Im Jahr 1815 soll Jahn auf der Wartburg den folgenden Satz in das dortige Gästebuch geschrieben haben: „Den Deutschen kann nur durch Deutsche geholfen werden; welsche und wendische Helfer bringen uns immer tiefer ins Verderben. Neuerdings ist die ganze Welt zusammengetrommelt worden, vom Ural und Kaukasus bis zu Herkules Säulen, um die Franzosen zu zwingen. Nun hat Gott den Deutschen den Sieg gegeben; aber alle Mitgeher und Mitesser wollen Deutschland bevormunden. Deutschland braucht einen Krieg auf eigne Faust, um sich in seinem Vermögen zu fühlen; es braucht eine Fehde mit dem Franzosentum, um sich in ganzer Fülle seiner Volkstümlichkeit zu entfalten. Diese Zeit wird nicht ausbleiben, denn ehe nicht ein Land die Wehen kriegt, kann kein Volk geboren werden. Deutschland über Welschland! Deutschland ohne Wendischland!“ Zitiert nach *Schultzeiß*, Friedrich Guntram: Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und seine Bedeutung. Berlin 1894, 97.

¹¹ Vgl. *Cornwall*, Marc: The Struggle on the Czech-German Language Border, 1880-1940. In: *The English Historical Review* 109 (1994) 914-951.

rung sich die nationalistischen Aktivisten in ihrem „Kampf ums Deutschtum“ besonders verpflichtet fühlten.¹²

Die Realität entsprach dieser idealisierten Vorstellung vom „Kampf an der Sprachgrenze“ und dem „wackeren Sprachgrenzler“, der für den Kampf, welchen er für sich und stellvertretend für sein ganzes Volk kämpfte, nicht nur Hab und Gut, sondern auch sein Leben aufs Spiel setzte, nur in geringem Maß.¹³ Tatsächlich handelte es sich um sprachliche und ethnische Grenz- und Mischgebiete, in denen die Nationalisten, die angetreten waren, das Deutschtum an der „Sprachgrenze“ zu sichern, sich mit einer Bevölkerung konfrontiert sahen, für die nationale Zugehörigkeit keine Relevanz besaß. Keineswegs war die „Sprachgrenze“ eine Frontlinie, an der sich feindlich gesonnene Nationen gegenüberstanden, das galt höchstens für – oft zugewanderte – bürgerliche Nationalisten. Die Wahrnehmung des Lebens an der „Sprachgrenze“ als eines „nationales[n] Kleinkrieg[s], der ununterbrochen von Ort zu Ort ausgefochten wird“, wie es Johannes Zemmrich in seiner Schrift „Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen“ beschrieb,¹⁴ stellte eine Projektion der Ängste eines in seiner Rolle als gesellschaftlicher und nationaler Elite verunsicherten Teils des Bürgertums dar. Das Konzept der „Sprachgrenze“ trug dazu bei, die Vorstellung zweier klar voneinander getrennter nationaler Gebiete – eines Deutsch- und eines Tschechischböhmen – zu verbreiten und zu festigen. Ein homogenes, nationalbewusstes und geografisch klar abgegrenztes „Deutschböhmen“ war allerdings weniger Realität als vielmehr deutschnationale Wirklichkeitsvorstellung und angestrebtes Ziel. An der Sichtbarmachung dieses „Deutschböhmen“ und der „Sprachgrenze“, die dieses vom tschechischen Böhmen trennte, arbeiteten Deutschnationale in Österreich und im Deutschen Reich etwa seit der Jahrhundertwende in vielfältiger Weise.

Für die Legitimierung deutscher territorialer, politischer, sozialer und kultureller Hoheitsansprüche, wie sie in deutschnationalen Kreisen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert verstärkt vertreten wurden, spielte die historische Argumentation eine entscheidende Rolle. Sie artikulierte sich unter anderem in einer Geschichte der „Besiedelung des deutschen Volksbodens“ in Ostmitteleuropa, die den historischen Bogen von der Völkerwanderungszeit über die mittelalterliche Ostsiedlung bis hin zur planmäßigen deutschen Besiedlung ehemals polnischer Gebiete des Deutschen Reiches seit 1886 spannte und die sich vor allem auf die in der eigenen Gegenwart

¹² Aufruf an die reichsdeutsche Presse und Lehrerschaft, den Begriff „Deutschböhmen“ „durch folgerichtige und möglichst häufige Anwendung in die Köpfe ihrer Leser oder ihrer Schüler hineinzuhämmern“. In: Das Deutschtum im Auslande 11 (März 1912) 553. (Die Vereinszeitschrift des Allgemeinen Deutschen Schulvereins/Vereins für das Deutschtum im Auslande hatte verschiedene Formen und Untertitel. Sie wird hier mit ihrem Haupttitel zitiert).

¹³ Vgl. Judson, Pieter M.: Frontiers, Islands, Forests, Stones: Mapping Geography of a German Identity in the Habsburg Monarchy, 1848-1900. In: Yaeger, Patricia (Hg.): The Geography of Identity. Ann Arbor 1996, 382-406, hier 394-398. – Ders.: Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria. Cambridge, London 2006, 42-48.

¹⁴ Zemmrich, Johannes: Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen. Braunschweig 1902, 1.

national umstrittenen, gemischtsprachigen Gebiete konzentrierte.¹⁵ Die Stunde Null dieser Gebiete wurde auf den Zeitpunkt datiert, an dem sich dort germanische Stämme oder deutsche Siedler zum ersten Mal niedergelassen hatten. In den böhmischen Ländern hatte es sich in der Zeit der Völkerwanderung vor allem um Markomannen und Quaden gehandelt, in denen die Vertreter der deutschnationalen Bewegung um 1900, die Germanen und Deutsche generell gleichsetzten, ihre eigenen Vorfahren zu erkennen glaubten.¹⁶ So wurden, in Annahme einer direkten Kontinuität, die Deutschen zu „Ureinwohnern“ Böhmens erklärt.¹⁷ Die Tschechen dagegen degradierte man zu Nachkommen „slawische[r] Zwischensiedler“,¹⁸ die das Gebiet nur „vorübergehend [...] überrannt“¹⁹ hätten, bevor nach kurzer Zeit die „Rückgermanisierung“ seit Karl dem Großen erfolgt sei.²⁰

Der Legitimierung deutschnationaler Besitzansprüche dienten vor allem zwei historische Argumentationsfiguren: der in großem Umfang von deutschen Siedlern getragene mittelalterliche Landesausbau in Ostmitteleuropa und die neuzeitliche Ansiedlung von Deutschen in diesem Raum. So hatten die nach Osten ziehenden Deutschen aus nationalistischer Perspektive nicht nur „den Fleiß und die Geschicklichkeit, den regen Familiensinn, die hohe Achtung der Frau [...] aus ihrer alten Heimat“²¹ mitgebracht – scheinbar alles bis dahin nicht vorhanden, da typisch deutsch –, sondern auch „die Geschenke der höheren Bildung“²² sowie das Symbol deutscher technischer Fortschrittlichkeit, als Zeichen kultureller Überlegenheit interpretiert: den „schwere[n] deutsche[n] Pflug“.²³ Die Deutschen erschienen in dieser Erzählung als Kulturmissionare und Erzieher, die das Zivilisationsniveau des Landes und der Menschen hoben. Wo sie sich niederließen, hätten sie zum einen unbewohnte Wildnis in „blühendes Kulturland“ verwandelt,²⁴ zum anderen die „Cul-

¹⁵ Hasse, Ernst: Deutsche Politik. Bd. 1: Heimatpolitik, H. 2: Die Besiedelung des deutschen Volksbodens. München 1905.

¹⁶ Wiwjorra, Ingo: Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumforschung des 19. Jahrhunderts. Darmstadt 2006, 54-66.

¹⁷ Hasse: Besiedelung des deutschen Volksbodens 31 (vgl. Anm. 15). – Vgl. Tiivik, Karl: Böhmen, Mähren und Schlesien. Mit einer Sprachenkarte. München 1898, 2 (Der Kampf um das Deutschtum 6).

¹⁸ Kirchbach, Wolfgang: Vom Böhmerwald. In: Das Deutschtum im Auslande 25 (März 1906) Nr. 3, Sp. 32-34, hier Sp. 32.

¹⁹ Hasse: Besiedelung des deutschen Volksbodens 31 (vgl. Anm. 15).

²⁰ Alldeutsche Blätter. Mitteilungen des Alldeutschen Verbandes 14 (18.6.1904) Nr. 25, 213. – Vgl. Hasse: Besiedelung des deutschen Volksbodens 11 (vgl. Anm. 15).

²¹ Kupido, Franz: Einiges über unsere Vorfahren in Nordmähren. In: Deutscher Volkskalender für das gesamte Jahr 1899, welches 365 Tage hat. Hg. v. Bund der Deutschen Nordmährens, 50-52, hier 50.

²² Einhart [Heinrich Claß]: Deutsche Geschichte. 8. Aufl. Leipzig 1919, 67.

²³ Handbuch des Deutschtums im Auslande. Adreßbuch der deutschen Auslandsschulen. Hg. v. Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Berlin 1904, 34. – Vgl. Deutschböhmerland. In: Deutschböhmen 19 (1.11.1913) Nr. 21, 257 f., hier 257. – Mitteilungen des Deutschen Böhmerwaldbundes 35 (Oktober 1893) 274.

²⁴ Wutte, Martin: Die Verbreitung der deutschen Sprache in Krain und im Küstenland. In: Südmark-Kalender auf das Jahr 1910. Ein Jahrbuch für Stadt und Land. Ausgabe Steiermark, 78-86, hier 79. – Handbuch des Deutschtums im Auslande 25 (Vgl. Anm. 23).

tivierung der Barbarenvölker“ auf sich genommen.²⁵ Im Mitteilungsblatt des Bundes der Deutschen in Böhmen, das seit 1911 den Titel „Deutschböhmen“ trug, las sich das für den böhmischen Fall folgendermaßen:

Tief lag einst das von den Tschechoslawen bewohnte Land zurück von der Kultur seiner Zeit. Da schob der deutsche Bauer seinen Pflug ein und brachte Blüte und Wohlstand. Ihm folgte der deutsche Mönch, der deutsche Bürger, Handwerker und Kaufmann, deutschem Besitztum und deutscher Kultur weite Grenzen ziehend.²⁶

Was man für diese „historischen Verdienste“ der Deutschen vor allem erwartete, war „dankbare [...] Anerkennung“,²⁷ und zwar sowohl des rechtlichen Anspruchs auf den „Besitz“ des von ihnen kultivierten Landes, des „deutschen Volksbodens“, als auch des ideellen Anspruchs auf die soziale, kulturelle und politische Führungsrolle in der Habsburgermonarchie, die sich auf die „gewaltige Kulturarbeit“ der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa stütze.²⁸ Seiner Schrift „Deutschböhmerland“ stellte Karl Schneider 1913 ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“ voran, das für diese historische Legitimation territorialer Besitzansprüche stand:

Wir haben diesen Boden uns erschaffen
 Durch uns'rer Hände Fleiß, den alten Wald,
 Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
 Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
 Die Brut der Drachen haben wir getötet,
 Die aus den Sümpfen pestgeschwollen stieg;
 Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
 Die ewig grau um diese Wildnis hing,
 Den harten Felsen gesprengt, über den Abgrund
 Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
 Unser ist durch tausendjährigen Besitz
 Der Boden – – –²⁹

Die technologische und wirtschaftliche Überlegenheit als Beleg der höheren kulturellen Entwicklungsstufe der Deutschen, vor allem gegenüber den im Süden und Osten Europas ansässigen Nationalitäten, war in der deutschnationalen Publizistik ein Topos, der nicht nur auf die Vergangenheit angewendet wurde, sondern auch den Blick auf die Zukunft prägte. Gerade Böhmen diente hierfür immer wieder als Beispiel. Die „Deutschböhmisches Ausstellung“ etwa, die 1906 in Reichenberg (Liberec) stattfand und die unter großem Aufwand vorbereitet worden war, sollte den Besuchern, die auch aus dem Deutschen Reich zahlreich erschienen waren, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und Unabhängigkeit „Deutschböhmens“ vor Augen führen.³⁰ So wurde dies etwa von Franz Bayer im Geleitwort der Zeitschrift „Deut-

²⁵ Vortrag über „Das Recht auf Schutzvereinsarbeit“, gehalten am Deutschen Abend der Ortsgruppe Königsberg des Allgemeinen Schulvereins, 21. März 1896. In: Das Deutschtum im Auslande 15 (Mai/Juni 1896) 4 f., hier 4. – Vgl. Mitteilungen des Deutschen Böhmerwaldbundes 53 (November 1910) 3.

²⁶ Deutschböhmen 19 (1.11.1913) Nr. 21, 257.

²⁷ Das Recht auf Schutzvereinsarbeit. In: Das Deutschtum im Auslande 15 (Mai/Juni 1896) 4 f., hier 4.

²⁸ Alldeutsche Blätter 20 (19.3.1910) Nr. 12, 96.

²⁹ Schneider, Karl: Deutschböhmerland. Teplitz-Schönau 1913, 1.

³⁰ Vier Jahre lang war diese Messe, für die unter anderem eigens eine große Ausstellungshalle gebaut wurde, vorbereitet worden. – Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der

sche Arbeit“ formuliert, der in der Ausstellung „eine mächtige Darbietung deutscher Kultur“ erkannte.³¹ Untersuchungen wie das umfangreiche Werk Heinrich Rauchbergs mit dem Titel „Der nationale Besitzstand in Böhmen“ oder die 1903 in der „Deutschen Volkszeitung“ aus Reichenberg anonym veröffentlichte Reihe „Deutschböhmen als Wirtschaftsgrößmacht“ sollten ebenfalls die kulturelle Überlegenheit der Deutschen und ihre Unabdingbarkeit für den österreichischen Staat belegen.³² Auch sie leisteten einen entscheidenden Beitrag zur Genese des Bewusstseins von einer durch Böhmen verlaufenden „Sprachgrenze“, die auch an wirtschaftlichen und sozialen Faktoren zu erkennen sei. Um dies nachzuweisen, wurden Wirtschafts- und Sozialstatistiken in Bezug zur staatlichen Umgangssprachenstatistik gesetzt, von der die nationale Zugehörigkeit abgeleitet wurde. Diese Gleichsetzung wurde zusätzlich durch Karten veranschaulicht. Das Konzept von „Deutschböhmen“ erhielt damit eine wirtschaftliche und soziale Fundierung sowie eine kartografische Repräsentation. Das Ergebnis der Untersuchung von Industrielleistung, Infrastruktur, landwirtschaftlicher Produktion und Steuerleistung erbrachte, dass „Deutschböhmen“ ein „vollkommen in sich verbundenes und abgeschlossenes Gebiet“ bilde, für welches „Tschechischböhmen nur Ballast und Hemmschuh“ darstelle.³³

Aus Sicht der nationalistischen Aktivisten legitimierte nicht nur die wirtschaftliche und gesellschaftlich-kulturelle Vorrangstellung der Deutschen deren Besitzansprüche auf das entsprechende Gebiet. Zu ihrer Konstruktion von „Deutschböhmen“ trug ebenso der Rückgriff auf geowissenschaftliche Vorstellungen der Zeit bei. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich die Geografie als wissenschaftliche Disziplin von der Staatenkunde in Richtung der Erforschung der „natürlichen Länder“ samt ihrer „natürlichen Grenzen“ entwickelt. Die Erdoberfläche, so die Annahme, sei in natürliche Kontinente, Länder und Landschaften unterteilt. Der in Deutschland vor allem durch Johann Gottfried Herder popularisierten Klimatheorie zufolge sollte mit dieser natürlichen Ordnung der Länder auch eine natürliche

Deutschen in Böhmen 5 (September 1906) Nr. 12, 461-464. – In der Deutschen Volkszeitung war die Ausstellung von Mai bis September das bestimmende Thema. – Vgl. Albrecht, Catherine: Economic Nationalism among German Bohemians. In: Nationalities Papers 24 (1996) 17-30.

³¹ Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen 5 (Mai 1906) Nr. 8, 13 f., hier 13.

³² Rauchberg, Heinrich: Der nationale Besitzstand in Böhmen. 3 Bde. Leipzig 1905. – Die Reihe „Deutschböhmen als Wirtschaftsgrößmacht“, die auch als Sonderabdruck veröffentlicht wurde, erregte viel Aufmerksamkeit in deutschnationalen Kreisen, siehe z. B. Alldeutsche Blätter 13 (7.11.1903) Nr. 45, 411 f. – Deutschböhmen als Wirtschaftsgrößmacht (Gekürzter Sonderabdruck aus der „Deutschen Volkszeitung“ in Reichenberg). 4 Bde. Reichenberg 1903. Der erste Teil der Fortsetzung „Das Deutschtum im Wirtschaftshaushalte Österreichs“ erschien 1905 in Buchform: Das Deutschtum im Wirtschaftshaushalte Österreichs. Ein Ausbaubersuch der Schrift „Deutschböhmen als Wirtschaftsgrößmacht“ für ganz Österreich, Teil I: Der Besitzstand der Deutschen in Österreich. Reichenberg 1905. – Nach Catherine Albrecht war der Autor der anonym veröffentlichten Schriften Anton Schubert. Vgl. Albrecht: Economic Nationalism 19 (vgl. Anm. 30).

³³ „Los von dem Minderwertigen, der unser Herr zu sein sich vermisst!“ lautete daher der Appell. Deutschböhmen als Wirtschaftsgrößmacht Bd. 1, 24 (vgl. Anm. 32).

Ordnung der Völker einhergehen. Die äußere, physische Natur, so die Vorstellung, beeinflusse die innere Natur, den Charakter seiner Bewohner. Zu jedem Land gehöre demnach ein spezifisches Volk.³⁴ Natürlich und vernünftig und damit das zu erstrebende Ziel aus Sicht der „Länderkunde“ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts war dabei die Übereinstimmung von ethnischen, natürlichen und politischen Grenzen.

In diesem Sinne zielten auch die deutschnationalen Bemühungen darauf ab, „Deutschböhmen“ als Teil des natürlichen Deutschland oder zumindest eines Mitteleuropa unter deutscher Vorherrschaft zu identifizieren. Die „geologische Beschaffenheit und die Entstehung des Bodens“, so liest man etwa im 1900 überarbeiteten und neu aufgelegten Buch „Das deutsche Land“ des Geografen Joseph August Kutzen, zwinge geradezu, Deutschland nicht auf das Deutsche Reich zu reduzieren, sondern dieses „bis zu seinen natürlichen Grenzen“ zu erfassen.³⁵ Dieser Begriff von Deutschland orientierte sich, trotz des geowissenschaftlichen Zugangs, vorrangig an sprachlichen Grenzen, wobei auch die von Holländern und belgischen Flamen bewohnten Gebiete zum deutschen Land gerechnet wurden, ebenso wie die deutschsprachigen Gebiete der Schweiz und Österreichs. Wurde dabei zunächst von der Sprache auf nationale Zugehörigkeit geschlossen, so wurde diese nationale Zuschreibung in einem zweiten Schritt auch auf das von Deutschsprachigen bewohnte Land übertragen. So subsumierte Kutzen unter die „mittleren Stufenlandschaften Deutschlands“ nicht nur das Fränkisch-Schwäbische und das Oberrheinische, sondern auch das Lothringische Stufenland sowie Niederösterreich und Böhmen mit Mähren.³⁶ Kennzeichnend für das deutsche Land, so die weit verbreitete Meinung, seien seine Mittellage und seine landschaftliche Vielgestaltigkeit. Beides schien sich in der kulturellen Vielfalt und dem politischen Partikularismus seiner Bewohner widerzuspiegeln. Indem die geophysische Differenziertheit allerdings zum Kennzeichen des natürlichen Deutschland – und in der Folge seiner Bewohner – erhoben wurde, trug diese wiederum zur Konstruktion seiner Einheit bei. Die Vielfalt von Land und Leuten wurde zum deutschen Charakteristikum erklärt, die eben nur in ihrer Gesamtheit ein harmonisches, ausgeglichenes Ganzes bilde. Der Individualität und dem Abwechslungsreichtum der deutschen Landschaften, die sich auch im Charakter der Menschen widerspiegeln, wurde als Gegenbild die als eintönig und gleichförmig wahrgenommene Ebene Osteuropas gegenübergestellt, die ebenfalls mit den Eigenschaften der sie bewohnenden Bevölkerung korreliere.³⁷

„Wohl in keinem gleich großen Erdenstück treffen so viele und mannigfaltige Stücke zusammen, um sich in ihrer Gesamtheit zu solch einem harmonischen Bilde

³⁴ Siehe hierzu ausführlich *Schulz, Hans-Dietrich*: Land – Volk – Staat. Der geografische Anteil an der „Erfindung“ der Nation. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 51 (2000) 4-16. – *Ders.*: Raumkonstrukte der klassischen deutschsprachigen Geographie des 19./20. Jahrhunderts im Kontext ihrer Zeit. In: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002) 343-377.

³⁵ *Kutzen, Joseph August*: Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. 4. Aufl. Breslau 1900, 7.

³⁶ *Ebenda* 190.

³⁷ *Schulz*: Land – Volk – Staat 12 f. (vgl. Anm. 33).

zu einen, wie gerade hier.“³⁸ Mit dieser Charakterisierung wollte der deutschnationale Böhme Karl Schneider das „Deutschböhmerland“ als typisch deutsch ausweisen. „Nicht eintönig hat diese oder jene Landschaftsform die Vorherrschaft. In rascher Folge lösen sie sich ab, stoßen hart aneinander, greifen ineinander und geben so ein wechselreiches Spiel.“³⁹ Das kleine Deutschböhmen erschien als Miniaturversion des größeren Deutschland.⁴⁰ Wie bei einem Puzzle wurden in beiden Fällen alle individuellen Teillandschaften benötigt, um das natürliche, in sich abgeschlossene Ganze zu bilden. Nur zusammen ergaben in dieser Vorstellung der Böhmerwald, das Riesengebirge, das Hochland von Eger (Cheb), die Tiefebene bei Komotau (Chomutov) und Brüx (Most) usw. eine ausgewogene Einheit. Obwohl zunächst auf sprachlich-ethnischer Basis konstruiert, stellte „Deutschböhmen“, wie Schneider bemüht war nachzuweisen, einen scharf umrissenen „ethnographische[n], geographische[n] Komplex“ dar.⁴¹ Sein Anliegen war es, „den Begriff des landschaftlichen Deutschböhmens als geographische Individualität auch dem Fernstehenden vor Augen zu führen“.⁴²

Der Festigung und Perpetuierung dieses Bevölkerung und Natur umfassenden Konzepts diente auch das Verfassen von Berichten über deutsche Reiseziele. Bereits vor dem Einsetzen der ersten Reisewellen hatten sich Reiseberichte, die Kenntnisse über fremde Länder vermittelten, in bürgerlichen Kreisen großer Beliebtheit erfreut.⁴³ Auch in der deutschnationalen Publizistik war schon vor der Propagierung eines nationalbewussten Reiseverhaltens das Genre des „Kultur- und Landschaftsbildes“ fest verankert. Ein solches Regional- oder Stadtporträt umfasste in der Regel Informationen zu Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Architektur und Stadtbild, Landschaft und gesellschaftlichem Leben. Das Ziel, das allen diesen Darstellungen zu Grunde lag, war die Präsentation „deutschen Wesens“ in verschiedenen Gebieten. In ihrer Gesamtheit sollten diese Erzählungen ein Bewusstsein nationaler Zusammengehörigkeit schaffen, denn jedem regionalen Brauch, der beschrieben wurde, jedem Stadtbild und jeder Landschaft wurde „deutscher Charakter“ zugesprochen. Diese „Kultur- und Landschaftsbilder“ fanden sich im Feuilleton der Tages- oder Wochen-

³⁸ *Schneider*: Deutschböhmerland 126 (vgl. Anm. 28).

³⁹ *Ebenda*.

⁴⁰ Auch mit Blick auf die Mundart der deutschsprachigen Böhmen konnte diese Vorstellung „bestätigt“ werden. Der Bericht der Ostdeutschen Rundschau über die Jahresversammlung des Bundes der Deutschen in Böhmen erläuterte etwa: „Da ist wirklich ganz Deutschböhmen vertreten: die fränkischen Laute der Egerländer Mundart lassen sich vernehmen neben der dem obersächsischen, beziehungsweise dem schlesischen Zweige angehörenden Sprechweise Nordwestböhmens und der Iser- und Riesengebirgsgaue, und die bajuvarischen Worte der Böhmerwälder vervollständigen das Sprachbild, welches Deutschböhmen zu einem ‚Deutschland im Kleinen‘ macht.“ In: Ostdeutsche Rundschau (14.8.1900) Nr. 223, 1–3, hier 1.

⁴¹ *Schneider*: Deutschböhmerland 46 (vgl. Anm. 29).

⁴² *Ebenda*.

⁴³ Vgl. *Wollbring*, Barbara: „Auch in Arkadien!“ Die bürgerliche Kunst- und Bildungsreise im 19. Jahrhundert. In: *Hein*, Dieter/*Schultz*, Andreas (Hgg.): Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt. Lothar Gall zum 60. Geburtstag. München 1996, 82–101, hier 88.

presse, aber vor allem in den Zeitschriften der nationalistischen Vereine.⁴⁴ Auch die Flugschriftenreihe „Der Kampf um das Deutschtum“ des Alldeutschen Verbandes, in der „Experten“ den reichsdeutschen Lesern eine ausgewählte „deutsche“ Gegend vorstellten, diente diesem Zweck.⁴⁵

Um die Jahrhundertwende hatten die deutschnationalen Vereine in Österreich und dem Deutschen Reich den expandierenden bürgerlichen Tourismus als Handlungsfeld entdeckt. Die Totalität ihres Nationsverständnisses machte vor privatem Reiseverhalten nicht halt: Was als Befreiung von alltäglichen Verpflichtungen gedacht war, sollte nach den Vorstellungen der Aktivisten einer nationalen Pflicht untergeordnet werden. Anstatt „ohne Zweck internationale Kurorte, fremdsprachliche Gegenden auf[zu]suchen“, sollte „auch die Vergnügungsreise in den Dienst der nationalen Sache“ gestellt werden, indem man deutsche „Volksgenossen“ an den „Sprachgrenzen“ besuchte.⁴⁶ Die Deutung sprachlicher Grenzgebiete als Frontlinien im nationalen Kampf teilte die deutschsprachige Bevölkerung in Zentrum und Peripherie, so dass eine an der „nationalen Front“ kämpfende Minderheit einem in Sicherheit lebenden Hinterland gegenüberstand. Nicht nur in der reichsdeutschen, sondern auch in der deutschösterreichischen Publizistik positionierte man sich dabei mehrheitlich in der Rolle des Frontbesuchers, nicht des Frontkämpfers. Vor dem Hintergrund dieser Deutungsfolie erklärt sich das Verpflichtungsgefühl gegenüber den „national bedrängten Brüdern“, die nicht nur für sich, sondern auch für den Schutz der nationalen Existenz des Hinterlandes kämpften. Dies brachte wiederum die Verpflichtung für das Hinterland mit sich, „seine Kämpfer“ moralisch und finanziell zu unterstützen.⁴⁷

In den gemischtsprachigen Gebieten selbst, die als Zonen des Zusammenpralls einander verfeindeter Nationalitäten gedeutet wurden, musste zunächst einmal das Bewusstsein einer nationalen Zugehörigkeit gefördert werden. Deutlich wird dies etwa, wenn die Mitglieder des Bundes der Deutschen in Böhmen dazu aufgefordert wurden, „die national gefährdeten Teile“ des Landes „mit deutschem Sinn“ zu „durchwander[n] und beleb[en]“. ⁴⁸ Offensichtlich bedurfte es zunächst der nationalen Bewusstwerdung einer Bevölkerung, die doch nach dem Konzept nationaler Aktivisten längst mitten im Kampf stand.

Seit der Jahrhundertwende stieg man von deutschnationaler Seite direkt in das Tourismusgeschäft ein, zum einen durch organisierte Gruppenreisen, zum anderen

⁴⁴ Z. B. die Serie „Einiges über Iglau (Eine deutsche Sprachinsel)“. In: Ostdeutsche Rundschau (26.3.1893) Nr. 13, 4 f. – *Ebenda* (2.4.1893) Nr. 14, 6 f. – *Ebenda* (9.4.1893) Nr. 15, 5 f. – *Ebenda* (23.4.1893) Nr. 16, 4-6. – Teschen. (Städtebild). In: Nordmark-Kalender für das Deutsche Volk in Schlesien. 1900. Hg. vom Deutschen Schutzverein „Nordmark“, 99-102. – *Robmeyer*, Wilhelm: Neuerwachendes Deutschtum in Südtirol. In: Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten 5 (1906) Nr. 5, 166-169.

⁴⁵ Der Kampf um das Deutschtum. Nr. 1-19, München 1897-1911.

⁴⁶ Das Deutschtum im Auslande 22 (August 1903) Nr. 8, 116. – *Jahne*, L.: Deutsches Wesen in den Karawanken. In: Alldeutsche Blätter 14 (21.5.1904) Nr. 21, 175 f., hier 175.

⁴⁷ Aufruf des Deutschen Volksrats in Böhmen an die deutschen Studenten. In: Das Deutschtum im Auslande 24 (August 1905) Nr. 8, Sp. 110. – *Korschelt*, Otto: Auf nach Böhmen! In: Das Deutschtum im Auslande 24 (März 1905) Nr. 3, Sp. 34 f.

⁴⁸ Mitteilungen des Bundes der Deutschen in Böhmen 17 (1.12.1911) Nr. 23, 286.

durch die Herausgabe von nationalistischen Reiseführern. Vorreiter war der Deutsche Böhmerwaldbund, der bereits seit 1888 einen Führer durch den Böhmerwald publizierte und sich darüber hinaus stark im Tourismusbereich engagierte.⁴⁹ Großen Absatz fand auch der vom Landesverband für Fremdenverkehr in Deutschböhmen publizierte Führer „Durch Deutschböhmen“, dessen dritte Auflage 1910 ganze 20000 Exemplare umfasste, oder die vom Plauener Zemmrich herausgegebene Schrift „Sprachgrenze und Deutschtum in Böhmen“.⁵⁰ „Durch Deutschböhmen“ und der Reiseführer des Böhmerwaldbundes mieden konsequent das „andere“ Böhmen, mit der Folge, dass der Tourist nicht unbedingt den schnellsten Reiseweg empfohlen bekam, sondern den, bei dem er nicht gezwungen war, „Deutschböhmen“ zu verlassen.⁵¹ Dem Leser wurde der Eindruck vermittelt, dass es sich bei den beschriebenen Gebieten um historisch, kulturell, wirtschaftlich und sozial rein deutsch geprägte handelte, deren abwechslungsreiche landschaftliche Schönheit ergänzt werde durch fleißige, gastfreundliche Bewohner. Die Anwesenheit einer anderen sprachlichen und ethnischen Gruppe war dagegen höchstens zu erahnen. Während „Durch Deutschböhmen“ mit seiner Auswahl der beschriebenen Gebiete dazu beitrug, seinen Gegenstand geografisch zu fixieren, tat dies Zemmrich, indem er dessen Grenze literarisch abschnitt. Wie stand es um die umstrittenen Grenzposten? Drohten sie verloren zu gehen, oder war die deutsche Stellung gut gesichert durch deutsche lokale Honoratioren oder eine deutsche Schule? Bis auf den Kilometer genau wurde der Leser informiert, wo die „Sprachgrenze“ verlief und damit, bis wohin sich „Deutschböhmen“ ausdehnte.

Unabhängig jedoch davon, ob der Leser der vielen nationalistischen Reiseberichte und -führer, der „Kultur- und Landschaftsbilder“ letztlich selbst zum Touristen wurde, hatte er diese Gegenden gedanklich bereits besucht und ein Bild von ihnen im Kopf. Als fiktive Reise aufgebaute Aufsätze, die den Leser an der Fahrt des Autors teilhaben ließen, sollten auch ohne die reale Erfahrung deren Eindrücke vermitteln. Dieses Ziel wurde auch mit der Verbreitung von fertig produzierten Lichtbildvorträgen, wie sie etwa der Allgemeine Deutsche Schulverein im Deutschen Reich anbot, verfolgt. Diaserien mit ausgearbeiteten Vorträgen sollten es den Orts-

⁴⁹ Führer durch den Böhmerwald (österreichische und bairische Anteile) und das deutsche Südböhmen. Hg. v. Deutschen Böhmerwaldbund, Nachdr. der Ausg. Budweis 1888, Passau 1997. – Der Deutsche Böhmerwaldbund widmete sich u. a. der Wiederbelebung des Passionsspiels in Höritz (Hořice na Šumavě), das zwischen 8000 und 20000 Menschen in den Böhmerwald lockte und in deutschnationalen Kreisen weithin bekannt war. Ausführlicher hierzu: Judson, Pieter M.: The Bohemian Oberammergau: Nationalist Tourism in the Austrian Empire. In: *Ders./Rozenblit, Marsha* (Hgg.): *Constructing Nationalities in East Central Europe*. Oxford 2005, 89-106.

⁵⁰ Durch Deutschböhmen. Die Weltbäder, Sommerfrischen, Fremden- und Touristenorte Deutschböhmens. Hg. v. Landesverband für Fremdenverkehr in Deutschböhmen, Karlsbad 1910. Der Führer war 1906 zum ersten Mal erschienen und war bis 1910 bereits 22 000 Mal verkauft worden.

⁵¹ Vgl. Judson, Pieter: „Every German visitor has a völkisch obligation he must fulfill“: Nationalist Tourism in the Austrian Empire, 1880-1918. In: *Kosbar, Rudy* (Hg.): *Histories of Leisure*. Oxford, New York 2002, 147-168, hier 153. – *Ders.*: *Guardians of the Nation* 152-154 (vgl. Anm. 13).

gruppen des Vereins erleichtern, Interessierte auf eine „Wanderung an der Sprachgrenze“ mitzunehmen. Angeboten wurden 1905 unter anderem die Serien „Im böhmischen Paradies“ und „Rings um das Tschechenland“.⁵²

Die Darstellung des „deutschen“ Landes und seiner Bewohner folgte dabei einem Schema, welches das deutsche Sprachgebiet zum natürlichen Lebensraum der eigenen Ethnie machte. Mensch und Natur spiegelten sich wechselseitig wider: Als die „landschaftlich hervorragendsten“ Gebiete wurden stets die deutschsprachigen wahrgenommen und präsentiert.⁵³ Die deutschen Städte, so ein reichsdeutscher Reisebericht über den „deutschen Böhmerwald“, würden sich „vorteilhaft vor [sic!] den benachbarten tschechischen Ansiedlungen“ abheben.⁵⁴ In der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Schulvereins vermittelte unter anderem das Ehepaar Korschelt aus Dresden ein derart bipolares Bild Böhmens: Handelte es sich um „deutsches Land“, so wurde ausführlich dessen herausragende landschaftliche Schönheit beschrieben: „Herrliche Seen“, „interessante Bergspitzen“, gepaart mit „Ueppigkeit des Waldes“ und „Fruchtbarkeit“, ließen Otto Korschelt „das deutsche Sprachgebiet Böhmens“ zu den „landschaftlich schönsten Gebieten deutscher Zunge“ zählen, wohingegen die mehrheitlich tschechischsprachigen Gegenden seiner Meinung nach auch „landschaftlich nichts Hervorragendes“ zu bieten hätten. Lediglich aus „nationalen Gründen“ könne man den Besuch der dort liegenden deutschen Sprachinseln empfehlen.⁵⁵ Auch Karl Schneider vertrat die Ansicht, dass diese Gegenden „landschaftlich wenig Reizvolles“ zu bieten hätten, dass hier außerdem „das Treiben der Leute“ dem „monotonen Landschaftsbild“ entspreche.⁵⁶ Die Reiseeindrücke Ida Korschelts, die mit Franz Perko vom Wiener Deutschen Schulverein Schulen und Kindergärten „an der westböhmisches Sprachgrenze“ besuchte, ergänzten die Darstellung ihres Mannes: Traf sie auf deutsche Schulkinder, stach ihr deren ärmliche, aber doch saubere und ordentliche Kleidung ins Auge. Die deutschen Schulhäuser und Ortschaften machten vor allem durch ihre Sauberkeit und Gepflegtheit Eindruck auf sie. Auch wenn Korschelt deren Umgebung nicht genauer beschrieb, vermittelte sie implizit doch sehr deutlich, dass es sich hierbei aus ihrer Sicht um Inseln „deutscher Sauberkeit und Ordnung“ handelte.⁵⁷

Die deutschnationalen „Kultur- und Landschaftsbilder“, Reiseberichte und Reiseführer trugen dazu bei, territoriale Ansprüche zu legitimieren und traditionell gemischtsprachige Gebiete als ursprünglich deutsch umzudefinieren.⁵⁸ Dabei verbanden sie historische, kulturelle und geografische Argumentationen. Sie machten

⁵² Das Deutschtum im Auslande 24 (Januar 1905) Nr. 1, Sp. 6 f.

⁵³ Aufruf des Deutschen Volksrates für Böhmen „An die Deutsche Studentenschaft“. In: Das Deutschtum im Auslande 24 (August 1905) Nr. 8, Sp. 110.

⁵⁴ Nagel, Hans Wolfgang: Der deutsche Böhmerwald. In: Das Deutschtum im Auslande 24 (August 1905) Nr. 8, Sp. 124-16, hier Sp. 125.

⁵⁵ Korschelt, Otto: Auf nach Böhmen! In: Das Deutschtum im Auslande 24 (März 1905) Nr. 3, Sp. 34 f.

⁵⁶ Schneider: Deutschböhmerland 49 (vgl. Anm. 29).

⁵⁷ Korschelt, Ida: Wanderungen an der westböhmisches Sprachgrenze. In: Das Deutschtum im Auslande 24 (Oktober 1905) Nr. 10, Sp. 131-135.

⁵⁸ Vgl. Judson, Pieter: „Every German visitor has a völkisch obligation he must fulfill“ 153 (vgl. Anm. 51).

für ihre Leser das Konzept der „Sprachgrenze“, und damit das eines von „Tschechischböhmen“ zu unterscheidenden „Deutschböhmen“ sichtbar und real. Diese imaginäre Grenze wurde mit Bedeutung versehen und für den Reisenden im wahren Sinne des Wortes „erfahrbar“.

Die Befestigung des als deutsch definierten Raumes „Deutschböhmen“ nach innen wurde von deutschnationaler Seite auch durch eine ausgeprägte Symbolik betrieben. Gerade in den sprachlichen Grenz- und Mischgebieten Böhmens sollten Denkmäler und Gedenktafeln als steinerne Nachweise für den „deutschen Charakter“ eines Ortes dienen. Auch das von Deutschen erbaute Rathaus oder die nach bedeutenden deutschen Politikern oder Künstlern benannten Plätze und Straßen sollten den „deutschen Charakter“ einer Stadt bestätigen und im öffentlichen Raum sichtbar machen. Zusammengenommen bildeten diese Orte den kollektiven Gedächtnisraum „deutscher“ Koordinaten einer Stadt, die bei deutschnationalen Feiern Stationen der Abschreitung des Raumes bildeten. Der Festzug durch die Stadt sowie die Einweihung eines Denkmals oder einer Gedenktafel waren dementsprechend elementare Bestandteile deutschnationaler Feiern in Böhmen, ebenso wie in anderen von Nationalisten umkämpften Gebieten Österreichs.

Besonders beliebt als „deutsche“ Symbole waren Joseph II., Bismarck- oder Schillerdenkmäler. In ihrer Funktion waren die Denkmäler verehrter Persönlichkeiten letztlich auf diesen einen Aspekt reduziert: Sie dienten der nationalen Codierung ihres Standortes und seiner Umgebung. Dass die errichteten „deutschen“ Denkmäler keineswegs das symbolische Zeugnis einer sozialen und nationalen Wirklichkeit darstellten, sondern vielmehr Ausdruck eines – aus deutschnationaler Perspektive – idealen Zustandes waren und als Auftrag verstanden wurden, dieses Ideal in die Realität umzusetzen, soll ein Beispiel aus Prachatitz (Prachatice) verdeutlichen:

In dieser Kleinstadt im traditionell gemischtsprachigen Böhmerwald wurde 1905 im Rahmen der jährlichen Hauptversammlung des Deutschen Böhmerwaldbundes auf einer Anhöhe „mit der schönsten Aussicht auf die Stadt“ ein Schillerdenkmal eingeweiht.⁵⁹ Das Denkmal, ein Bronzerelief, wurde ergänzt durch eine Marmor-tafel, die an die Schutzvereinastagung erinnern sollte und die Inschrift trug: „Schiller-felsen. 1805-1905“. Das Provokante an dieser Tafel war nicht, dass sie an den 100. Todestag des Dichters erinnerte, sondern vielmehr die Bezeichnung „Schiller-felsen“, denn dieser Name war erst im Zusammenhang mit der Denkmalserrichtung eingeführt worden. Bis dahin war der Felsen unter dem Namen „Žižkova skalka“ („Zischka-Felsen“) oder „Husova skalka“ („Hus-Felsen“) bekannt gewesen.⁶⁰ Hier

⁵⁹ Bericht über die Hauptversammlung durch den reichsdeutschen Vertreter Putz. In: *Das Deutschtum im Auslande* 24 (November 1905) Nr. 11, Sp. 150.

⁶⁰ Sowohl Jan Hus, der religiöse Reformator Böhmens, als auch Jan Žižka von Trocnov (z Trocnova), Anführer in den Hussitenkriegen, zählten zu den wichtigsten Symbolen tschechischer Nationalisten. Dabei trat vor allem bei Hus dessen religiöse Bedeutung hinter die nationale Bedeutungszuschreibung zurück. Vgl. *Hoensch, Jörg K.: Geschichte Böhmens. Von der slavischen Landnahme bis zur Gegenwart*. 3. Aufl. München 1997, 135-153. – Ausführlicher zu Jan Hus und Joseph II. in ihrer symbolischen Bedeutung im Böhmen des 19. und 20. Jahrhunderts siehe *Paces, Cynthia/Wingfield, Nancy M.: The Sacred and the*

wurde also nicht nur ein deutsches Symbol als Markstein errichtet, sondern zugleich der Versuch unternommen, damit die Natur national neu zu besetzen. Bereits auf dem Begrüßungsabend der Versammlung wurde von mehreren Rednern auf die „Wichtigkeit der heiß umstrittenen Stadt Prachatitz als deutschen Besitzstandes [sic!]“ hingewiesen.⁶¹ Der Kampf um die Machtverhältnisse innerhalb der Stadt, der weniger zwischen den Nationen als zwischen Nationalisten ausgetragen wurde, fand nicht zuletzt auf dem Feld der Symbolik statt. Die konkurrierenden Ansprüche auf den Raum trugen in diesem wie in anderen Fällen zur Verschärfung der Konflikte bei:⁶² „Das ist unser Besitz, den lassen wir uns nicht rauben!“ sprach Bürgermeister Johann Zdiarsky drohend in Richtung der „nationalen Gegner“.⁶³

Die Einweihung der Gedenktafel wurde als nationale Feier inszeniert. Der Festzug der lokalen und regionalen Honoratioren begann in der Stadt, die nach dem Festbericht im „traute[n] Dreiklang der deutschen Farben“ dekoriert war, und machte zunächst Halt auf der „Schillerhöhe“. Diesen Namen hatte auch der reichsdeutsche Vertreter Putz in seine Berichte für die Vereinszeitschriften des Alldeutschen Verbandes und des Allgemeinen Deutschen Schulvereins übernommen. Mit Böllerschüssen machte man akustisch auf sich aufmerksam. Nach der Niederlegung von Kränzen bewegte sich der Zug zurück in die Stadt. Am Denkmal Josephs II. wurde erneut Aufstellung bezogen, das Bismarcklied gesungen und es wurden Kränze niedergelegt. „Unter Heilrufen“ begab man sich schließlich zum Gebäude des Turnvereins, wo die Feierlichkeit dank guter Organisation pünktlich beginnen konnte.⁶⁴ Was hier der Außenwelt, aber auch der eigenen Wir-Gruppe vorgeführt wurde, war die Inszenierung einer von deutscher bürgerlicher Kultur geprägten Stadt im „deutschen Böhmerwald“. Man hatte einen weiteren unübersehbaren Beweis für den „deutschen Charakter“ geliefert, der zudem als Zukunftsgarantie dienen sollte. Nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich – „für alle Zukunft“ – sollte er als „deutscher Ort“ codiert werden.

Wie sehr sich die Vorstellung von „Deutschböhmen“ gefestigt hatte, zeigte sich schließlich am Ende des Ersten Weltkriegs, als die Habsburgermonarchie unter der Formel vom Selbstbestimmungsrecht der Völker in eine Vielzahl so genannter Nationalstaaten aufgeteilt wurde. Bereits während des Krieges war von deutschböhmischer Seite die Forderung nach nationaler Abgrenzung bis hin zur Schaffung einer völlig selbstständigen Provinz „Deutschböhmen“ innerhalb des österreichischen

Profane: Religion and Nationalism in the Bohemian Lands, 1880-1920. In: *Judson/Rosenblit: Constructing Nationalities* 107-126 (vgl. Anm. 49). – Heute lautet der offizielle Name des Aussichtspunktes bei Prachatitz „Žižkova skalka“: http://www.prachatice.cz/n_pamatky_detail.html?PID=63&LANG=3 (letzter Zugriff 27.11.08).

⁶¹ Bericht über die 21. Hauptversammlung des deutschen Böhmerwaldbundes am 27. August 1905 in Prachatitz. In: *Mitteilungen des Deutschen Böhmerwaldbundes* 48 (September 1905) 1-10, hier 2 f.

⁶² *Stachel, Peter: Stadtpläne als politische Zeichensysteme. Symbolische Einschreibungen in den öffentlichen Raum.* In: *Jaworski, Rudolf/Stachel, Peter (Hgg.): Die Besetzung des öffentlichen Raumes. Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich.* Berlin 2007, 13-60, hier 21.

⁶³ *Mitteilungen des Deutschen Böhmerwaldbundes* 48 (September 1905) 6.

⁶⁴ *Ebenda* 5 f.

Staates ausgedehnt und zum Schutz des „Volksbodens“ zur Gründung so genannter Bodenschutzgenossenschaften aufgerufen worden.⁶⁵ Nach der Gründung des tschechoslowakischen Nationalausschusses am 28. Oktober 1918 nahmen deutschböhmi-sche Politiker weiterhin an der Nationalversammlung für den zu gründenden Staat „Deutsch-Österreich“ teil.⁶⁶ Diese beanspruchte die Herrschaftsgewalt über „das ganze deutsche Siedlungsgebiet, insbesondere [...] auch in den Sudetenländern.“⁶⁷

Am 29. Oktober 1918 erklärten die deutschböhmi-schen Abgeordneten in Wien „Deutsch-Böhmen“ zur „eigenberechtigte[n] Provinz des Staates Deutsch-Österreich“, dessen baldigen Anschluss an das Deutsche Reich man erhoffe.⁶⁸ Am 3. November 1918 verkündete die Deutsche Volkszeitung aus Reichenberg die Über-nahme der Geschäfte der Deutschböhmi-schen Landesregierung durch Landeshaupt-mann Raphael Pacher.⁶⁹ In derselben Ausgabe wurden alle deutschen Einwohner Böhmens dazu aufgerufen, zum „Schutz der Heimat“ dem in der Gründung begrif-fenen „deutschböhmi-sche[n] Volksheer“ beizutreten.⁷⁰ Am selben Tag begann die nahezu widerstandslose Besetzung der als „Deutschböhmen“ proklamierten Gebiete durch tschechische Truppen.⁷¹ Die deutschböhmi-sche Landesregierung verließ am 11. Dezember 1918 Reichenberg und ging nach Wien ins Exil.⁷²

⁶⁵ Deutschböhmen 23 (22.7.1917) Nr. 29, 228. – *Ebenda* 24 (4.8.1918) Nr. 31, 173. – *Ebenda* 24 (27.10.1918) Nr. 43, 225. – Nur wenige hatten, wie der anonyme Autor der Schrift „Deutschböhmen als Wirtschaftsgroßmacht“, diese Forderung bereits vor dem Krieg er-hoben.

⁶⁶ *LeCaine Agnew*, Hugh: The Czechs and the Lands of the Bohemian Crown. Stanford 2004, 170-172. – *Hoensch*: Geschichte der Tschechoslowakei 26-29 (vgl. Anm. 6). – *Habel*, Fritz Peter: Dokumente zur Sudetenfrage. Unerledigte Geschichte. 5. Aufl. München 2005, 233-235.

⁶⁷ Zitiert nach *ebenda* 233.

⁶⁸ Zitiert nach *ebenda* 235 f., hier 236. – *Hoensch*: Geschichte der Tschechoslowakei 32 (vgl. Anm. 6). – *Brügel*, Johann Wolfgang: Tschechen und Deutsche. 1918-1938. München 1967, 48-51. – Die südböhmischen Bezirke mit deutschsprachiger Bevölkerung wurden allerdings nicht miteinbezogen. Sie schlossen sich am 3. November zum „Böhmerwaldgau“ zusam-men und beschlossen dessen Anschluss an Oberösterreich. Vgl. *ebenda* 49. – *Prinz*, Friedrich: Geschichte Böhmens. 1848-1948. München 1988, 377. – Siehe hierzu auch *von Auen*, Rudolf Lodgman: Für die Selbstbestimmung Deutschböhmens. Wien 1919 (Flug-blätter für Deutschösterreichs Recht 7).

⁶⁹ Pacher übte seine Funktion allerdings nie aus und wurde am 5. November in Österreich zum Staatssekretär für Unterricht ernannt. Sein Amt übernahm Rudolf Lodgmann von Auen, Landeshauptmannstellvertreter war der Sozialdemokrat Josef Seliger. Vgl. *Brügel*: Tschechen und Deutsche 49 (vgl. Anm. 68). – *Zefner*, Klaus: Josef Seliger und die nationa-le Frage in Böhmen. Eine Untersuchung über die nationale Politik der deutschböhmi-schen Sozialdemokratie 1899-1920. Stuttgart 1976, 121-125.

⁷⁰ Deutsche Volkszeitung (3.11.1918) Nr. 293, 1. – Siehe hierzu *Brügel*: Tschechen und Deut-sche 47-51 (vgl. Anm. 68). – *Prinz*: Geschichte Böhmens 377 f. (vgl. Anm. 68).

⁷¹ Vgl. *Habel*: Dokumente zur Sudetenfrage 236-238 (vgl. Anm. 66). – *Hoensch*: Geschichte der Tschechoslowakei 32 f. (vgl. Anm. 6).

⁷² Vgl. *Brügel*: Tschechen und Deutsche 58-62 (vgl. Anm. 68).

ADEL UND ARMENFÜRSORGE IN BÖHMEN (1848-1914)*

Vor einigen Jahren beklagte Dieter Hein, dass die geringe Beachtung, die Stiftungen im 19. Jahrhundert in der Literatur gefunden hätten, „in denkbar stärkstem Kontrast“ zu ihrer Verbreitung und Bedeutung stünde.¹ Gedacht war bei dieser Aussage an bürgerliche Stiftungen. Noch ungünstiger stellt sich die Situation jedoch dar, wenn nach adeligen Stiftungen gefragt wird, zumal nach solchen, die sich nicht der mäzenatischen Förderung der Hochkultur widmeten, etwa im Rahmen der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, des Vereins zur Beförderung der Tonkunst in Böhmen, des Stände- sowie des Nationaltheaters in Prag oder des Landesmuseums, das heute das tschechische Nationalmuseum beherbergt.² Jene adeligen Institutionen, die im ländlichen Raum als Armenstiftungen oder mit karitativer Zielsetzung wirkten, haben bisher ebenso wenig Aufmerksamkeit gefunden wie das Phänomen der ländlichen Armut und ihrer Bekämpfung, obwohl es zwischen beiden durchaus Berührungspunkte gibt, wie der folgende Beitrag zeigen soll.

Konkret wird es darum gehen, private adelige Armenstiftungen als einen der Pfeiler eines dualen Systems öffentlicher und privater Fürsorge vorzustellen. Auch am böhmischen Beispiel zeigt sich, dass die kommunale Armenfürsorge unzulänglich und daher auf private Mittel angewiesen war. Dies bedeutete jedoch nicht, dass es kein Spannungsverhältnis zwischen den verschiedenen „Anbietern“ von Armenhilfe gegeben hätte. Konflikte entstanden nicht zuletzt dadurch, dass adelige Wohl-

* Dieser Beitrag entstand auf der Basis von Archivrecherchen, die im Rahmen des Projektes „Transformation der gesellschaftlichen Eliten im Modernisierungsprozess. Adel in den böhmischen Ländern, 1749-1948“ der Karlsuniversität Prag durchgeführt wurden. Grantová agentura České republiky (GA ČR, Tschechische Forschungsgemeinschaft) Projekt Nr. 404/04/0233.

¹ Hein, Dieter: Das Stiftungswesen als Instrument bürgerlichen Handelns im 19. Jahrhundert. In: *Kirchgässner, Bernhard/Becht, Hans-Peter* (Hgg.): *Stadt und Mäzenatentum*. Sigmaringen 1997, 75-92, 76 (Stadt in der Geschichte 23). – Zum bürgerlichen Mäzenatentum siehe ferner *Frey, Manuel*: *Macht und Moral des Schenkens. Staat und bürgerliche Mäzene vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin 1999 (Bürgerlichkeit, Wertewandel, Mäzenatentum 4).

² *Bezečný, Zdeněk*: *Příliš uzavřená společnost. Orličtí Schwarzenbergové a šlechtická společnost v Čechách v druhé polovině 19. a na počátku 20. století* [Eine allzu geschlossene Gesellschaft. Die Worliker Linie der Fürsten Schwarzenberg und die adelige Gesellschaft in Böhmen in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts]. České Budějovice 2005, 115-118 (Monographia historica 5). – Zu den beiden Theatern *Ther, Philipp*: *In der Mitte der Gesellschaft. Operntheater in Zentraleuropa 1815-1914*. Wien, München 2006, 261-263 (Die Gesellschaft der Oper. Die Musikkultur europäischer Metropolen im 19. und 20. Jahrhundert 1). – Zum Nationalmuseum *Hanke, Gerhard*: *Das Zeitalter des Zentralismus 1740 bis 1848*. In: *Bosl, Karl* (Hg.): *Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder*. Bd. 2. Stuttgart 1974, 415-647, 632-634.

tätigkeit auch als spezifische Herrschaftstechnik in einer Zeit zu verstehen ist, in der rechtliche Privilegien nicht mehr bestanden, wohl aber eine kulturelle Hegemonie des Adels. Illustriert werden soll diese These am Beispiel der Czerninschen Armenstiftung. Zuvor jedoch mögen einige Ausführungen zur Bedeutung des grundbesitzenden Adels in Böhmen der Einführung dienen.

Der böhmische Adel und die ländliche Gesellschaft: Ländlicher Arbeitgeber, größter Steuerzahler in den Gemeinden und „Wohltäter“

Böhmen zeichnete sich im 19. Jahrhundert im Gegensatz zu den verschiedenen deutschen Territorien dadurch aus, dass es als Adelslandschaft eine relativ hohe Homogenität aufwies. Der böhmische (wie auch der mährische) Adel³ bestand überwiegend aus einer relativ kleinen, strikt exklusiven Gruppe von Aristokraten. Ein verminderter Kleinadel fehlte, anders als in anderen Regionen der Habsburgermonarchie oder auch des Deutschen Reiches, fast vollständig. Dieser Gruppe von Hochadeligen gehörte auch im späten 19. Jahrhundert noch etwa ein Drittel des Grund und Bodens. An der Spitze der Einkommenspyramide stand mit einem Besitz von 178 000 Hektar die Primogenitur der Fürsten Schwarzenberg. Insgesamt handelte es sich in Böhmen um einen flächenhaften Großgrundbesitz mit ehemaligen Herrschaften, die nicht selten 15 000 und mehr Hektar umfassten. Die Revolution von 1848 hatte zwar die altständischen Herrschaftsrechte beseitigt, die Eigentumsrechte an diesen Besitzungen jedoch unangetastet gelassen.⁴

Typisch für diese Güter war bereits im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert ein hoher Anteil dominikalen Ackerlands, der nicht verpachtet, sondern selbst bewirtschaftet wurde. Diese Gutswirtschaften kannten verschiedene Phasen der Modernisierung, so etwa im frühen 19. Jahrhundert, als viele adelige Besitzer zu den Methoden des rationalen Landbaus übergingen und die bestehende Robot auf der Basis von freiwilligen Vereinbarungen ablösten, da sie mit der zunehmend marktorientierten Produktionsweise nicht mehr kompatibel war. Nach 1848 wiederum wurden die Ablösesummen vielfach in die weitere Modernisierung und Mechanisierung der Güter investiert.⁵

³ Einen Überblick über die aktuelle Forschung zum böhmischen Adel bietet: Tönsmeier, Tatjana: Der böhmische Adel zwischen Revolution und Reform 1848-1918/21. Ein Forschungsbericht. In: *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006) 364-384. – Die Forschung hat sich ferner auch der Geschichte des böhmischen Adels in der Frühneuzeit angenommen. Siehe dazu u. a. *Mata, Petr*: Svět české aristokracie [Die Welt der böhmischen Aristokratie] (1500-1700). Praha 2004. – *Büžek, Václav/Král, Pavel* (Hgg.): Šlechta v habsburské monarchii a císařský dvůr [Der Adel in der Habsburgermonarchie und der kaiserliche Hof] (1526-1740). České Budějovice 2003. – *Büžek, Václav/Mata, Petr*: Wandlungen des Adels in Böhmen und Mähren im Zeitalter des „Absolutismus“ (1620-1740). In: *Asch, Ronald G.* (Hg.): Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (1600-1789). Köln 2001, 287-321.

⁴ *Stekl, Hannes*: Zwischen Machtverlust und Selbstbehauptung. Österreichs Hocharistokratie vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In: *Wehler, Hans-Ulrich* (Hg.): Europäischer Adel 1750-1950. Göttingen 1990, 144-165 (*Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 13*). – Zum Vergleich mit den deutschen Adelslandschaften siehe auch *Wienfort, Monika*: Der Adel in der Moderne. Göttingen 2006, 11-19 (*Grundkurs Neue Geschichte 1*).

⁵ *Melville, Ralph*: Grundherrschaft, rationale Landwirtschaft und Frühindustrialisierung.

Auch die Agrarkrise bedeutete keinen gravierenden Einschnitt. Entscheidend dafür war, dass der böhmische Adel nicht nur auf Getreide setzte, sondern viele Familien auch ausgedehnte Waldungen besaßen, die Forstwirtschaft jedoch von der Krise nicht betroffen war. Außerdem wurde auf vielen Gütern zusätzlich Milchwirtschaft betrieben. Eine weitere Einkommensquelle bestand in der industriellen Verarbeitung agrarischer Produkte, wie zum Beispiel der Produktion von Rübenzucker, so dass letztlich die Diversifizierung der Produktion die Folgen der Agrarkrise für die adeligen Produzenten milderte. Gegenüber den Bauern profitierten sie außerdem von den sinkenden Preisen bei Landmaschinen und Kunstdünger, die in bäuerlichen Betrieben insgesamt deutlich weniger Verwendung fanden.⁶

Anders als in manchen anderen Agrarregionen Europas waren die hochadeligen böhmischen Gutsbesitzer keine „absentee landlords“, sondern häufig auf den Besitzungen anwesend und mit dem Management der Güter vertraut. Sie trafen die Entscheidungen, die hinter den genannten Maßnahmen standen, selbst und wirtschafteten gewinnorientiert.⁷ Die ländliche Bevölkerung war vor allem auf diese Betriebe angewiesen, wollte sie angestammten Tätigkeiten in der Landwirtschaft nachgehen, denn bäuerliche Betriebe waren nach der Jahrhundertmitte wegen der zu leistenden Ablösesummen häufig verschuldet und suchten daher nach Möglichkeiten, auf Lohnkräfte zu verzichten.⁸ Festgehalten werden kann daher an dieser Stelle, dass man es im hier diskutierten Fall mit einem anwesenden Hochadel zu tun hat, der wirtschaften konnte und der in den Agrarregionen Böhmens ein bedeutender Arbeitgeber war.

Adelige Gutsbesitzer hatten in der Agrargesellschaft jedoch nicht nur die Rolle des Arbeitgebers inne, sondern waren häufig auch lokal die größten Steuerzahler. Ab einem bestimmten Steueraufkommen sicherte die Virilstimme ihnen eine „automatische“ Vertretung in den Gebietskörperschaften der Selbstverwaltung. Über die Aushandlungsprozesse zum Beispiel in den Gemeinderäten ist bisher jedoch so gut wie nichts bekannt, weil gerade erst „entdeckt“ wird, dass der Adel dort direkt oder indirekt vertreten war.⁹ Eindeutig ist aber das Interesse der Gemeinden, die im Ver-

Kapitalistische Modernisierung und spätf feudale Sozialordnung in Österreich von den thesianisch-josephinischen Reformen bis 1848. In: *Matis, Herbert* (Hg.): *Von der Glückseligkeit des Staates. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus*. Berlin 1981, 295-313. – Zur Grundentlastung und ihren Folgen *Stölzl, Christoph*: *Die Ära Bach in Böhmen*. München, Wien 1971, 25-29 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 26).

⁶ *Jeleček, Leoš*: Die Entwicklung der Landwirtschaft in Böhmen. In: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* (1989) 3, 41-70, 49-54. – Ebenso *Wandruszka, Adam/Urbanitsch, Peter* (Hgg.): *Die Habsburgermonarchie 1848-1918*. Bd. 1. Wien 1973, 417, 442.

⁷ *Tönsmeier, Tatjana*: Grundbesitzender Adel als ländlicher Arbeitgeber: Ein böhmisch-englischer Vergleich. In: *Cerman, Ivo/Velek, Luboš* (Hgg.): *Adel und Wirtschaft* (im Druck).

⁸ Zur bäuerlichen Verschuldung siehe *Wandruszka/Urbanitsch* (Hgg.): *Die Habsburgermonarchie 454 f.* (vgl. Anm. 6). – Ebenso *Heumos, Peter*: *Agrarische Interessen und nationale Politik in Böhmen 1848-1889*. Wiesbaden 1979, 25.

⁹ Indirekt vertreten waren adelige Gutsbesitzer durch ihre Domänenadministratoren oder anderes leitendes Personal. Einige übernahmen auch selbst Funktionen in den Organen der Selbstverwaltung. Um nur ein markantes Beispiel herauszugreifen: *Bedřich Fürst Schwarzenberg* war von 1894 bis 1911 Kreisvorsteher des Kreises Mirovice (Mirowitz). *Státní oblastní*

lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend mehr Aufgaben zu erfüllen hatten, sich Finanzquellen zu erschließen, und das Interesse des Adels, seine Steuern niedrig zu halten.

Hinzu kommt noch ein weiterer Aspekt, den man modern als Interesse an niedrigen Sozialabgaben bezeichnen könnte: So regelte etwa die Gesindeordnung von 1866 nur, dass ein Arbeitgeber, der erwiesenermaßen die Erkrankung eines Dienstboten verschuldet hatte, für dessen Pflege und Heilung zu sorgen hatte.¹⁰ Als die Regierung Taaffe, die unter anderem vom feudalkonservativen böhmischen Adel getragen wurde, in den 1880er Jahren Sozialreformen durchführte, brachten diese einem nicht unbedeutenden Teil der industriellen und gewerblichen Arbeiter den Versicherungsschutz bei Unfall oder Krankheit, nicht jedoch den in der Landwirtschaft Beschäftigten. Diese Gesetzgebung ist ihrem Wesen nach als antikapitalistisch und als Bemühen der Agrarier, sich einen Konkurrenzvorteil gegenüber Industrie und Gewerbe zu verschaffen, charakterisiert worden.¹¹ Es wird jedoch noch zu zeigen sein, dass dies über eine im engeren Sinne ökonomische Argumentation hinaus auch ein Mittel zur Aufrechterhaltung einer lokal gebundenen Herrschaft war.

Als anwesende Arbeitgeber, die in den Organen der Selbstverwaltung durch ihre Verwalter vertreten waren, kamen adelige Gutsbesitzer auf verschiedene Weise mit den ländlichen Armen in Berührung. Zu dieser Gruppe gehörten vor allem Alte, Arbeitsunfähige, Kranke, Kinder und Waisen sowie, eigentlich an erster Stelle zu nennen, Frauen, vor allem Witwen. Im Umfeld der Gutswirtschaft setzte sich diese Gruppe zu einem nicht unerheblichen Teil aus Mägden und Knechten, Landarbeitern und Häuslerfamilien zusammen, deren Löhne zu niedrig waren, um sich und ihre Anverwandten zu ernähren, die Hilfe nach Unglücksfällen (z. B. nach Bränden) brauchten oder weil der Ernährer der Familie einen (Arbeits-)Unfall hatte, krank, alt oder verstorben war.

Diese ländliche (Teil-)Gesellschaft erscheint als wenig mobil, was dem selektiven Blickwinkel der Adelsüberlieferung geschuldet ist. Böhmen kannte als die neben Wien am stärksten industrialisierte Region der Habsburgermonarchie natürlich Mobilität. Doch wer wegging, entzog sich der lokal gebundenen Herrschaft des Adels. Wer etwa im Industrieviertel Kladno sein Glück versuchte, dort einen Unfall hatte und arbeitslos wurde, der war zwar auf seine gegebenenfalls ländliche Heimatgemeinde angewiesen, wollte er Armenunterstützung in Anspruch nehmen; mit der Hilfe des ehemaligen Grundherrn konnte er jedoch nicht rechnen. Dies spiegelt sich in den adeligen Archiven wider: Hier finden sich zwar Bittbriefe von in Not geratenen Menschen in großer Zahl. Diese stammen jedoch stets von Angehörigen der ländlichen Gesellschaft und nie von „Heimkehrern“. Warum dies so war, werden die folgenden methodischen Ausführungen beleuchten.

archiv Třeboň [Staatliches Gebietsarchiv Wittingau; SOA Třeboň]: Velkostatek Orlik [Großgrundbesitz Worlik], kart. 373.

¹⁰ Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Böhmen, Gesetz vom 7. April 1866, § 21.

¹¹ Sandgruber, Roman: Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. In: Wolfram, Herwig (Hg.): Österreichische Geschichte. Wien 1995, 302 f. – Man könnte allerdings wohl ebenso argumentieren, dass gerade das Verschaffen eines Konkurrenzvorteils seitens der Agrarier ein Beispiel für deren kapitalistisches Denken darstellte.

Methode

Seit 1848 kann von einer rechtlich fundierten Adelherrschaft nicht mehr die Rede sein. Bestehen blieb jedoch der Großgrundbesitz und ein durch ihn geprägter, spezifisch ländlich-adeliger Lebensstil. Wenn im Folgenden von Herrschaft die Rede ist, dann ist Herrschaft als soziale Praxis im Sinne von Aushandlungsprozessen gemeint. Dies impliziert kein top-down-Modell und auch keine Gleichberechtigung im Verlauf des Aushandelns.¹²

Ort einer so verstandenen Adelherrschaft war das Gut.¹³ Adelherrschaft lässt sich somit als Phänomen beschreiben, bei dem es sich nicht um eine rechtliche, sondern um eine kulturell fundierte Form von lokaler Herrschaft auf den Gütern und in ihrem Umfeld handelt. Gerade weil Adelherrschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur noch als lokal gebundene Form von Herrschaft möglich war, hatte sie ein so markantes Interesse daran, Menschen zu „territorialisieren“. Damit ist nicht der in der Frühneuzeitforschung eher in einem breiteren Sinne verwendete Territorialisierungsbegriff¹⁴ gemeint. Vielmehr geht der hier benutzte Begriff auf François Ewald zurück, der ihn für die Patronatsökonomie vor allem der frühen Industrialisierung folgendermaßen verwendet:

Die mit der Patronatsökonomie verbundene Sicherheitspolitik verknüpft die Sicherheit mit Sesshaftigkeit. Ihr Ziel ist, den Arbeiter an den Boden zu binden, ihn auf der Grundlage und am Ort des Unternehmens zu sozialisieren und zu territorialisieren.¹⁵

Mit Blick auf die hier interessierenden Zusammenhänge adeliger Herrschaft ausgedrückt: Wer migrierte, entzog sich dieser Herrschaft, gehörte – ständisch gesprochen – nicht mehr zum Herrschaftsverband und konnte entsprechend auch nicht mehr mit Wohltätigkeit rechnen.

Bei Wohltätigkeit handelt es sich offenkundig um eine asymmetrische Beziehung. Im Kern besteht ihr Charakter darin, ökonomische und juristische Beziehungen durch affektive zu ersetzen, durch Anerkennung, Respekt und Zuneigung. Eine solche Beziehung lässt sich nicht verrechtlichen. Nicht nur würde ein Recht auf Almo-

¹² Siehe hierzu *Lüdtké*, Alf: Einleitung – Herrschaft als soziale Praxis. In: *Ders.* (Hg.): *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*. Göttingen 1991, 9-63. – Auch *Ders.*: *Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie*. In: *Goertz*, Hans-Jürgen (Hg.): *Geschichte – Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg 1998, 557-578.

¹³ *Conze*, Eckart/*Wienfort*, Monika: Themen und Perspektiven historischer Adelforschung. In: *Dies.* (Hgg.): *Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert*. Köln 2004, 1-16.

¹⁴ In der Forschung zur Frühen Neuzeit beschreibt der Territorialisierungsbegriff den Übergang vom Personenverbandsstaat zum Flächenstaat. Stichworte für den Staatsbildungsprozess seit dem Spätmittelalter sind daher: Ämterbildung, Bürokratisierung und Entpersonalisierung von Herrschaft bzw. Entindividualisierung der Person des Herrschers. Siehe dazu *Hintze*, Otto: *Wesen und Wandlung des modernen Staates*. In: *Ders.*: *Staat und Verfassung. Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Verfassungsgeschichte*. Bd. 1. 2. Aufl. Göttingen 1962, 470-502, 476-480. – Ebenso *Oestreich*, Gerhard: *Ständetum und Staatsbildung in Deutschland*. In: *Ders.*: *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates*. Ausgewählte Aufsätze. Berlin 1969, 277-289.

¹⁵ *Ewald*, François: *Der Vorsorgestaat*. Frankfurt/Main 1993, 159.

sen der Logik des Eigentumsrechts widersprechen. Auch ginge damit das Recht der Armen einher, Almosen in letzter Konsequenz mit Gewaltmitteln (und seien sie staatlicher Natur) einzutreiben. Damit liefe die Legalisierung einer Beziehung der Wohltätigkeit letztlich auf ihre Zerstörung als Machtbeziehung hinaus.¹⁶

Es ist nicht zuletzt diese Logik, also konkret das Bestreben, Machtbeziehungen aufrechtzuerhalten, die sich in der Gesindeordnung von 1866 und in der Gesetzgebung der 1880er Jahre widerspiegelt. Der Ausschluss der in der Landwirtschaft Beschäftigten aus der Unfall- und Krankenversicherung ermöglichte es den Agrariern, ihre Herrschaft in der ländlichen Gesellschaft zu stabilisieren. Was Eckart Conze für das 20. Jahrhundert am Beispiel der Grafen Bernstorff gezeigt hat,¹⁷ nämlich, dass die lokalen Lebenswelten des Adels dessen Agieren auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene prägen, lässt sich auch hier beobachten.

Herrschaft qua Wohltätigkeit: Die Armenstiftung der Grafen Czernin

Die Grafen Czernin führen ihre Geschichte in Böhmen bis auf das 12. Jahrhundert zurück. Die Chudenitzer Linie, von der im weiteren Verlauf die Rede sein wird, hatte als katholische Familie in den Auseinandersetzungen des frühen 17. Jahrhunderts zwischen Krone und böhmischen Ständen auf der Seite der Habsburger gestanden. Aus dem 20. Jahrhundert bekannt dürfte vor allem Otokar Czernin sein, der als österreichischer Außenminister (1917-1918) einen Separatfrieden mit Russland und Frankreich anstrebte.¹⁸ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörten dem Chudenitzer Zweig des Grafengeschlechts mehr als 30000 Hektar Grund und Boden in verschiedenen Regionen Böhmens, darunter die ehemaligen Herrschaften Chudenitz (Chudenice), Neuhaus (Jindřichův Hradec), Neubistritz (Norá Bystřice), Petersburg (Petrohrad) und Schönhof (Krásný Dvůr).¹⁹

Die Herrschaft Neuhaus in der Nähe der gleichnamigen südböhmischen Stadt hatte im Jahr 1840, also vor der Grundentlastung in der Folge der Revolution von 1848/49, 25272 Einwohner. Davon lebten 7604 in der Stadt Neuhaus.²⁰ Bereits seit dem Jahr 1399 bestand hier eine Armenstiftung bei der Kirche St. Johannes Baptist. Dieses Institut wurde durch eine frühe Stiftung des Jáchym von Hradec²¹ im Jahre 1564 deutlich aufgewertet. Offenbar in Reaktion auf die Reformation wurden je 20 Plätze für arme Männer und Frauen gestiftet. Wäre zuvor eher die Übergabe an ein Kloster nahe liegend gewesen, nahm die Adelsfamilie nun diese Form der Wohltätigkeit durch ein eigenes Institut selbst in die Hand, womit sie auch ihr ständisches

¹⁶ *Ebenda* 71 f., 156, 169.

¹⁷ Conze, Eckart: Von deutschem Adel. Die Grafen Bernstorff im zwanzigsten Jahrhundert. Stuttgart 2000.

¹⁸ Mašek, Petr: Modrá krev. Minulost a přítomnost 445 šlechtických rodů v českých zemích [Blaues Blut. Vergangenheit und Gegenwart von 445 adeligen Familien in den böhmischen Ländern]. Praha 2003, 51-53.

¹⁹ Medinger, Wilhelm: Großgrundbesitz, Fideikomiß und Agrarreform. Wien 1913, 34.

²⁰ Tischler, Luděk/Zeman, Ladislav: Einleitung zum Findbuch „Velkostatek Jindřichův Hradec [Großgrundbesitz Neuhaus], 1451-1947 (1949)“. Třeboň 1968.

²¹ Zu Jáchym von Hradec (1526-1565) siehe *Mata: Svět české aristokracie* 1015 (vgl. Anm. 3).

Prestige pflegen wollte. Ähnlich wie es auch die Forschung zur Armenversorgung spätmittelalterlicher Städte gezeigt hat, wurde Wohltätigkeit zunehmend an Verpflichtungen geknüpft. Konkret ging es bei diesen Verpflichtungen um die Anerkennung der Herrschaft durch Wohlverhalten, was nicht nur in Zeiten von Reformation und Gegenreformation religiöses (bzw. konfessionelles) Wohlverhalten einschloss.²² Aufgelöst wurde die Stiftung erst im Dezember 1948 durch die kommunistischen Machthaber der Tschechoslowakei. Zu diesem Zeitpunkt erhielten noch zwei Männer und drei Frauen Unterstützung aus den Mitteln der Czerninschen Armenstiftung; einer der Männer, der ehemalige Mühlengehilfe Jan Klement, bereits seit 17 Jahren.²³

Die Czerninsche Armenstiftung konnte somit bei ihrer Auflösung auf eine 550-jährige Geschichte zurückblicken. Auch in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fallen mehrere Aufstockungen des Stiftungsvermögens durch Mitglieder der gräflichen Familie: Rudolf Graf Czernin verfügte 1868 testamentarisch, dass eine ihm gehörende Bauernwirtschaft im Dorf Niedermühl in der ehemaligen Herrschaft Neuhaus bei seinem Tod der Armenstiftung zufallen solle. Die Erträge aus der Verpachtung dieser Wirtschaft bestimmte er ausschließlich für die Armen aus der ehemaligen Herrschaft und möglichst aus dem Dorf Niedermühl. Diese hatten „bei den Andachtsübungen der Hospitäler meiner, des ganzen Czerninschen Stammes und dessen Vorfahren im Besitz der Herrschaft Neuhaus im Gebete eingedenk [zu] bleiben“.²⁴

Nicht „auf ewige Zeiten“, wie bei seinem jüngeren Bruder Rudolf, sondern nur so lange er lebe, sollte eine Regelung von Jaromir Czernin Geltung haben. Der Fideikommissinhaber nahm 1888 das 40-jährige kaiserliche Regierungsjubiläum zum Anlass, fünf Pfründlerstellen abzusichern. Das Jubiläum, so ließ er verlauten, sei im Sinne seiner Majestät statt „durch ostentativ prunkende Feste [...] durch Akte der Wohltätigkeit und der Freude für die Ärmsten seines Reiches“ zu feiern.²⁵ Begünstigte dieser Maßnahme waren Arme der Stadt Neuhaus und der ehemaligen gleichnamigen Herrschaft. Auch verfügte der Graf, die Auswahl der Pfründler liege ausschließlich bei ihm. Ein Auszug aus einem Rechnungsbuch aus dem Jahre 1906 belegt, dass der Verfügung entsprochen wurde: Zu diesem Zeitpunkt profitierten fünf Frauen von ihr.²⁶

Stiftungen waren keine rein männliche Angelegenheit. Zwei weitere Maßnahmen gehen auf Josefine Gräfin Czernin zurück, die Ehefrau des eben genannten Grafen Jaromir. Sie spendete 1903 eine Pfründlerstelle, nachdem sie von schwerer Krankheit

²² Von Hippel, Wolfgang: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit. München 1995, 44-53 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 34).

²³ SOA Treboň, Zweigstelle Jindřichův Hradec: Ústav Chudých [Armenamt], kart. 12: Anweisung der Zweigstelle des Nationalausschusses zur Auflösung der Armenstiftung vom 3.12.1948.

²⁴ *Ebenda*: Stiftungsurkunde vom 20.7.1868 und Dokument mit Durchführungsbestimmungen vom 1.5.1871.

²⁵ *Ebenda*, kart. 13: Widmung der Pfründlerstellen vom 2.12.1888 sowie Rechnungsbuch von 1906.

²⁶ *Ebenda*.

genesen war, um „meinen Gott ergebenen Dank durch einen Akt der Wohltätigkeit zum Ausdruck zu bringen“.²⁷ Des weiteren dankte sie damit „für die rege, aufrichtige, mir gewidmete Theilnahme, welche die Einwohner der Stadt Neuhaus während meiner Krankheit und bei meiner Genesung freundlich und allseitig bekundeten“. Die Gräfin verfügte, dass sie sich die Auswahl der Begünstigten selbst vorbehalten, wobei vor allem ehemalige Bedienstete der Domäne berücksichtigt werden sollten, und dass sie ihre Wahl auf der Basis jener Bittbriefe treffen werde, die ihr die Domänendirektion vorlege. Zehn Jahre später, 1913, ergänzte die Gräfin die Widmung um einen Passus, der auf die Empfehlung des Domänendirektors Eduard Behalek zurückging, indem sie festlegte, dass „jede Einmischung der Staatsbehörden ausdrücklich vermieden werden soll“.²⁸

Im Juni 1911 wurde die Gräfin erneut tätig – durch die Gründung der „Josefine Czernin-Paarschen Krankenpflege Stiftung“. Mit diesen Mitteln wurde eine Ordensschwester finanziert, die arme Kranke außerhalb des Krankenhauses versorgte.²⁹ Wieder begründete Josefine Czernin ihre Stiftung mit ihrer Verbundenheit mit der Stadt. Könne die Krankenpflege jedoch nicht weiter von dem bereits tätigen oder einem anderen katholischen Orden übernommen werden, so seien die Zahlungen unverzüglich einzustellen und das Stiftungsvermögen aufzulösen. In diesem Dokument wurde eine Einflussnahme seitens der Stadt ebenfalls ausdrücklich ausgeschlossen.³⁰ Angemerkt sei, dass sich in diesem Fall auch der prompte Dank des Bürgermeisters erhalten hat. Das Interessante daran: Das Stiftungsdokument der Gräfin ist auf Deutsch abgefasst, der Bürgermeister schrieb tschechisch – das gegenseitige Verstehen wurde dadurch ganz offensichtlich nicht eingeschränkt.³¹

Was aus allen diesen Unterlagen spricht, war die Bereitwilligkeit, in einem gewissen Umfang zur Unterstützung der armen Bevölkerung der Stadt und der ehemaligen Herrschaft Neuhaus beizutragen. Unmissverständlich im Vordergrund stand dabei der Bezug zum adeligen Besitz, über den stets die Erinnerung an die ehemaligen Grundherren aktiviert wurde. Bezeichnend für das Selbstverständnis der Mitglieder der gräflichen Familie ist, dass sie in den verschiedenen Stiftungsdokumenten von den „Herrschaften“ durchgängig ohne das Attribut „ehemalig“ sprachen. Nimmt man die Gebetsverpflichtungen etwa bei Rudolf Czernin hinzu – zu gedenken war des „ganze[n] Czerninsche[n] Stamm[es] und dessen Vorfahren im Besitz der Herrschaft Neuhaus“ – so ist das als eine rückwärtige Verlängerung von Herrschaft in unvordenkliche Zeiten zu verstehen, die gleichzeitig bis in die Gegenwart andauerte. Die Herrschaft erscheint dadurch als überzeitlich und gottgewollt.

Den ländlichen Armen präsentierte sie sich nicht selten außerdem als ihr gesamtes Leben umfassend. Nach Jahren der Arbeit auf den gräflichen Gütern baten sie in

²⁷ *Ebenda*: Stiftungsdokument vom Juni 1903 (keine genauere Datierung vorhanden).

²⁸ *Ebenda*.

²⁹ Aus diesem Stiftungsdokument geht hervor, dass die Gräfin die Ordensschwestern bereits seit mehreren Jahren „aus eigenem“ unterstützte, damit sie Aufgaben innerhalb des Krankenhauses nachgehen konnten. *Ebenda*: Stiftungsdokument vom 2.7.1911.

³⁰ *Ebenda*.

³¹ *Ebenda*: Dankschreiben des Bürgermeisters vom 5.7.1911.

Bittschreiben an den Domänendirektor eben dieser Güter um Aussetzung einer Pension, um Sachspenden wie Feuerholz oder um Aufnahme in das Armenspital. Als Pfründlerinnen oder Pfründler unterstanden sie einer Spitalleitung, deren Personal sich wiederum aus der Gutsverwaltung rekrutierte.³²

Dennoch hat schon die zeitgenössische Forschung festgestellt, dass man diesen Strukturen eine gewisse Versorgungsleistung nicht absprechen konnte. So bilanzierte Hugo Morgenstern in seinem statistischen Werk über das Gesindewesen zu Anfang des 20. Jahrhunderts:

Da nun das Gesinde im höheren Alter schwerlich aus eigenem Antriebe mehr seinen Dienst verlässt und erfahrungsgemäß auch höchst selten eine Pension erhält, so geht daraus hervor, dass es noch immer weit verbreitete Sitte ist, selbst treue, ausgediente Dienstboten im Alter auf die Straße zu setzen und sie dem Elend und der Gnade der Heimatgemeinde oder von Wohlthätern auszuliefern. Am stärksten tritt diese traurige Erscheinung beim Gesinde im Handel, am schwächsten in der Landwirtschaft hervor. Es scheint, als ob in letzterer noch immer größere Rücksicht auf das im Dienste alt gewordene Gesinde genommen würde und die Altersversorgung für das Gesinde daselbst eine bessere wäre.³³

„Herrschaft“ wurde in den methodischen Ausführungen als soziale Praxis im Sinne von Aushandlungsprozessen zwischen Akteuren bzw. Gruppen von Akteuren beschrieben, wobei die „bargaining power“ unter den betreffenden Akteuren höchst unterschiedlich verteilt sein konnte. Von der vorteilhaften Machtposition des Adels ist bisher die Rede gewesen. Doch die Quellen zeigen durchaus auch Aspekte des Aushandelns. So wehrten sich die Insassen des Czerninschen Armenspitals zum Beispiel 1859 erfolgreich gegen die Auflage der Spitalleitung, „den in der Männerstube befindlichen Altar in einem der Andacht und Gottesfurcht fördernden Zustand zu erhalten“, indem sie dagegen beim Untersuchungsgericht Neuhaus klagten. Die Domänenverwaltung wies daraufhin die Spitalverwaltung an, solche Praktiken in Zukunft zu unterlassen, ebenso jedoch den Klägern eine Rüge wegen ihres „vorgreifenden Benehmens“ zu erteilen.³⁴

Auch wurden offenbar Menschen in der Einrichtung geduldet, die selbst keine Pfründler waren, wenn sie deren Ablauf nicht durcheinander brachten. Aktenkundig geworden ist ein solcher Fall zum Beispiel im Jahre 1856, als im Spital Läuse auftraten. Die Insassen sagten übereinstimmend aus, das Ungeziefer gehe auf die geistesranke Tochter eines der Pfründler zurück. Die Gutsverwaltung veranlasste die Überstellung der Frau an die städtische Einrichtung und erteilte der Spitalleitung die strenge Auflage, vermehrt auf Reinlichkeit zu achten, um das Ansehen der Institution gegenüber der Stadt nicht zu schädigen. Wäre die Betreffende selbst Pfründlerin gewesen, so hätte die Ausweisung nur auf Antrag beim Grafen und nach dessen positiver Antwort erfolgen können.³⁵ Ähnlich wie die Aufnahme in die Armenstiftung behielt sich das Haus Czernin auch den Ausschluss aus derselben vor.

³² *Ebenda*, kart. 43.

³³ *Morgenstern*, Hugo: Mittheilungen des k. k. Arbeitsstatistischen Amtes im Handelsministerium. Wien 1902, Heft 3, 104 (Gesindewesen und Gesinderecht in Österreich).

³⁴ SOA Třeboň, Zweigstelle Jindřichův Hradec: Ústav Chudých, kart. 57: Anweisung an die Spitalleitung vom 28. 5. 1859.

³⁵ *Ebenda*: Dokumente in dieser Angelegenheit vom 4.11., 17.11., 19.11. und 2.12.1856.

Beide Episoden zeigen, dass nicht zuletzt der Staat bestimmte, wie erfolgreich einzelne Gruppen in ihren Aushandlungsprozessen sein konnten, indem er „Spielregeln“ vorgab. In der Habsburgermonarchie hatten die liberalen Regierungen der 1860er Jahre nicht nur die adeligen Stiftungen einer zum Teil strikten Aufsichtsverwaltung unterstellt, sondern auch das Schulwesen dem adeligen Einfluss entzogen.³⁶ Damit unterschied sich die Wiener Regierungspraxis zum Beispiel deutlich von der in England, wo die Zentralregierung bis in die 1880er Jahre viele Entscheidungen in die „localities“ delegierte,³⁷ was zur Stabilität der Stellung dortiger adeliger Großgrundbesitzer in der ländlichen Gesellschaft nicht unbedeutend beitrug.

In Böhmen hatte dieses Festsetzen von Spielregeln zur Folge, dass sich die Grafen Czernin und ihr leitendes Personal kontinuierlich in Auseinandersetzungen mit den verschiedenen behördlichen Instanzen befanden, versuchten letztere doch, die Finanzen der Armenstiftung zu kontrollieren (Bezirke) und Einfluss auf die Auswahl der Pfründler (Städte) zu nehmen.³⁸ Die „Läusegeschichte“ zeigt daher einerseits den Umgang mit den städtischen Behörden, denen man keinen Vorwand für ein Eingreifen liefern wollte. Andererseits wird in dieser Episode auch der Umgang mit den Armen deutlich: Gewisse Praktiken wie der Aufenthalt von Familienangehörigen, die keine Pfründler waren, wurden im Alltag geduldet. Nie jedoch reichte die Duldung so weit, dass sie die Letztzuständigkeit über Aufnahme in das Spital und Ausweisung aus demselben seitens des gräflichen Hauses in Frage gestellt hätte. Aus Sicht des Adels – und auch das zeigt das Beispiel der Armenstiftung – war die Stadt umkämpftes Herrschaftsgebiet, deren Behörden Herrschaftskonkurrenten.

Für die Armen bedeuteten diese Spielregeln, dass sie ihre Bedürfnisse entweder mit den kommunalen oder den gräflichen Einrichtungen auszuhandeln hatten. Ihre Position blieb dabei zugegebenermaßen in beiden Fällen eher schwach, aber nicht völlig aussichtslos, wenn es ihnen zum Beispiel gelang, die Behörden zu „nutzen“, um ihre Interessen gegenüber der gräflichen Einrichtung durchzusetzen, wie etwa Beschwerden schreibkundiger Spitalbewohner zeigen.

Offenbar gab es immer wieder Bemühungen von Insassen, Familienangehörige über ihre Pfründlerstelle mitzuversorgen. Siehe dazu *ebenda*, 21. 1. 1858.

³⁶ Vor allem liberale Regime in katholischen Ländern tendierten dazu, aus ideologisch-politischen Gründen das Monopol kirchlicher Hilfe zwar nicht zu brechen, aber doch durch eine zum Teil strenge Aufsichtsverwaltung zu kontrollieren, wie dies zum Beispiel in Italien der Fall war. *Raphael*, Lutz: *Recht und Ordnung. Herrschaft durch Verwaltung im 19. Jahrhundert*. Frankfurt/Main 2000, 101 f. Auch die liberalen Regierungen der Habsburgermonarchie folgten diesem Muster.

³⁷ Siehe dazu *Cannadine*, David: *Decline and Fall of the British Aristocracy*. New Haven 1990, 180. – Zur Wertschätzung, die die „localities“ parteiübergreifend in England genossen, siehe *Rödter*, Andreas: *Die radikale Herausforderung. Die politische Kultur der englischen Konservativen zwischen ländlicher Tradition und industrieller Moderne (1846-1868)*. München 2002, 270-279.

³⁸ Siehe zum Beispiel SOA Třeboň, Zweigstelle Jindřichův Hradec: *Ústav Chudých*, kart. 34: *Erlass der Bezirkshauptmannschaft Neuhaus vom 17. 6. 1876*, worin die gräfliche Czerninsche Armenstiftung angehalten wird, „sich in Zukunft jeder eigenmächtigen Änderung mit dem Stammvermögen des Spitals zu enthalten“.

Bilanzierende Überlegungen

Adelsherrschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist in diesem Beitrag als eine lokal gebundene und kulturell fundierte Form von Herrschaft vorgestellt worden, Wohltätigkeit als eine spezifische Herrschaftstechnik. Mit Blick auf die Wohltätigkeit war in Anlehnung an François Ewald formuliert worden, dass dabei ein ökonomisches und/oder juristisches Verhältnis in ein affektives verwandelt wurde, ohne dass es ein „Recht auf Almosen“ gab. Mit Blick auf den Adel ist jedoch das Stichwort „Rechtsverständnis“ noch einmal aufzunehmen.

Zwar konnte auch in diesem Herrschaftszusammenhang kein Armer einen individuellen Anspruch auf Unterstützung einklagen; doch beweisen die Quellen, dass es so etwas wie eine adelige Selbstverpflichtung gab, an die man als ehemaliger Untertan appellieren konnte. Dies ist die Logik, auf die in Bittbriefen auch lange nach der Abschaffung der Untertänigkeit häufig Bezug genommen wurde. So schrieb etwa 1876 der brandgeschädigte František Trkovský aus Zlákovice in seiner Bitte um Bauholz, er rechne es sich als Ehre an, dass sein Vater immer einer der gehorsamsten Untertanen gewesen sei.³⁹ Die Bittbriefe zeigen außerdem, dass die Schreibenden sich bemühten, eine konkrete, individuelle Beziehung zum Grafen oder zur Gräfin herzustellen. Zwar sind dies Stilisierungen, doch die Akten der Gutsverwaltung dokumentieren auch, dass in der Tat in vielen Fällen individuell entschieden wurde, wer mit wohltätigen Gaben rechnen durfte.⁴⁰

Die adeligen Herrschaftspraktiken zielten insgesamt darauf, zu individualisieren und die Anonymität aufzuheben, ferner waren sie auf Permanenz ausgerichtet. Denn: Die lokal gebundene Form von Adelsherrschaft war nur aufrechtzuerhalten, wenn die Menschen vor Ort blieben. Um dieses Ziel zu erreichen, musste der Adel dem betreffenden Personenkreis etwas „bieten“, was man neben der Wohltätigkeit modern als freiwillige soziale Leistungen adeliger Arbeitgeber bezeichnen könnte. Dazu gehörten Pensionskassen für die Angestellten und Bediensteten ebenso wie Maßnahmen zur Versorgung des Gesindes mit Mahlzeiten oder auch, gegen Ende des Jahrhunderts, die Übernahme von Arztkosten.⁴¹ Solche Maßnahmen findet man

³⁹ Dies und weitere Beispiele bei *Bezečný: Příliš uzavřená společnost* 71-73 (vgl. Anm. 2).

⁴⁰ Siehe dazu z. B. die umfangreichen Bittgesuche in den Gutsverwaltungsakten der Fürsten Schwarzenberg, aus denen hervorgeht, dass diese Eingaben häufig individuell entschieden wurden. Für den Zeitraum zwischen 1880 und dem Ersten Weltkrieg SOA Třeboň: Velkostatek Orlik, kart. 873 und kart. 969

⁴¹ Pensionskassen bestanden auf vielen Gütern, bei den Czernins z. B. seit 1803 (aufgelöst 1931). SOA Třeboň, Zweigstelle Jindřichův Hradec: Černínský penzijní fond vdov a sirotků [Der Czerninsche Pensionsfonds für Witwen und Waisen]. – Zum „Gutsarzt“ *ebenda*, Velkostatek Jindřichův Hradec, kart. 1425: Verschiedene Unterlagen über die Zuständigkeit des Arztes der Czerninschen Güter aus dem Jahre 1908. – Weiter zurück datieren Maßnahmen zur Beköstigung des Meiereigesindes. Siehe z. B. SOA Třeboň: Velkostatek Orlik, kart. 995: Zirkular der Güterinspektion Prag an die Herrschaftsdirektionen zu Worlik und Címelitz sowie weitere Schwarzenbergsche Gutsverwaltungen vom 2.4.1863. – Allgemein zu den Versorgungsleistungen auf den Schwarzenbergschen Gütern *Záloha, Jiří: Sociální zařízení na statech hlubockých Schwarzenberků* [Soziale Einrichtungen auf den Gütern der Frauenberger Linie der Schwarzenberger]. In: *Studie k sociálním dějinám* 7 (2001) 15-28.

im Untersuchungszeitraum auf allen adeligen Gütern. Begleitet wurden sie von einer Politik, die den Ausschluss der in der Landwirtschaft Beschäftigten aus der Unfall- und Krankenversicherung durchsetzte, da eine allgemeine Absicherung der individualisierenden Absicht adeliger Herrschaftspraktiken zuwiderlief.

Ein letzter Aspekt: Adelherrschaft war nur dann lokal zu stabilisieren, wenn Mitglieder der adeligen Familien in der dörflichen Welt auch präsent waren. Das war in Böhmen der Fall, und hier demonstrierte der Adel gleichermaßen große soziale Distanz wie ländliche „Zusammengehörigkeit“ auf engem Raum. Wohltätigkeit war dabei eine Strategie, diese affektive Nähe bei gleichzeitiger Beibehaltung der sozialen Distanz zu schaffen, deren Konfliktpotential aber zugleich zu entschärfen.

DAS MÜNCHNER ABKOMMEN 1938 IN EUROPÄISCHER PERSPEKTIVE

Das Münchner Abkommen vom 29. September 1938, mit dem Deutschland, Italien, Frankreich und Großbritannien das Ende der Ersten Tschechoslowakischen Republik besiegelten, war in den tschechischen Medien des Spätsommers 2008 omnipräsent. Selbst die Spaziergänger auf den Prager Straßen wurden auf Großbildleinwänden mit Film- und Tondokumenten konfrontiert, die die Schicksalsjahre der Tschechoslowakei illustrierten.

Die Internationale Fachkonferenz „Das Münchner Abkommen 1938 in europäischer Perspektive“ vom 17. bis 19. September 2008 in München stellte sich der Geschichte dieses Ereignisses auf produktive Weise. Veranstaltet vom Institut für Zeitgeschichte und dem Collegium Carolinum in München unter der Leitung von Horst Möller und Martin Schulze Wessel und organisiert von Jürgen Zarusky und Martin Zückert, verband diese Tagung Diplomatie- und Politikgeschichte. Die Innen- und Außenperspektive der einzelnen Signatarmächte, der Tschechoslowakei und ihrer Nachbarstaaten wurde zu einer europäischen Geschichte dieses Ereignisses zusammengeführt.

Das erste, von Gustavo Corni (Trient) geleitete Panel über „Außenpolitische Rahmenbedingungen“ stellte die Strategien zur Stabilisierung des nach dem Ersten Weltkrieg in Europa allenthalben gefährdeten Friedens in den Mittelpunkt. Christoph Studt (Bonn) lieferte einen faktografischen Überblick über die reichsdeutsche Außenpolitik unter Hitler, welche Krieg und die Erkämpfung wirtschaftlicher Exportmöglichkeiten als Mittel einer fragwürdigen „pax germanica“ einzusetzen verstand. Peter Neville (London) arbeitete differenzierend die Hintergründe der britischen so genannten Appeasementpolitik heraus. Zwischen diesen beiden Polen – Friedensgefährdung und Appeasement – spannte Peter Krüger (Marburg) das löchrige Netz der ostmitteleuropäischen Bündnissysteme auf. Das französische Engagement in Ost- und Mitteleuropa habe weder eine tragfähige Kooperation noch einen funktionierenden Interessenausgleich, sondern lediglich ein „Schönwetter-system“ geschaffen. In einem luziden Überblick analysierte Hans Woller (München) die Rolle Italiens im Umfeld des Münchner Abkommens. Er dekonstruierte den Mythos von Mussolini als einem integrierenden Moderator, der in Italien bis heute nachwirkt. Die Pläne Hitlers zur Zerstörung der Tschechoslowakei seien Mussolini im Vorfeld des 29. September bekannt gewesen, Italien habe für das damalige Europa zudem einen „enormen Unruheherd“ bedeutet und seit 1922 beständig Krieg geführt. Dabei konnte Mussolini in den 1930er Jahren Freiräume nutzen, die erst durch die Konzentration der europäischen Außenpolitik auf Hitler entstanden waren.

Die Initiation wirtschaftlicher Abhängigkeiten durch die deutsche Außenpolitik, die in dem Referat Wollers bereits angeklungen war, stellte Christoph Boyer (Salzburg) für den ost- und mitteleuropäischen sowie südosteuropäischen Raum systematisch dar. Die Wirtschaftspläne des nationalsozialistischen Deutschland be-

ruhten seiner Ansicht nach auf den autarkistischen Bestrebungen der deutschen Handelspolitik gegenüber Westeuropa und den guten Verzahnungsmöglichkeiten mit Ost- und Mitteleuropa. Länder wie Ungarn und Rumänien lieferten Agrarprodukte zu über dem Weltmarktpreis liegenden Tarifen nach Deutschland im Realaustausch gegen Industriegüter. Lediglich die Tschechoslowakei war aufgrund ihrer wirtschaftspolitischen Dissoziation von Deutschland ein Sonderfall und geriet nicht wie andere Länder dieser Region in wirtschaftliche Abhängigkeit.

Die zweite Tagungssektion „Die Septemberkrise“, die von Hans Lemberg (Marburg) moderiert wurde, umriss den unmittelbaren politischen Kontext des Münchner Abkommens. Detlef Brandes (Düsseldorf) ging – in Anknüpfung an sein neues Buch „Die Sudetendeutschen im Krisenjahr 1938“ – der Frage nach, wie es zum Aufstieg der Sudetendeutschen Partei (SdP) bei den tschechoslowakischen Kommunalwahlen 1938 bis hin zur größten nationalsozialistischen Sammlungsbewegung kommen konnte. Über die herkömmlichen Erklärungsmuster hinausgehend führte er nicht nur die Unzufriedenheit der Sudetendeutschen über ihren Status als nationale Minderheit und die überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit wegen der niedergehenden Leichtindustrie als wichtige Gründe an; anhand von Polizeiberichten schilderte er darüber hinaus den großen sozialen Druck durch Propaganda, Terror und nachbarschaftliche Überwachung, der den Einzelnen in die autoritären Gesellschaftsstrukturen hineinpressen sollte. Als weiteren Faktor benannte er die Nachgiebigkeit der Prager Regierung gegenüber autoritären Forderungen der SdP und die Zurückhaltung der tschechoslowakischen Polizei, gegen gesellschaftlichen Terror innerhalb der sudetendeutschen Bevölkerungsgruppe vorzugehen.

Angela Hermann (München) zeichnete ein vielschichtiges Bild des außenpolitischen Vorgehens Hitlers im Sommer 1938. Sie skizzierte seine bis in die Zeit nach „München“ hineinreichenden Pläne, die Tschechoslowakei in einem gemeinsamen Feldzug mit Ungarn und Polen zu überfallen. Eine Stärkung der revisionistischen Kräfte in diesen Staaten und eine Ablenkungstaktik gegenüber den Garantiemächten sollte hierfür den notwendigen Freiraum eröffnen. Hitlers Spiel mit verdeckten Karten illustrierte Hermann in ihrer Rekonstruktion eines Gesprächs zwischen Hitler und Chamberlain Mitte September in Berlin, nach dem Hitler dem britischen Premierminister die Übergabe des Protokolls verweigerte. Dieser erhielt lediglich eine gekürzte Fassung, aus der kompromittierende und bewusst falsche Äußerungen entfernt worden waren. Hermann zeigte auch, dass bei den Verhandlungen zwischen Hitler und Chamberlain die Überbringung der Nachricht von der Mobilmachung der tschechoslowakischen Truppen, die einen Wendepunkt in den Gesprächen markierte, von Hitler inszeniert war.

Die zwei folgenden Referate setzten sich mit dem französischen Vorgehen in der Septemberkrise auseinander. Jean-Pierre Azéma (Paris) vertrat die These, dass zwischen den tiefgreifenden Umbrüchen in der französischen Gesellschaft und den politischen Folgen des Münchner Abkommens eine zeitliche Phasenverschiebung gelegen habe: Die im Vorfeld des Münchner Abkommens akute politische Entscheidung zwischen pazifistischen und angeblich „kriegstreiberischen“ Kräften in der französischen Intelligenz sei noch einmal vertagt worden; die offene Frage, für welche Ziele

es sich zu kämpfen lohne, habe erst im Jahr 1940 zu einer wirklichen politischen Identitätskrise geführt, als der Frieden um jeden Preis unter Pétain nicht mehr weiterzuführen war und man sich zwischen Kollaboration oder Widerstand entscheiden musste. Der nachfolgende Referent Georges-Henri Soutou (Paris) ging auf die außenpolitischen Wirkungen dieser pazifistischen Stimmungen ein. Daneben machte er die Nachwirkungen von „Versailles“, die daniederliegende militärische Flugabwehr, aber auch antibolschewistische Kampagnen, in denen Beneš als Anhänger Stalins figurierte, für das Nichteingreifen Frankreichs zugunsten der Tschechoslowakei verantwortlich. Wie Vít Smetana (Prag) in seinem Referat ausführte, war die tschechoslowakische Außenpolitik an manchen Missverständnissen und Fehleinschätzungen ihrer Verbündeten nicht unbeteiligt. In seinem sehr instruktiven Vortrag fasste Sergej Slutsch (Moskau) die sowjetische Interessenlage im September 1938 zusammen. Nach dem Jahr des großen Terrors 1937 sei die sowjetische Armee kopf- und führungslos, die Sowjetunion außenpolitisch handlungsunfähig gewesen, Stalin führte eine isolationistische Politik. Er war einzig am wirtschaftlichen Nutzen einer Zusammenarbeit mit der Tschechoslowakei interessiert, nicht aber an deren militärischer Verteidigung. Die Mobilmachung an der Grenze zu Polen deutete Slutsch lediglich als eine politisch-demonstrative Drohgebärde.

Die dritte Sektion „Implementation I – Das Sudetenland“ stellte die Folgen des Münchner Abkommens in der betroffenen Region dar. Volker Zimmermann (Prag) verglich den Entwicklungsprozess der sudetendeutschen Gesellschaft mit parallelen Erscheinungen nach dem „Anschluss“ von Österreich und dem Saarland. Zeitgenössische Wahrnehmungen glichen einander, von der anfänglichen Begeisterung bis hin zu späteren Klagen über eine Fremdbestimmung durch Reichsdeutsche. Nationalitätenproblem und bürgerkriegsähnliche Zustände in Westböhmen setzten für den Sudetengau hingegen einen besonderen Akzent. Wie schon Zimmermann betonte auch Jörg Osterloh (Frankfurt/Main) den Beschleunigungseffekt bei der Radikalisierung der sudetendeutschen Gesellschaft. Der erste organisierte Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung, an dem sich Einheimische, Reichsdeutsche und die Gestapo beteiligten, ließ nach Abtretung der Sudetengebiete nicht länger als einen Monat auf sich warten. Antijüdische Verordnungen und Gesetze wurden im Zeitraffer umgesetzt. Jürgen Zarusky (München) wies auf die Folgen des Münchner Abkommens für die deutschen Gegner des Nationalsozialismus hin. Bereits der deutsch-tschechoslowakische „Pressefrieden“ von 1937 brachte der deutschen Exilpresse erhebliche Einschränkungen. Das Münchner Abkommen rief bei vielen Emigranten endgültig das Gefühl völliger Isoliertheit hervor. Jaromír Balcar (Bremen) ging auf die wirtschaftlichen Folgen des September 1938 ein. Er vertrat die These, dass durch die NS-Besatzung eine längerfristig wirkende ökonomische Zäsur gesetzt worden sei. Die radikale Umverteilung der Eigentumsverhältnisse zugunsten reichsdeutscher Banken und Betriebe ab 1938 und damit die Lockerung bestehender Eigentumsstrukturen, aber auch die konsequente Nationalisierung deutscher Firmen nach 1945 habe die spätere Einführung des Staatssozialismus begünstigt. Martin Zückert (München) erörterte die tiefgreifenden Veränderungen der Kirchen nach „München“. Wurden in einigen deutschen Glaubensgemeinschaften „Dankgottesdienste“ mit demonstrativen Ehrenbezeugungen für Hitler ausgerichtet, wa-

ren tschechische Gläubige von Verfolgung und Vertreibung bedroht. Die finanziell prekäre Lage der Kirchen im Sudetengau nach dem Wegfall der tschechoslowakischen Unterstützungszahlungen wurde von der nationalsozialistischen Kirchenpolitik als politisches Druckmittel eingesetzt. Gleichzeitig versuchte das Regime, Gläubige zum Kirchenaustritt zu bewegen. Die bestehenden Kirchenstrukturen mussten sich zudem gegenüber der radikalen Nationalisierung der Gesellschaft behaupten.

Der vierte Teil der Tagung „Implementation II – Konsequenzen in Ostmitteleuropa“, moderiert von Oldřich Tůma (Prag), konzentrierte sich auf die Ausstrahlung und die Folgen des Abkommens auf mittelbar beteiligte Länder wie Ungarn und Polen sowie den gespaltenen Staatstorso der verkleinerten Tschechoslowakei. Ignác Romsics (Budapest) verfolgte die Verflechtungen der ungarischen Grenzrevisionspläne in Reaktion auf Trianon mit der reichsdeutschen Außenpolitik nach Hitlers Machtantritt. Diese lenkte die Revisionsbestrebungen Ungarns gezielt auf die Tschechoslowakei. Eine Liaison außenpolitischer Interessen bestand auch zwischen Deutschland und Polen, wie Stanisław Żerko (Poznań/Posen) ausführte. Das Münchner Abkommen habe nur den letzten Anstoß für eine äußerst feindliche Politik Polens gegenüber der Tschechoslowakei gegeben, die schließlich in ein Ultimatum zur Übergabe des Teschener Gebiets (Těšínsko) mündete. Polen geriet daraufhin nicht nur in die politische Isolation gegenüber seinen Bündnispartnern Frankreich und Rumänien, sondern nahm auch die Gefahr eines „Zweiten Münchens“ lange Zeit nicht ernst. Valerián Bystrický und Michal Schvarc (Bratislava) zeigten die nationalistischen, autoritären und totalitären Elemente in der slowakischen Gesellschaft auf, die schließlich zu organisierten Angriffen auf Juden, Roma, Ungarn und Tschechen führten. Beide vertraten die Auffassung, dass der Zeitpunkt der slowakischen Selbständigkeitserklärung im März 1939 nur durch außenpolitischen Druck und die von Deutschland ausgehenden Drohungen zu erklären sei. In der anschließenden Diskussion wurde Kritik an dieser These geäußert, da sie die endogenen Kräfte, die zur Abspaltung von der Tschecho-Slowakei beitrugen, unterschätze. Emil Voráček (Prag) destillierte in seinem Referat aus Polizeiberichten ein Alltagsbild, das nach „München“ von feindlichen Auseinandersetzungen zwischen Tschechen und Deutschen, Versorgungs- und Flüchtlingsproblemen sowie einer feindlichen Haltung gegenüber Juden geprägt war. Joachim Tauber (Lüneburg) zeigte am Beispiel des Memelgebiets den möglichen Zusammenhang von nationaler Selbstverwaltung und nationalsozialistischer Selbstgleichschaltung. Die Autonomie in dieser Region, die zum Vorbild einer gelungenen nationalitätenpolitischen Lösung hätte werden können, wurde durch revisionistische Tendenzen Deutschlands konterkariert. Der memelländische, mehrheitlich deutsche Landtag setzte auf dem Wege der „demokratischen“ Gesetzgebung die Nazifizierung der Gesellschaft durch. Dass die Sudetendeutschen von weitergehenden Selbstverwaltungsrechten im Jahr 1938 ähnlichen Gebrauch gemacht hätten, hatte das Referat von Brandes als sehr wahrscheinlich erscheinen lassen.

Den Abschluss der Tagung bildete eine Runde zu „München‘ aus historiografischer Perspektive“, die das Ereignis in der Zusammenschau beleuchtete. Josef Becker (Augsburg) sprach zum „Fall Boris Čelovský“, dessen Dissertation „Das Münchner

Abkommen 1938“ aufgrund unrühmlicher Verflechtungen von diplomatischen Rücksichten des Auswärtigen Amtes und mit großer medialer Aufmerksamkeit formulierten sudetendeutschen Interessen erst mit erheblicher Verzögerung 1958 veröffentlicht werden konnte. Hermann Graml (München) bemängelte in seinem Beitrag zur deutschen Geschichtsschreibung zu „München“ das Fehlen neuerer Monografien. In einem Kommunikationsraum ohne Čelovský, gleichwohl nicht weniger ideologisch aufgeladen, habe sich die wissenschaftliche Debatte in der sozialistischen Tschechoslowakei abgespielt. Am Beispiel der 1950er und 1960er Jahre demonstrierte Christiane Brenner (München) die Dominanz politischer Interessen und ideologischer Selbstvergewisserungen. In den 1950er Jahren sei „München“ vorrangig aus der innenpolitischen Perspektive verhandelt worden: Dem Mythos von der Verteidigungsbereitschaft der Sowjetunion im Jahre 1938 wurde ein verzerrtes Bild der Beneš-Regierung zur Seite gestellt, die als Sachwalterin eines „bourgeois Klassenstandpunktes“ die Republik und die nationalen Interessen verraten hätte. In den 1960er Jahren sei „München“ dann als außenpolitisches Ereignis wiederentdeckt worden: Die Unentschlossenheit der Sowjetunion zu einem militärischen Eingreifen, das bürgerliche politische Lager und die KPdTsch konnten nun differenzierter dargestellt werden. Dieser kurze wissenschaftliche Frühling wurde jedoch durch die Normalisierung der 1970er Jahre bald wieder beendet.

Martin Schulze Wessel warf in seinem Eingangsstatement zur Konferenz die Frage nach der Chiffrenhaltigkeit des Münchner Abkommens auf. Er sah darin vor allem ein Symbol für den gegenseitigen Umgang auf internationaler Ebene. Auch Horst Möller sprach davon, dass „München“ zu einem „Symbol für das falsche Nachgeben gegenüber Diktatoren“ geworden sei, und führte als tagesaktuelles Beispiel die Diskussion um Georgien an. Georges-Henri Soutou betonte, dass die Erfahrung von „München“ in Mittel- und Osteuropa bis heute als Misstrauen gegenüber politischen Versprechungen des demokratischen Westens nachwirke. In den Referaten gesellte sich zum Symbol „München“ dabei immer wieder die Chiffre „Versailles“. Neville thematisierte „Versailles“ und die Pariser Vorortverträge als „schlechtes Gewissen“ der britischen Außenpolitik. Peter Krüger und Soutou zeigten ähnliche Entwicklungen für die Haltung Frankreichs in der Sudetenkrise. Ignác Romsics, Stanisław Żerko und Joachim Tauber erklärten revisionistische Bestrebungen Polens, Ungarns und Deutschlands mit dem Verweis auf „Versailles“. Die dabei mitschwingende These von einer möglichen Kausalität zwischen 1918 und 1938 wurde allerdings etwa von Krüger aufgebrochen, der darauf hinwies, dass die neue Staatenordnung nach dem Ersten Weltkrieg eine beeindruckende politische und völkerrechtliche Konstruktionsleistung gewesen sei. Das Potential der damals neugeschaffenen Garantien für einen europäischen Frieden wurde in der Folgezeit jedoch nicht ausgeschöpft.

München

Jana Osterkamp

CLASHES IN EUROPEAN MEMORY. THE CASE OF
COMMUNIST REPRESSION AND THE HOLOCAUST

Der boomenden Beschäftigung mit Erinnerungskulturen sowie zugleich einem Forschungsfeld der ausrichtenden Institution, des 2005 gegründeten Ludwig Boltzmann Instituts für Europäische Geschichte und Öffentlichkeit mit Sitz in Wien, war diese international besetzte Konferenz gewidmet, die vom 22. bis 24. September 2008 im University of Chicago Center in Paris stattfand. Ziel der Tagung war es, unterschiedliche, zum Teil konträre und oppositionelle Erinnerungsdiskurse zu behandeln, der staatlichen Geschichtspolitik das kommunikative (private) Gedächtnis gegenüberzustellen und durch den Vergleich verschiedener europäischer Länder in weiterer Folge die Konturen transnationaler (europäischer) Erinnerungsräume aufzuzeigen. Die meisten der insgesamt 14 Vorträge waren einzelnen Ländern oder Ländergruppen gewidmet. Das geografische Spektrum reichte dabei von Russland, Schweden und den baltischen Ländern über Tschechien, Polen und Ungarn, Deutschland, Österreich und die Schweiz bis nach Kroatien, Serbien und Bulgarien.

Eingeleitet wurde die Konferenz von Henry Rousso (Paris), der mit seinen Überlegungen zu den Unterschieden zwischen „Ost“ und „West“ in der europäischen Erinnerungskultur bereits einen Punkt vorwegnahm, der in den folgenden zweieinhalb Tagen mehrfach Thema der Diskussionen sein sollte. Im ersten Vortrag widmete sich Olaf Mertelsmann (Tartu) der offiziellen Geschichtspolitik und dem kommunikativen Gedächtnis in den drei baltischen Staaten nach 1989. Er beleuchtete die zwei zentralen Phasen der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die erste während der „baltischen Revolutionen“ am Ende der Sowjetunion und die zweite in der Gegenwart, am Beginn des 21. Jahrhunderts. Während es zunächst stärker um die Behandlung der sowjetischen Geschichte und die Herausbildung eines neuen nationalen „master narrative“ gegangen sei, rückten nun langsam auch die (zweifache) Kollaboration der Balten und das Thema Holocaust ins Zentrum der Aufmerksamkeit, was Mertelsmann als langsame Europäisierung der Geschichtspolitik bewertete. Rückblickend betrachtet sollte sich dieser Vortrag gewissermaßen als programmatisch für die Konferenz herausstellen, indem er sich vorrangig auf die staatliche Geschichtspolitik konzentrierte und kaum auf die Frage des kommunikativen oder „privaten“ Gedächtnisses einging.

Den Ländern Ostmitteleuropas wendete sich Muriel Blaive (Wien) zu, die die Erinnerung an Holocaust und Kommunismus in Tschechien, Polen und Ungarn nach 1989 thematisierte. Im Unterschied zu Westeuropa konstatierte sie in den drei Ländern eine besondere Bedeutung des Nationalismus bzw. der nationalen Identität und eine enge Verknüpfung zwischen der Frage nach der nationalen Zugehörigkeit und der Legitimität als Opfer(gruppe): Die „Zentraleuropäer“ verstanden sich als doppelte Opfer der Geschichte, die sowohl Nationalsozialismus als auch Kommunismus erleiden mussten. Dies werde bei den Institutionen der zeitgeschichtlichen Forschung deutlich, die die Periode des Staatssozialismus mit derjenigen der nationalsozialistischen Okkupation gleichsetzten. Darüber hinaus ziehe man aus dem Holocaust keine moralischen Schlüsse, wie dies im „Westen“ der Fall sei.

Über die Konflikte zwischen Geschichtspolitik und kommunikativem Gedächtnis in Bezug auf Holocaust und Gulag in Russland referierte anschließend Maria Ferretti (Viterbo, Italien). Sie konstatierte, dass es in Russland nach wie vor problematisch sei, die Shoah ins kollektive Gedächtnis zu integrieren. Dafür gebe es zahlreiche Gründe: vor der Wende den glorifizierenden Blick auf den Zweiten Weltkrieg; später die Gleichsetzung zwischen Kommunismus und Nationalsozialismus und damit einhergehend die Viktimisierung des russischen Volkes; seit Putins Aufstieg an die Spitze des Staates den Wandel des Blicks auf die stalinistischen Verbrechen; als zeitlich übergreifendes Element den Antisemitismus in der Sowjetunion vor wie auch nach dem Zweiten Weltkrieg. Ferretti bezeichnete es als Paradox, dass der 27. Januar, der internationale Holocaust-Gedenktag, in Russland nicht begangen werde, obwohl dieser Tag die Befreiung des KZ Auschwitz durch die Rote Armee markiert.

Claus Bryld (Roskilde) analysierte die Geschichtspolitik Schwedens und sprach vom realpolitischen Blick auf die Vergangenheit des Landes, der bis in die 1990er Jahre dominant gewesen sei. Erst in den letzten Jahren sei die schwedische Neutralität kritisch hinterfragt, der Blick etwa auch auf die einstige Begeisterung für das nationalsozialistische Deutschland gelenkt worden. Im Gegensatz zu Dänemark und Norwegen, wo den Historikern eine entscheidende Rolle zugeschrieben werden könne, sei in Schweden, so das Resümee Brylds, die Wende von einem realpolitischen bzw. pragmatischen hin zu einem moralischen Blick auf die eigene Vergangenheit vor allem der Politik zu verdanken.

Christian Gerbel (Wien) wandte sich unter dem programmatischen Titel „Vom Opfermythos zur Integration jüdischer Erfahrungen“ der österreichischen Geschichtspolitik zu. Nach 1945 könne man in Österreich von einer Exterritorialisierung und Externalisierung des Nationalsozialismus sprechen; trotz (selbst-)kritischer Tendenzen in den 1960er Jahren habe erst die Affäre um Kurt Waldheim zwanzig Jahre später eine Wende in der österreichischen Perspektive auf die eigene Geschichte bewirkt. Seit den 1990er Jahren werde die Mitschuld Österreichs am Nationalsozialismus und am Holocaust vom Großteil der politischen Elite anerkannt und daraus eine Mitverantwortung abgeleitet, die sich zum Beispiel in der Gründung von entsprechenden Fonds, der Einsetzung einer Historikerkommission, in Form von Restititionen und Kompensationen sowie der Errichtung eines zentralen Holocaust-Mahnmals in Wien äußere.

Über die Schweiz und deren (Nicht-)Teilhabe am Weltgeschehen berichtete Georg Kreis (Basel). Den Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildete die Aussage Jean-Pascal Delamuraz', ob denn Auschwitz in der Schweiz liege. Dieses Land, das sich gerne als einsame Insel (oder als abgeschotteter Berg oder auch als Kombination aus beidem) betrachte, wie Kreis anhand von Karikaturen illustrierte, habe sich lange im „Schlaf der Gerechten“ befunden. Selbst erste Veröffentlichungen und Diskussionen über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg wie auch die Ergebnisse einer unabhängigen Expertenkommission (der so genannten Bergier-Kommission) hätten daran zunächst nichts Wesentliches geändert. Erst mit der Gründung zweier Fonds und der Vereinbarung der Schweizer Banken mit dem Jüdischen Weltkongress in den späten 1990er Jahren habe die Schweiz, so Kreis weiter, begonnen, Verantwortung für die eigene Rolle im Zweiten Weltkrieg zu übernehmen.

Daran anknüpfend sprach Berthold Unfried (Wien) über die zwei deutschen Enquetekommissionen zur DDR-Vergangenheit, der „zweiten deutschen Diktatur“. Dabei zog er auch einen Vergleich mit Wahrheits- und Geschichtskommissionen in Südafrika und Lateinamerika und stellte der deutschen Situation am Ende knapp die österreichische Sicht auf den Kommunismus gegenüber.

Fortgesetzt wurde die Konferenz am zweiten Tag unter der Moderation von Maria Todorova (Urbana-Champaign) mit einer Einleitung des abwesenden Georges Mink (Paris), die von Muriel Blaive verlesen wurde. Mink zufolge reichten die bisherigen Konzepte der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Gedächtnis, die er vor allem in der Philosophie (Paul Ricoeur), der Soziologie (Maurice Halbwachs) und der Geschichte (Pierre Nora) verortete, für das Verständnis aktueller Tendenzen im Umgang mit der Vergangenheit nicht aus. Um aus der „Sackgasse“ dieser drei Paradigmen herauszugelangen, regte Mink die Einbindung der Politikwissenschaft an, wobei er besonders die Frage der „*mémoire réactive*“ hervorhob, also das Vermögen, das kollektive Gedächtnis zu reaktivieren und es in aktuellen politischen Debatten einzusetzen. Den Bestand an diesbezüglichen Ressourcen bezeichnete Mink als „Gedächtnis-Fundorte“ (*gisements mémoriels*). Schade war freilich, dass Georges Mink nicht selbst anwesend war und seine Ideen folglich in der Diskussion kaum aufgegriffen wurden.

Oliver Rathkolb (Wien) betrachtete in seinem Referat die Perzeption des Holocaust in der tschechischen, polnischen und ungarischen öffentlichen Meinung unter Berücksichtigung des österreichischen „Sonderfalls“. Aussagen über das kommunikative Gedächtnis versuchte er dabei aus einer aktuellen Meinungsumfrage abzuleiten, die demokratisches Potenzial, autoritäre Einstellungen und historisches Bewusstsein über den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegsordnung abfragte: Einerseits zeige sich in den drei postkommunistischen Ländern die Tradierung alter Denkmuster (etwa die Überbetonung des heimischen Widerstands oder die geringe Bereitschaft, Mitverantwortung für das Schicksal der Juden während des Zweiten Weltkriegs einzugestehen), andererseits könne auf Grund deutlicher Unterschiede in den Umfrageergebnissen festgestellt werden, dass die kommunistische Erinnerungs- bzw. Vergangenheitspolitik nicht zur vollständigen Homogenisierung der Einstellungen gegenüber Juden führte: Oft lägen die tschechischen Ergebnisse dichter bei den österreichischen als bei denen aus Polen und Ungarn.

Anhand lokaler Untersuchungen in Grenzregionen und -städten untersuchte Berthold Molden (Wien) die Rolle des Kalten Krieges in der europäischen Erinnerung. Seine diachrone Perspektive umfasste das zeitgenössische Andenken an den Zweiten Weltkrieg als auch den Kalten Krieg selbst als erinnerte Epoche. Molden betonte, dass sich „Ost“ und „West“ einerseits deutlich voneinander unterscheiden, beispielsweise in der Frage des Vergleichs bzw. der Gleichsetzung von Kommunismus und Nationalsozialismus, man andererseits an den gegenseitigen (nationalen) Wahrnehmungen in Zentraleuropa erkennen könne, wie gering der Stellenwert der Zeit von 1945 bis 1989 sei und in welchem ungleich größerem Maß auf die Zeit vor 1938, auf den Anfang des 20. und das Ende des 19. Jahrhunderts rekurriert werde.

Thomas Lindenberger (Potsdam) befasste sich in einem äußerst aufschlussreichen Vortrag am Beispiel Deutschlands mit „*Governing conflicted memories*“. „Govern-

ing“ beschrieb er dabei als Politik der Anleitung, die die Bürger zu einer Handlung aus freien Stücken bewege. Seit der deutschen Wiedervereinigung sei die Politik verstärkt mit der Notwendigkeit konfrontiert worden, verschiedene (teils einander ausschließende) Vergangenheits-Konzepte, vor allem die beiden offiziellen Geschichtsnarrative aus der Zeit vor 1989, zu kombinieren und zu homogenisieren. Dadurch solle eine friedliche Koexistenz der unterschiedlichen Gedächtnisse und Erinnerungskulturen gewährleistet werden. Aus diesem Grunde betreibe die Geschichtspolitik nicht zuletzt auch die Exklusion spezifischer (z. B. rechtsextremer) Gedächtnisse.

Die Nachmittagssektion, moderiert von Marie-Janine Calic (München), eröffnete Natalija Bašić (Berlin) mit Ausführungen zu kommunikativer Erinnerung und Familiengedächtnis in Kroatien und Serbien, einer Region, in der der Zweite Weltkrieg nicht der letzte kriegerische Konflikt war. In erster Linie anhand von Interviews analysierte sie die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg, an Okkupation, Widerstand und Kollaboration. Einen wichtigen Bestandteil der Untersuchung bildete zudem das Bild der Deutschen. Die Auswertungen weisen auf eine gewisse neutrale Haltung gegenüber der Kollaboration hin, auf ein eher positives Image der Deutschen und vor allem auf eine Heroisierung des Alltags und des „einfachen“ Überlebens der (Groß-)Eltern während des Zweiten Weltkrieges.

Auch im letzten Vortrag des zweiten Konferenztags lag der Schwerpunkt auf Südosteuropa. Stefan Troebst (Leipzig) erörterte die bulgarischen Debatten über das Schicksal der Juden in Bulgarien im Zweiten Weltkrieg. Der Mythos der Errettung der bulgarischen Juden und damit auch das (Selbst-)Bild des (einzigen) Landes ohne Antisemitismus und ohne Xenophobie habe sich bis ins 21. Jahrhundert halten können. Auch nach 1989 sei das Vergangenheitsnarrativ in Bulgarien grundsätzlich gleich geblieben, es seien nur die Akteure, die „Retter“ der Juden ausgetauscht worden: An die Stelle des Proletariats und der kommunistischen Partei seien in der öffentlichen Wahrnehmung nun König Boris und einzelne andere Politiker getreten. Inzwischen habe sich die Kritik an dieser Sichtweise verstärkt, sodass man heute ein multiples Erinnern registrieren könne, eine Mischung der Narrative von Errettung, Deportation und Vernichtung der bulgarischen Juden.

Als Schluss- und wohl auch Höhepunkt der Konferenz hielten Pieter Lagrou und Natan Sznaider unter der Moderation von Martin Sabrow (Potsdam) zwei allgemeinere Vorträge, bevor die Teilnehmer in einer Podiumsdiskussion Bilanz zogen. Inhaltsreiche und kritische Überlegungen zu „Opfertum“, Identität und Emanzipation von der Vergangenheit stellte zuerst Pieter Lagrou (Brüssel) an. Von der Prämisse einer gemeinsamen Erinnerungskultur in Europa ausgehend, behandelte er die Schwierigkeiten eines europäischen Gedächtnisses und einer europäischen Identität. Der heutige Opferdiskurs in Europa orientiere sich stark an der Vergangenheit und sei somit kaum ein konstruktiver und zukunftsorientierter Teil der aktuellen politischen Debatten um Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Bei Opferdiskursen gehe es nicht allein um gesellschaftliche Anerkennung und deren Konsequenzen, sondern in besonderem Maße um die verbindende, identitätsstiftende (und somit auch exkludierende) Wirkung. Während Opferdiskurse zwar retrospektiv seien, werde der Opferstatus (im Gegensatz zu jenem der Täter) jedoch in die nächste(n)

Generation(en) weitergegeben – was die Zukunft als Rückkehr in die Vergangenheit erscheinen lasse.

Natan Sznajder (Tel Aviv) sprach anschließend über Leiden als universelles Gerüst für das Verständnis von Erinnerungspolitik. Er wies auf die Entwicklung vom partikularen zum universalen Opferbewusstsein bzw. vom historischen zum strukturellen Trauma hin (wobei letzteres einer konkreten Geschichte und Erfahrung entbehren ist, also keine fassbaren Akteure, weder Opfer noch Täter, kennt). Zweiter Weltkrieg und Holocaust seien so im „kosmopolitischen“ (europäischen) Gedächtnis zu einem Ereignis geworden, an dem ganz Europa Schuld- und gleichzeitig Leidtragender sei. Den Juden komme in dieser universalen Erinnerung kein besonderer Platz mehr zu, weswegen Sznajder auch dafür plädierte, hinter den Diskussionen um Opfer und Traumata nicht die konkreten, an Individuen verübten Verbrechen zu vergessen.

Bereits an den ersten beiden Konferenztagen, vor allem in den lebhaften Diskussionen im Anschluss an die Vorträge, waren Fragen aufgeworfen worden, die die gesamte Konferenz begleiteten und in der Abschlussdiskussion zum Teil wieder aufgegriffen wurden. Das Podium bestand aus Henry Rousso, Aleida Assmann (Konstanz), Gabi Dolff-Bonekämper (Berlin) und Harald Welzer (Essen). Behandelt wurden Fragen nach der Definition von (kommunikativem, privatem) Gedächtnis und Erinnerung, nach dem Unterschied zwischen Geschichtspolitik und Gedächtnis, nach dem wissenschaftlichen Feld der Erinnerungsgeschichte und -kultur sowie nach den Aufgaben von Historikerinnen und Historikern.

Obwohl oft (und nicht zuletzt auch in der Konzeption der Konferenz) von einem transnationalen, europäischen Gedächtnis die Rede war, wurde die Trennung in Ost und West in vielen Referaten stark betont. Auch Aleida Assmann erwähnte die „invisible wall“ in Europa, wobei im Westen ein transnationales und selbstkritisches Gedächtnis des Holocaust, der Kollaboration etc. zu beobachten sei, wohingegen in Osteuropa nationale (Opfer-)Gedächtnisse des eigenen Leidens vorherrschten. Während Gabi Dolff-Bonekämper von „Gedächtniskollektiven“ als Basis für kollektives Erinnern sprach, von In- und Exklusivität derartiger Gruppen und dem Idealziel, „Momente des Hineintretens“ in Gedächtniskollektive zu schaffen, hob Assmann die Bedeutung eines minimalen gemeinsamen Geschichtsbewusstseins in Europa hervor. Dieser bipolaren Betrachtung der europäischen Erinnerungskultur widersetzte sich dezidiert Marie-Janine Calic mit dem Hinweis darauf, dass es einer konkreten Herangehensweise an Gedächtnis und nationale Geschichtsnarrative bedürfe, um festzustellen, wie gering der Unterschied zwischen Ost- und Westeuropa bzw. dass er überhaupt nicht vorhanden sei.

Harald Welzer, der zunächst den Sinn des „Hineintretens“ in „Gedächtniskollektive“ hinterfragte, nahm dann generell den heutigen „Memory-Boom“ in den Blick. Welzer zufolge liege dieser unter anderem im Untergang der alten Welt begründet, so dass einzig die Erinnerung übrigbleibe. Die Hinwendung zum Gedächtnis stelle vielleicht auch eine Suche nach dem alten Europa und der ehemaligen Stärke des Kontinents und damit letztendlich nach Identität in einer sich verändernden Welt dar.

Die Konferenz, die vor allem aufschlussreiche Einblicke in die Vergangenheits- und Geschichtspolitik zahlreicher europäischer Staaten gegeben hat, machte deut-

lich, wie breit bzw. unterschiedlich die Begriffe Erinnerung und Gedächtnis aufgefasst werden. So äußerte auch Henry Rousso in der Schlussdiskussion den Eindruck, dass es in der Frage des Begriffs von Gedächtnis und Erinnerung deutlichere „clashes“ als im europäischen Gedächtnis selbst gebe. Und Oliver Rathkolb stimmte dem mit seiner Bemerkung zu, dass geeigneterer Titel der Tagung vielleicht „Clashes in history politics“, „Konflikte zwischen Meistererzählungen“ oder die „Suche nach einem europäischen Narrativ“ gewesen wären.

München

Peter Hallama

LOYALITÄTEN IM STAATSSOZIALISMUS – DDR, TSCHECHOSLOWAKEI UND POLEN

Nach wie vor herrscht in der Auseinandersetzung mit sozialistischen Herrschaftssystemen eine starke Konzentration auf Repression und Zwang. Dass es für die langjährige Stabilität der sozialistischen Gesellschaften Ostmitteleuropas und die Anpassung der Bevölkerung auch andere Gründe als Terror oder dessen Androhung gab, bleibt dagegen im Hintergrund. Ziel der von Volker Zimmermann (Prag) konzipierten Tagung „Loyalitäten im Staatssozialismus“, die am 25. und 26. September 2008 in Prag stattfand, war es, staatliches Werben um die Loyalität der Bevölkerung sowie die Loyalitätsbezüge verschiedener gesellschaftlicher Gruppen in der DDR, der Tschechoslowakei und Polen vergleichend zu untersuchen.

Der erste Teil der Konferenz widmete sich den „neuen Bevölkerungsgruppen“, die in den drei betrachteten Ländern aus den gewaltigen demografischen Wandlungsprozessen nach dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen waren und die traditionellen sozialen Strukturen in erheblichem Maße veränderten. Für die jeweilige kommunistische Partei waren die „Umsiedler“ (SBZ) bzw. „Neusiedler“ ein Ansatzpunkt zur Etablierung ihrer Herrschaft. Die Bodenreform als Umverteilungsmaßnahme habe aber, wie Michael Schwartz (Berlin) deutlich machte, nur vorübergehend und in bestimmten Regionen zu einer Integration der zu „Neubauern“ avancierten „Umsiedler“ geführt. Längerfristig sei die Einstellung dieser Bevölkerungsgruppe gegenüber dem Regime von anderen Faktoren wie etwa der ungeklärten Grenzfrage oder den drängenden Problemen auf dem Wohnungssektor beeinflusst worden. Im Vergleich dazu hatte die KPTsch vor dem Februar 1948 bei der Erringung von Loyalität leichtes Spiel, wobei die Partei in dieser Zeit unter den Neusiedlern der Grenzgebiete auch mit durchaus „nichtkommunistischen“ Positionen warb. Andreas Wiedemann (Prag) führte an, dass die von der KPTsch propagierte Überführung des Bodens in Privatbesitz dieser 1946 in manchen Wahlbezirken des Grenzlandes einen Stimmenanteil von über 50 Prozent sichern konnte. Allerdings habe es sich für das Regime als große Herausforderung erwiesen, die so gewonnene Loyalität dauerhaft zu erhalten. In diesem Zusammenhang sprach Matěj Spurný (Prag) von einem Aushandlungsprozess zwischen dem Regime und den Wollhynientschechen, in dessen Verlauf Loyalität durch konkrete Zugeständnisse „erkauft“ worden sei.

Die Perspektive auf sozialen und kulturellen Aufstieg zeigte gerade bei neuen Bevölkerungsgruppen Wirkung: Tadeusz Janicki (Poznań) verwies auf die Situation polnischer „Neusiedler“ in den „Wiedergewonnenen Gebieten“, bei denen die Kommunisten durch Agrarreform, Aufstiegschancen und eine Stabilisierung der Verhältnisse durchaus positiven Widerhall finden konnten – ganz im Gegensatz zu Großpolen, wo dies bei altansässigen Bauern kaum gelungen sei. Für eine umfassende Betrachtung der Haltung der neuen Bevölkerungsgruppen – dies wurde in der anschließenden Diskussion übereinstimmend betont – müssten aber auch andere Faktoren wie die unmittelbare zeitliche Nähe zum Krieg und die damit verbundenen Erfahrungen berücksichtigt werden.

Wichtiger Bestandteil der Herrschaftskonsolidierung und -erhaltung sozialistischer Systeme war die Propaganda, die in den 1950er und 1960er Jahren gegen eine vermeintliche Bedrohung durch den Westen gerichtet war. Hier wurden gezielt Ängste instrumentalisiert, um Loyalität herzustellen und zu festigen. Den Wandel von Feindbildern in der DDR und in Polen skizzierte Jan C. Behrends (Berlin): In der SBZ/DDR habe zunächst das Feindbild des Nationalsozialisten eine zentrale Rolle gespielt, doch seien innenpolitische Gegner allmählich zugunsten der „Volksfronttaktik“ in den Hintergrund getreten. Im Laufe der Zeit habe die Agitation sich unter anderem verstärkt gegen eine „Amerikanisierung“ gerichtet. Auch in Polen, so Behrends, sei die „Bedrohung durch den amerikanischen Imperialismus“ zum Hauptmotiv der Propaganda geworden, nachdem in der frühen Nachkriegszeit das tradierte ethnische Negativstereotyp vom „Deutschen“ dominant gewesen sei. Für die Tschechoslowakei zeichnete Marína Zavacká (Bratislava) einen Prozess der Ausdifferenzierung nach: Während auch hier in den 1950er Jahren „der Deutsche“ das zentrale Feindbild in der staatlichen Propaganda gewesen sei, habe sich dieses Bild während der 1960er gewandelt. So seien die Westdeutschen auch als bedauerenswert und quasi als Opfer des amerikanischen Einflusses charakterisiert worden.

Zur Gewinnung von Loyalität und Systemstabilisierung wurden in zunehmendem Maße auch die Sozial- und Konsumpolitik eingesetzt. Dabei erwies sich allerdings die Privilegierung bestimmter Gruppen als kontraproduktiv. Martin Franc (Prag) verwies auf die Bevorzugung der Industriearbeiterschaft in der Tschechoslowakei der 1950er Jahre, die bis zum Aufkommen der ersten wirtschaftlichen Krise in den 1960er Jahren eine durchaus stabilisierende Wirkung gezeitigt habe. Die forcierte Konsum- und Sozialpolitik könne außerdem als Abkehr von repressiven Methoden nach der blutigen Niederschlagung der Aufstände von 1953 und 1956 interpretiert werden – als Suche nach „geschmeidigeren“ Formen der Herrschaftssicherung. Christoph Boyer (Salzburg) zufolge habe dieser Mechanismus zur „Produktion von Loyalität“ in der Tschechoslowakei nach 1968 auch zumindest vorübergehend funktioniert. Der spätere Niedergang sei eher in dauerhaften strukturellen Problemen zu suchen als in der Aufkündigung der Loyalität durch die Bevölkerung aufgrund ökonomischer Schwierigkeiten.

Eines der zentralen strukturellen Probleme besonders in Polen und der DDR war die Schuldenfalle, entstanden vor allem durch das Bemühen, den immer größer werdenden Ansprüchen der Bevölkerung an das Lebensniveau gerecht zu werden. Diese

„Anspruchsinflation“ habe, so Peter Hübner (Potsdam), in den 1980er Jahren in einen „verschleppten Konkurs“ gemündet.

In einem eigenen thematischen Block wurden Intellektuelle – Künstler, Schriftsteller und Filmemacher – einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Hierbei erwies es sich als erforderlich, das Kongruenzpaar von „Loyalität“ und „Illoyalität“ um Abstufungen zu erweitern: Dieter Segert (Wien) plädierte dafür, von einem Spektrum zu sprechen, das von „bedingungsloser“ bis hin zu „kritischer“ Loyalität reicht, und illustrierte dies am Beispiel von Konflikten im Schriftstellerverband der DDR. Gerade die Loyalität von Intellektuellen habe im Laufe der Zeit starken Wandlungen unterlegen. Monika Práchenská und Jiří Pešek (beide Prag) skizzierten die verschiedenen Entwicklungsstufen der Loyalität zum Regime im Milieu der tschechoslowakischen Schriftsteller. Eine differenzierte Loyalität habe sich während des Prager Frühlings gezeigt, als ein Großteil dieser Gruppe – loyal zu den Reformbemühungen – Fehler des alten Regimes beseitigen wollte. Ihrer exponierten Stellung als Künstler, Schriftsteller oder Filmemacher hatten viele Intellektuelle verschieden große Freiräume zu verdanken, die sie in unterschiedlichem Maße zu nutzen wussten. Patryk Wasiak (Warschau) führte das Beispiel des polnischen Filmemachers Andrzej Wajda an, der geschickt lavierend die Veröffentlichung seines Filmes „Człowiek z marmuru“ (Der Mann aus Marmor) gegen partielle Kritik von Seiten der Staatsmacht letztlich habe verteidigen können. Die Herausforderung bestand darin, nachzuweisen, dass der Film der offiziellen Politik entspreche und somit „loyal“ sei.

Die Kirche, die in der Forschung ebenfalls als gesellschaftliche Institution mit gewissen Freiräumen gilt, war Gegenstand des folgenden Panels. Clemens Vollnhals (Dresden) beschrieb am Beispiel der Kirche in der DDR die unterschiedlichen Reaktionen von Kirchenvertretern auf Repressionen und auf Forderungen nach Loyalität von Seiten des Regimes. Die Bandbreite habe dabei von einer Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit bis zu regimekritischem Verhalten gereicht, wobei allerdings als eine maßgebliche Richtung Hoffnungen eines Teiles der Geistlichen auf einen „dritten Weg“ hervorzuheben seien. Miroslav Kunštát (Prag) differenzierte hierbei am Beispiel der Tschechoslowakei zwischen einer spontanen, echten Loyalität zu Beginn der Entwicklung und einer Loyalität als Überlebensstrategie, die für die 1970er und 1980er Jahre charakteristisch gewesen sei. Im Falle Polens muss aufgrund der traditionell starken Rolle der Kirche allerdings von anderen Voraussetzungen ausgegangen werden. Stanisław Jankowiak (Poznań) verwies auf die Nachkriegszeit, als die Kommunisten bemüht gewesen seien, in der Bevölkerung antikommunistische Ressentiments durch eine gemäßigte Kirchenpolitik abzubauen. Diese Bemühungen hätten in der Folgezeit durchaus zu einem „pragmatischen Arrangement“ zwischen Staat und Bürgern geführt.

Abschließend widmete sich die Konferenz der Frage, inwieweit das Thema „Loyalität im Staatssozialismus“ in aktuellen Schulbüchern reflektiert wird. Sowohl Zdeněk Beneš als auch Tomáš Nigrin (beide Prag) gelangten bei der vergleichenden Untersuchung tschechischer, polnischer und slowakischer Schulbücher zu dem Schluss, dass die Auseinandersetzung der Forschung mit Loyalitätsformen im Sozialismus in diesen Werken noch nicht angekommen sei. Nigrin sprach hier von

einer Parallele zwischen der Darstellung des Sozialismus in tschechischen Schulbüchern und in den tschechischen Medien, die die Beschreibung positiver Bezüge der Bevölkerung zum sozialistischen Staat generell als „Verklärung der kommunistischen Vergangenheit“ verurteilten.

Die thematischen Sektionen der Tagung wurden von allgemeinen Überlegungen zum Begriff der Loyalität eingerahmt. Dabei verwiesen Volker Zimmermann im Einführungsvortrag und Peter Haslinger (Marburg, Gießen) in seinem resümierenden Referat auf die Bedeutung – auch hinsichtlich der heutigen gesellschaftlichen Brisanz und vor dem Hintergrund bisheriger Forschungen – und auf Perspektiven in der wissenschaftlichen Aufarbeitung der „Loyalitäten im Staatssozialismus“. Zimmermann zufolge müsse das bislang noch vorherrschende dichotomische Bild von Staat und Gesellschaft in großem Maße differenziert und erweitert werden: So müssten gerade die Mechanismen, die zu verschiedenen Ausformungen der Loyalität jenseits von offener und verdeckter Repression geführt hätten, in den Vordergrund gestellt und die Wechselwirkungen zwischen Herrschaft und Gesellschaft betrachtet werden. Methodisch stelle sich allerdings das Problem der Messbarkeit, zumal bei einer Untersuchung von Loyalitäten verschiedene zeitliche Phasen staatssozialistischer Herrschaft zu berücksichtigen seien. Diese Grundvoraussetzung unterstrich auch Haslinger, der dafür plädierte, bei der Abfolge von „Zyklen von Loyalität“ strukturelle Krisen sowie die sich verändernden innen- und außenpolitischen Konstellationen zu berücksichtigen. Eine Differenzierung von Loyalität in eine strukturfunktionale, eine diskursive, eine personelle bzw. soziale sowie eine zyklische Kategorie ermögliche Ansatzpunkte für weitere Forschungen.

Es sind gerade diese in den Referaten und in den Diskussionen aufgezeigten Systematisierungen des Tagungsthemas, die in Richtung künftiger differenzierterer Perspektiven und Interpretationen weisen – wenngleich die Konferenz hinsichtlich der Messbarkeit von Loyalität auch Grenzen aufzeigte.

Velbert, Prag

Volker Mohn, Thomas Oellermann

DIE WANDLUNGEN DES DISKURSES DER TSCHECHISCHEN MARXISTISCHEN HISTORIOGRAFIE

In den ersten drei Oktobertagen 2008 war der Vorlesungssaal des staatlichen Bezirksarchivs České Budějovice (Budweis) Schauplatz der Konferenz „Wandlungen des Diskurses der tschechischen marxistischen Historiografie“, die vom Historischen Institut der Philosophischen Fakultät der Südböhmischen Universität veranstaltet und von Rektor Václav Bůžek eröffnet wurde.

Die marxistische Historiografie ist bisher von der tschechischen Geschichtswissenschaft noch nicht gründlich „vermessen“ worden. Das liegt sicher auch an der Gegenwartsnähe des Themas, die zwar reiches Quellenmaterial mit sich bringt und eine Annäherung über die Oral-History-Methode ermöglicht, zugleich aber auch sachlich-objektive Interpretationen erschwert. Zudem fehlen bisher nicht nur umfassendere Untersuchungen über das Verhältnis von Wissenschaft und Sozialismus, sondern generell über das Beziehungsgeflecht von Gesellschaft, sozialistischer

Ideologie und sozialistischem System. Solche Analysen, betonte Bohumil Jiroušek (České Budějovice), der Organisator der Tagung, in seinem einleitenden Referat „Die tschechische marxistische und marxistisch-leninistische Historiografie: Möglichkeiten, die Wandlungen des Diskurses zu erforschen“, seien aber für das Verständnis der Nachkriegsentwicklung der Tschechoslowakei von grundlegender Bedeutung.

Marco Paolino (Viterbo, Italien) eröffnete das erste, mit dem Titel „Internationale Zusammenhänge und Parallelen“ überschriebene Panel mit einem Beitrag, in dem er am italienischen und ostdeutschen Beispiel zwei Linien marxistischer Geschichtsschreibung vorstellte: Die linksorientierte westeuropäische Historiografie, die um die klare Darlegung von Ansatz und Methode bemüht war und – auch um den Preis von Konflikten – eine Manipulation von Fakten im Dienste ideologischer Reinheit verweigerte, und eine Historiografie aus dem östlichen Europa, die als Legitimationselement kommunistischer Herrschaft fungierte. Daran schloss Vojtěch Kyncl (České Budějovice) mit seinem Referat über das Bild der beiden deutschen Staaten in der tschechischen Historiografie der 1950er Jahre an. Kyncl arbeitete die Paradoxien heraus, die die neue, primär ideologisch bedingte Art hervorbrachte, in der nicht allein historische Begebenheiten, sondern auch die wissenschaftlichen und persönlichen Qualitäten deutscher Historiker beurteilt wurden. Als ausschlaggebend erwies sich dabei keineswegs die in vielen Fällen problematische Vergangenheit der betreffenden Wissenschaftler, sondern deren „richtige“ politische Haltung und Staatszugehörigkeit. Dagmar Blümlová (České Budějovice) sprach in ihrem Beitrag „Die sowjetische Diskussion über den Begriff der Nation“ über die Probleme, die die Vagheit grundlegender Termini für die sowjetische und in der Folge auch die tschechische marxistische Historiografie mit sich brachte. Eine wenn auch eingeschränkte Diskussion darüber sei erst in den 1960er Jahren möglich gewesen.

Die Nachmittagssektion war dem Ziel gewidmet, die Ausgangspunkte, Hauptprotagonisten und die institutionelle Seite des ideologisch-politischen Transformationsprozesses der tschechischen Geschichtsschreibung, der sich in etwa während der Jahre 1948-1953 vollzog, zu identifizieren. Dabei kam die Rede selbstverständlich auch auf die beiden wichtigsten Ideologen dieser Zeit: auf Informationsminister Václav Kopecký, über den Ladislav Švadlena (České Budějovice) referierte, und Ladislav Štoll, den Begründer des offiziellen Kanons der sozialistischen Kunst, den der Moderator der Sektion, Tomáš Hermann (Prag), in die Diskussion einbrachte. Hana Kábová (Prag) benannte am Beispiel Jan Pachtas, des späteren persönlichen Archivars Klement Gottwalds, die Inspirationsquellen der marxistischen Geschichtsschreibung, die bereits in der Zwischenkriegszeit vorhanden waren. Mit ihrem Beitrag über die „Hochschule für Politik- und Wirtschaftswissenschaften (VŠPHV)“ als Instrument der Implementation des sowjetischen Schulwesens in der ČSR 1948-1953 verschob Markéta Devátá (Prag) schließlich den Schwerpunkt der Nachmittagssektion in Richtung Institutionsgeschichte. Im Mittelpunkt ihrer Darstellung stand eine von der Partei etablierte Bildungseinrichtung, deren Hauptaufgabe es sein sollte, ideologisch und politisch bewusste Kader heranzuziehen. Zwar gelang es der VŠPHV nicht, dieses Ziel umzusetzen, dennoch nahm sie eine Schlüsselstellung ein, weil sich dort die Generationenkonflikte marxistisch geschul-

ter Historiker – also zwischen den Pädagogen wie z. B. Josef Macek und František Graus und den Studierenden – abspielten. Darauf, dass die marxistische Ideologie einem jeden Menschen selbstverständlich werden sollte – und zwar von Kindesbeinen an – wies Zdeněk Rubeš (České Budějovice) im abschließenden Beitrag des Panels hin, indem er demonstrierte, dass sogar Märchen ideologischen Erfordernissen angepasst wurden.

Der gesamte zweite Tag der Konferenz, der in zwei Sektionen gegliedert war, trug den Titel „Wissenschaft und Ideologie“. Eröffnet wurde er von Jan Randák (Prag) mit dem Beitrag „Der Vormarsch der marxistischen Historiografie in den öffentlichen Raum – die Bethlehems-Kapelle als Erinnerungsort und Symbol einer entdeckten Tradition“. Randák zeigte, wie das Hussitentum als eines der historischen Themen, denen die Präferenz der marxistischen Historiografie galt, über Emblematisierung und Symbolik indirekt und darum besonders tief ins historische Bewusstsein der tschechischen Gesellschaft eindrang.

Die weiteren Vorträge und Diskussionen des Vormittags galten den methodischen und theoretischen Fragen, die die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der marxistischen Historiografie aufwirft. So sprach Adam Hudek (Bratislava) über die Probleme der Einbettung der slowakischen in die tschechische Geschichte und über die Konflikte um die Periodisierung, zu denen es in diesem Kontext während der 1950er Jahre kam. Vítězslav Sommer (Prag) erläuterte in seinem Beitrag „Drei Phasen der Parteigeschichte“ die grundlegenden Paradigmen der Geschichte der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, die das zu diesem Zweck gegründete „Institut für die Geschichte der KP(Tsch“ (Ústav dějin KSČ) zu formulieren suchte. Und schließlich beendete Jakub Rákosník (Prag) die Vormittagssektion mit einer theoretischen Auseinandersetzung mit der Definition des Begriffs „Klassencharakter“ (třídnost).

Die nachmittägliche Sitzung galt dann der Anwendung des historischen Materialismus in der konkreten Forschung. Dalibor Vácha (České Budějovice) ging auf die Unklarheiten in der Interpretation der Geschichte der Legionen ein, deren Wurzeln er bereits in der Zwischenkriegszeit verortete. Mit Robert Kalivodas origineller Interpretation der hussitischen Revolution befasste sich Jan Mervart (Hradec Králové). Miroslav Novotný (České Budějovice) gelangte in seinem Referat über die „Geschichte von Schulwesen und Bildung in der tschechischen marxistischen Historiografie“ zu dem Schluss, dass die Einführung eines einheitlichen Konzepts in diesem Bereich der Geschichtsschreibung in mancher Hinsicht positive Ergebnisse gezeitigt habe, und nannte als Beispiel die systematische Herausgabe der Werke Jan Amos Comenius', der als eine der Ikonen der „positiven Traditionen der Vergangenheit“ gegolten habe. Jitka Rauchová (České Budějovice) ging schließlich den sich wandelnden Interpretationen der Geschichte der tschechischen Theateravantgarde in offiziellen Periodika und Monografien während der 1950er und 1960er Jahre nach.

Der letzte Konferenztag unter dem Titel „Schicksale von Wissenschaftlern und ihren Werken“ verhielt nicht nur Einblick in die verschiedenen Karrierestrategien, die die neue wissenschaftliche Elite nach dem Februar 1948 verfolgte, sondern auch in deren Erfolg oder Scheitern. Milan Ducháček (Prag) näherte sich durch eine bio-

grafische Skizze Václav Chaloupeckýs den Lebenswegen eines Historikers der älteren Generation an, der dank der Gunst von Kulturminister Zdeněk Nejedlý auch unter den veränderten politischen Umständen in seinem Beruf Anerkennung erringen konnte und als „Wächter“ des Erbes von Josef Pekař fungierte. In seinem Beitrag über František Roubík verfolgte Pavel Holát (Prag) die Hintergründe der institutionellen Veränderungen in der Geschichtswissenschaft, die zunächst zur Schließung des staatlichen Historischen Instituts und der Gründung des Historischen Instituts an der Akademie der Wissenschaften und letztlich dazu führten, dass junge Historiker, die keine gründliche ideologische Schulung durchlaufen hatten, in führende Positionen kamen. Roman Šperňák (České Budějovice) rekonstruierte das vorsichtige, auf die Karriere bedachte Manövrieren des Historikers Václav Král in der Zeit des „Prager Frühlings“ und dessen Wiederkehr als „Hauptnormalisator“ nach 1969.

Wie und in welchem Umfang marxistische Thesen in den 1960er Jahren in die Regionalgeschichtsschreibung Eingang fanden, untersuchte Josef Dvořák (České Budějovice) am Beispiel der Arbeiten Bohumil Janoušeks zur revolutionären Tradition Südböhmens. Im abschließenden Beitrag ging František Bahenský (Prag) der überaus interessanten Frage nach, wie tschechische Forscher im Exil von der ausländischen Fachöffentlichkeit wahrgenommen wurden. Um wissenschaftliche Lorbeeren zu erringen, habe nach 1968 mitunter der Status des Emigranten ausgeübt. Da der Ostblock weitgehend in sich geschlossen gewesen sei, seien die vorherigen Arbeiten der Geehrten – nicht selten auf orthodoxen marxistischen Thesen basierend – weitgehend unbekannt gewesen.

Der gesamte Verlauf der Tagung, insbesondere aber die abschließende Diskussion, brachte eine lange Reihe von Themen und Aspekten, die in der Forschung bislang keine nennenswerte Aufmerksamkeit gefunden haben, aber für die weitere Beschäftigung mit der marxistischen Geschichtswissenschaft und deren Verortung in der Sozial- und Kulturgeschichte der sozialistischen Tschechoslowakei unabdingbar sind. Der Konferenz kommt also das große Verdienst zu, das Themenfeld zum ersten Mal abgesteckt zu haben. Das ist umso wichtiger, als auch nach 1989 strukturelle und methodologische Prägungen und Grundmuster der marxistischen Historiografie mehr oder minder unreflektiert weiterwirkten. Zudem bietet das Thema viele Ansatzpunkte für interdisziplinäre Zusammenarbeit und den Vergleich über Fächer- und Landesgrenzen hinweg, der keineswegs auf ehemals sozialistische Gesellschaften beschränkt bleiben, sondern die gesamteuropäische Perspektive berücksichtigen sollte. So bleibt also zu hoffen, dass es künftig weitere solche Gelegenheiten produktiver Diskussion über den Stand der Historiografieggeschichte und die Möglichkeiten ihrer Entwicklung geben wird.

MEDIEN UND ÖFFENTLICHKEIT SEIT DEM 19. JAHRHUNDERT

Zur nationalen und transnationalen Wirkungsmacht von Massenmedien
im Spannungsfeld zwischen Tschechien, der Slowakei und Deutschland

Die Fundamentalpolitisierung der europäischen Gesellschaften seit dem 19. Jahrhundert und die Entwicklung moderner Massenmedien waren einander wechselseitig befördernde Prozesse. In Ostmitteleuropa wurde diese Konstellation von Anfang an um das nationale Element ergänzt: Erst die Schaffung öffentlichkeitswirksamer Medien gestattete es den frühen Nationalbewegungen, den engen Kreis lokaler patriotischer Gesellschaften zu überschreiten. Da nationale Blätter und nationale Parteien in ihrer Gründungsphase oft mehr oder minder identisch waren, konnte die Finanzierung einer der relativ kostenintensiven Zeitungen und Zeitschriften ausschlaggebend für den Erfolg einer Partei sein und der Durchsetzung der „nationalen Sache“ einen gewaltigen Schub verleihen. Somit war der Bezug einer bestimmten Zeitung nicht allein Ausdruck des Informationsbedürfnisses der Leser, sondern oft auch nationales Bekenntnis und politisches Signal.

Die diesjährige Tagung der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission (Meißen, 3.-4. Oktober 2008) nahm den langen Weg von der Etablierung der Massenmedien im 19. zu den modernen Mediengesellschaften des 21. Jahrhunderts in den Blick, um Rolle und Wirkungen der Medien auf das Beziehungsgeflecht zwischen Deutschen, Tschechen und Slowaken exemplarisch zu diskutieren. Mit dieser von Christoph Cornelißen (Kiel), Miroslav Kunštát (Prag) und Roman Holec (Bratislava) konzipierten Tagung wurde also ein breiter historischer Horizont aufgespannt, der nationale wie transnationale Perspektiven enthielt. Um dieses weite Themenfeld und die Diskussion zu strukturieren, wurden der Tagung zwei einführende Vorträge vorangestellt, die zugleich auch Einblick in den Forschungsstand gaben.

Frank Bösch (Gießen) lieferte eine konzise Skizze der verschiedenen Zugänge der Kommunikations- und Medienwissenschaften in Deutschland sowie der Entwicklung der historischen Medienforschung, die mit ihrem sozialwissenschaftlichen Instrumentarium und einem vergleichsweise breiten Medienbegriff Elemente beider Ansätze adaptiert habe. In seinem Überblick über vorliegende Forschungen konnte Bösch bestimmte Schwerpunktthemen wie die Presse- und Medienentwicklung in den westlichen Besatzungszonen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs oder das Jahr 1968 als mediales Ereignis identifizieren. Neben nach wie vor unterbelichteten Themen wie zum Beispiel Verlegern und Verlagen in der Weimarer Republik oder – überraschenderweise – der Medienlandschaft in der DDR benannte Bösch im Folgenden vor allem konzeptionelle Defizite: So liege der Fokus der historischen Medienforschung nach wie vor sehr stark auf Repression, Kontrolle und Propaganda, die von der Sozialgeschichte längst „entdeckte“ Interaktion etwa zwischen nationalsozialistischem Regime und Gesellschaft bleibe indessen unbeachtet.

Barbara Köpplová, die auch im Namen ihrer Kollegen Jan Jiráč und Martin Sekera (alle Prag) sprach, stellte die „Media Studies“ (mediální studia) in Tschechien als ein

junges Fach vor, das einen vergleichsweise schweren Stand habe. Nachdem seine Anfänge in den 1990er Jahren ganz im Zeichen von Übersetzungen westlicher Fachliteratur gestanden hätten, bemühe man sich heute, die Begrifflichkeit und Ansätze der eigenen Disziplin zu profilieren und Medienwissenschaften als transdisziplinäres, vergleichend arbeitendes Fach innerhalb der Geschichtswissenschaften zu etablieren. Das Ziel sei, über die traditionelle und in Tschechien gut eingeführte Mediengeschichte, die im Wesentlichen Zeitungsgeschichte sei, hinauszugelangen. Ein allgemein akzeptierter theoretischer und methodischer Rahmen sei aber noch nicht gefunden, die Aussichten für die Weiterentwicklung der Disziplin in Anbetracht ihrer minimalen personellen Ausstattung schätzte Köpplová als eher ungünstig ein.

Die folgenden beiden Referate illustrierten den untrennbaren Zusammenhang von Medienentwicklung, politisch-nationaler Ausdifferenzierung und Entstehung moderner Massenparteien in den böhmischen Ländern: Jiří Malíř (Brno/Brünn) zeigte am mährischen, Luboš Velek (Prag) am böhmischen Beispiel den raschen Aufstieg der tschechischsprachigen Presse, die die deutschsprachige zahlenmäßig bald überholte und immer weitere soziale Schichten erreichte. Dabei veränderte sich auch das Verhältnis zwischen Presse und Parteien: Hatten die Honoratiorenparteien zum großen Teil im Umfeld und Gefolge der Zeitungen existiert, entwickelten sich die modernen Programmparteien noch vor dem Ersten Weltkrieg zu selbstständigen Akteuren, zu deren Substruktur auch verschiedene Zeitungen und Zeitschriften gehörten.

Die nächste Sektion führte in die Erste Tschechoslowakische Republik und zeigte die zeitgenössische deutsche Presse als mächtigen – und zugleich ohnmächtigen – Faktor der Politik: Armin Krahl (Berlin) führte die ablehnende Berichterstattung der deutschen Regionalpresse in Westböhmen gegenüber dem deutschen Regierungsaktivismus seit 1926 auf ein diffuses Gemisch aus „Tschechisierungs“-Ängsten, politischer Konzeptlosigkeit und mangelndem Wissen zurück. Dass Aufklärung nicht notwendigerweise zu politischer Einsicht führen muss, demonstrierte Michael Havlin (Dresden) in seinem reich bebilderten Vortrag über die Zeitung „Der Sozialdemokrat“ als eine letztlich weitgehend wirkungslos gebliebene Gegenöffentlichkeit: Der „Sozialdemokrat“, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, mit mitunter drastisch präsentierten Fakten über das nationalsozialistische Deutschland zu informieren, wurde von der rasch zum Leitmedium avancierenden SdP-Schrift „Die Zeit“ völlig verdrängt. In der anschließenden Diskussion wurde unter anderem der Aussagewert der hochschießenden Abonnentenzahlen der „Zeit“ diskutiert, die, wie Detlef Brandes (Düsseldorf) betonte, sich zum einen durch den gewaltigen Druck erklären lassen, den SdP-Funktionäre auf die deutsche Bevölkerung ausübten, zum anderen die Möglichkeit bot, Loyalität zu signalisieren, ohne gleich der Partei beizutreten.

Medien und ihre Kontrolle während der Protektoratsjahre waren das Thema der folgenden Beiträge: Jakub Končelík (Prag) stellte Strukturen, Institutionen und Mechanismen des Systems der Medienregulation im so genannten Protektorat Böhmen und Mähren vor und präsentierte eine quantitative Sprecheranalyse von Pressegesprächen. Juraj Drexler (Bratislava) informierte über Aufbau und Arbeit des slo-

wakischen Rundfunks während des Zweiten Weltkriegs, der von einem Ort pro-deutscher Propaganda zu einem wichtigen Medium der Mobilisierung der Massen für den Volksaufstand 1944 geworden sei.

Der nächste Zeitschnitt, der in die Slowakei der 1950er Jahre führte, brachte mit Marína Zavackás Beitrag über die Darstellung der (DDR-)Deutschen in slowakischen Kinder- und Jugendzeitschriften eine luzide, methodisch wie in der Präsentation überaus überzeugende Propagandaanalyse. Zavacká konnte anhand von Karikaturen und einer Untersuchung des Sprachgebrauchs die trotz fortdauernder Stereotype und widersprüchlicher Narrative erfolgreiche Umcodierung „der Deutschen“ nachweisen. Während die Ostdeutschen zu Freunden wurden, verloren die Faschisten, Imperialisten und Kriegstreiber ihre (einst deutsche) Ethnizität. In den Schulbüchern der sozialistischen Zeit geriet die Figur des deutschen Gegenübers sogar zum einzig realen „internationalen Kontakt“: Beschränkte man sich in der Darstellung des Austausches mit sowjetischen wie englischen Genossen auf den Briefwechsel, weil ein Besuch in ihren Ländern außerhalb des Vorstellbaren schien, wurden deutsch-slowakische Pioniertreffen oder Besuche in der DDR zu festen Topoi.

Medienentwicklung nach 1989 war das Thema der letzten Sektion. Barbara Köpplová und Tomáš Trampota (Prag) gingen primär auf die strukturellen Veränderungen der tschechischen Presselandschaft nach dem Ende des Staatssozialismus ein und charakterisierten die überaus starke Kommerzialisierung von Zeitungen und Fernsehen als einen der hervorstechendsten Züge des Transformationsprozesses.

Felix Westrup (München) stellte eine Analyse leitender Narrative in der Tschechienberichterstattung führender deutscher Tageszeitungen zur Diskussion. Als überraschend zeigten sich dabei weniger die Erzählmuster an sich – in denen Tschechien mal als gefährliche wirtschaftliche Billiglohnkonkurrenz, mal als sozialismusgeschädigter EU-Antragsteller mit Nachholbedarf in Sachen Rechtsbewusstsein, aber an sich europäischer kultureller Prägung erscheint –, als der hohe Grad an Übereinstimmung dieser Bilder in politisch unterschiedlich orientierten Blättern.

Wie groß der Reflexionsbedarf über solche Wahrnehmungsmuster ist, zeigte nicht zuletzt die Round-Table-Diskussion mit tschechischen, slowakischen und deutschen Journalisten, die die Historikerkommission am Nachmittag des 3. Oktober auf dem Dresdner Historikertag 2008 – dessen diesjähriges Gastland Tschechien war – veranstaltete. Zwar führte Jan Šícha (Prag) eine ironisch-pointierte Differenzierung sowohl der tschechischen Presselandschaft als auch der deutschen Berichterstattung über Tschechien in die Debatte ein, doch fand sowohl Juraj Alners (Bratislava) Feststellung, dass der Westen vor allem Stereotype über Tschechien und die Slowakei geliefert haben wolle, als auch Šárka Daňková (Prag) ernüchternder Bericht über Versuche, Themen der deutsch-tschechischen Konfliktgeschichte qualifiziert medial zu vermitteln, unter den anwesenden Journalisten Bestätigung. Das Motto des Deutschen Historikertags 2008 „Ungleichheiten“ lasse sich, so Martin Schulze Wessel (München), in zweifacher Hinsicht auf das Verhältnis zwischen Deutschland, Tschechien und der Slowakei übertragen: auf ein Gefälle im Interesse und eine Ungleichheit in den Besitzverhältnissen – hinter einem großen Teil der tschechischen

Tagespresse stehen deutsche Verlage –, die ihre Wirkung wohl in erster Linie in der Denkfigur einer „deutsch beeinflussten“ Presse finde.

Christoph Cornelißen, der das Round-Table-Gespräch auch geleitet hatte, lieferte in seinem Fazit eine Bestandsaufnahme, die bei einem so umfassenden Themenfeld wie dem der diesjährigen Konferenz der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission notwendigerweise auch eine lange Liste noch zu bearbeitender Fragen zutage fördern musste.

München

Christiane Brenner

VERLORENE NÄHE – PRAG UND NÜRNBERG IM WANDEL DER JAHRHUNDERTE

Am 7. und 8. Oktober 2008 fand im Marmorsaal des Prager Palais Clam-Gallas die traditionelle Herbsttagung des Stadtarchivs Prag statt, dessen Mitveranstalter diesmal das Stadtarchiv Nürnberg, der Lehrstuhl für Geschichte Ostmitteleuropas am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin und das Institut für internationale Studien an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Karlsuniversität waren. Zentrales Thema der Konferenz waren die historischen Verbindungen zwischen Prag und Nürnberg in ihrem breiteren mitteleuropäischen Kontext. Dass es sich dabei um Phänomene handelt, die bislang kaum wahrgenommen wurden, deutete nicht nur der Titel „Verlorene Nähe“ an, sondern auch das Verhältnis der einzelnen Konferenzblöcke – die Mehrzahl der über 30 Beiträge konzentrierte sich auf das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit, völlig unberücksichtigt blieb das 18. Jahrhundert. Thematisch fokussierten die Referenten auf die vier Hauptaspekte der wechselseitigen Kontakte – und zwar die machtpolitischen und die wirtschaftlichen Beziehungen, den kulturellen Austausch sowie verschiedene Formen der Migration.

Die Redner des Vormittagsblocks des ersten Konferenztags skizzierten ein buntes Mosaik der Beziehungen zwischen Prag und Nürnberg im Hoch- und Spätmittelalter. Mit der Rolle der beiden Städte im machtpolitischen Konzept Karls IV. beschäftigte sich Lenka Bobková (Prag) in ihrer Einführung, wobei sie hauptsächlich die Stellung Nürnbergs als Karls zweite Reichsresidenz betonte; Michael Diefenbacher (Nürnberg) ergänzte diesen Überblick anschließend um die wirtschaftliche Dimension. Roman Zaoral (Prag) stellte die Handelsverbindungen beider Städte in einen breiteren Kontext, indem er sich auf die Rivalität Nürnbergs mit Regensburg um die Vorherrschaft über den Prager Fernhandel konzentrierte. Die Kehrseite der Geschäftskontakte mit Nürnberg analysierte Petr Kreuz (Prag) anhand der Aufzeichnungen über die gerichtlichen Streitigkeiten der Nürnberger mit den Pragern in den Jahren 1479 bis 1531. Die vom Hof Karls IV. ausgehenden künstlerischen Einflüsse auf das Wirken Nürnberger Künstler illustrierten Jiří Fajt (Leipzig) und Daniela Uher (Nürnberg) am Beispiel der Malereien Sebald Weinschröters und der Ausschmückung des Hochaltars der Nürnberger Frauenkirche. Jan Hrdina (Prag) verglich die öffentliche Zurschaustellung von Reichsreliquien in beiden Städten und betonte den unterschiedlichen Stellenwert, der dieser Festlichkeit beigemessen

wurde. Die Veränderungen in den Kontakten zwischen Böhmen und Nürnberg während der Hussitenkriege skizzierte Miloslav Polívka (Prag). Wolfgang Wüst (Nürnberg) erläuterte, wie sich die wechselseitigen Kontakte in der überlieferten Korrespondenz und vor allem in der Qualität der Kommunikationskanäle zwischen beiden Städten im späten Mittelalter widerspiegeln. In der anschließenden Diskussionsrunde wurden einige Anmerkungen zur Organisation des Fernhandels in Ungarn und Polen eingebracht.

Die folgenden Blöcke gingen dann über die Frühe Neuzeit hinaus. Winfried Eberhard (Leipzig) umriss im Einführungsreferat die Entwicklung der Handelsbeziehungen im mitteleuropäischen Raum. Auch die folgenden Beiträge waren wirtschaftlichen Aspekten gewidmet, unter anderem dem Engagement der Nürnberger Kaufleute bei der Zinngewinnung im westböhmischen Zinnrevier (Peter Wolf, Augsburg) und der Verteidigung der Nürnberger wirtschaftlichen Interessen bei der Krönung Ferdinands I. in Prag im Jahre 1527 (Walter Bauernfeind, Nürnberg). Die Intensität der wechselseitigen Wirtschaftskontakte illustrierte Eduard Maur (Prag) auf Grundlage von Zollregistern des 16. und 17. Jahrhunderts. Einen weiteren Aspekt der Wirtschaftsbeziehungen skizzierte Bohumír Roedl (Louny) der sich auf die Nürnberger Gläubiger der Saazer und Launer Kaufleute im 16. Jahrhundert konzentrierte. Eine lebendige Diskussion rief vor allem der Beitrag Helena Peřinová (Prag) hervor, die analysierte, inwiefern sich die Stellung der neuen ökonomischen Elite von der der alten Patrizierfamilien in Nürnberg und Prag unterschied. Anschließend informierte Andreas Otto Weber (Erlangen) über ein Projekt zu regionalen Eliten, deren Kapital und Karrierestrategien gegenüber der kaiserlichen Residenz und regionalen Zentren, das an der Universität Erlangen durchgeführt wird.

Natürlich blieben auch der Buchhandel und allgemeine kulturelle Entwicklungen nicht unerwähnt. Petr Voit (Prag) wies auf die Schlüsselrolle des Nürnberger Druckereiwesens bei der Formierung der böhmischen und mährischen Buchkultur des 16. Jahrhunderts hin. Jiří Pešek (Prag) beschäftigte sich mit dem Interesse für das Werk von Jan Hus und die Herausgabe seiner Schriften in Deutschland, wobei er konstatierte, dass die Publikation in Anbetracht des großen Leserinteresses und der minimalen Publikationstätigkeit in Böhmen für die Nürnberger von großem kommerziellem Interesse war. Olga Fejtová (Prag) Bemerkungen zu Nürnberger Drucken in Prager Privatbibliotheken und Drucken zu böhmischen Themen in Nürnberg zeigten die klaren Grenzen des literarischen Austauschs zwischen den beiden Städten auf, die sich auch darin äußerte, dass die Leser nur selten Interesse an der Geschichte der Nachbarstadt oder des Nachbarlandes bekundeten. Auf eine andere Dimension der kulturellen Beziehungen zwischen Böhmen und Nürnberg wies Michaela Freemanová (Prag) hin, die die Sammlung der in Nürnberg produzierten Rosenberger Musikinstrumente vorstellte. Die folgenden Vortragenden äußerten Gedanken zur Rezeption des Schaffens Albrecht Dürers und seiner Nürnberger Zeitgenossen durch die Buchmalerei Pavel Mělnickýs (Martina Šárovcová, Prag) und in der böhmischen Tafelmalerei (Bartłomiej Bartelmus, Wrocław) oder zu den Einflüssen der deutschen und italienischen Kunst in Krakau an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert (Bogusław Krasnowolski, Kraków).

Der letzte Themenkreis war verschiedenen Formen der Migration zwischen den beiden Städten gewidmet, sowohl von Prager Exulanten nach der Schlacht am Weißen Berg, die in den Nürnberger Matrikeln festgehalten sind (Helmut Baier, Nürnberg), als auch von Nürnbergern, die sich Anfang des 17. Jahrhunderts in Prag ansiedelten (Vilém Záborský, Ústí nad Labem). Die Bedeutung der Altdorfer Akademie für die Ausbildung nichtkatholischer Studenten aus Böhmen an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert untersuchten Wolfgang Mährle (Stuttgart) und Martin Holý (Prag), der nach der Herkunft und Motivation der Präzeptoren der böhmischen Adligen, die in Altdorf studierten, fragte. In der Diskussion nahm der Wandel der wechselseitigen Kontakte nach dem Dreißigjährigen Krieg breiten Raum ein, auch kamen einige Themen zur Sprache, wie die Remigration und die ökonomischen Beziehungen im 17. Jahrhundert, die bis dahin nicht angesprochen worden waren. In diesem Zusammenhang wies Jiří Pešek auf die Ergebnisse der neueren tschechischen Forschung hin, die allerdings bislang von deutscher Seite nicht adäquat rezipiert worden seien.

Die allmähliche Verschlechterung und die Irrwege der wechselseitigen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert skizzierte Günter Schödl (Berlin) in seiner Einleitung zum abschließenden Block, wobei er sowohl auf eine gewisse Analogie im Bedeutungsverlust beider Städte als auch auf entgegengesetzte Entwicklungstendenzen hinwies. Die These der graduellen Ausdünnung der Kontakte griff dann Hana Svatošová (Prag) in der Diskussion mit dem Hinweis auf das völlige Fehlen einer Korrespondenz zwischen den Magistraten beider Städte auf. Auch die nachfolgenden Redner versuchten, den grundlegenden Wandel der Beziehungen in dieser Zeit mit den Beispielen der akademischen Vereine (Harald Lönnecker, Koblenz), der Geschichte der Prager Musikvereine (Undine Wagner, Chemnitz) und des Schaffens eines Prager Deutschen, des Architekten und Kommunalpolitikers in der Ersten Republik, Adolf Foehr (Alfons Adam, Brüssel) zu illustrieren. Unter dem Schlagwort der „negativen Nähe“ zwischen den Städten im 20. Jahrhundert behandelte Helena Arenbergerová (Prag) die Emigration aus der sozialistischen Tschechoslowakei am Beispiel des Valka-Lagers in Nürnberg, in dem viele tschechische Flüchtlinge Aufnahme fanden. Die zweitägige Konferenz schloss mit dem Beitrag Christof Neidigers (Nürnberg), der zusammenfasste, wie die Nürnberger Presse die Prager Ereignisse des Jahres 1968 darstellte, und der auf gegenwärtige Bemühungen der städtischen Repräsentanten hinwies, die kulturellen Kontakte mit Tschechien zu erneuern.

Die vorgetragenen Beiträge werden, abgesehen von der Sammlung *Documenta Pragensia*, auch in deutscher Version in einem Sammelband erscheinen, den das Stadtarchiv Nürnberg vorbereitet.

DIE DEUTSCHSPRACHIGE BEVÖLKERUNGSGRUPPE IN DER TSCHECHOSLOWAKEI NACH 1945

Vom 12. bis 14. November 2008 fand an der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität in Brünn (Brno) die internationale wissenschaftliche Konferenz „Die deutschsprachige Bevölkerungsgruppe in der Tschechoslowakei nach 1945“ statt. An der Organisation waren gleich mehrere Institutionen beteiligt: Neben dem Historischen Institut der Masaryk-Universität auch das Forschungszentrum für Geschichte Mitteleuropas (Výzkumné středisko pro dějiny střední Evropy), das Institut für Zeitgeschichte der Akademie der Wissenschaften in Prag (Ústav pro soudobé dějiny Akademie věd České republiky), der Mährische Kulturverein (Matice moravská) und von slowakischer Seite das Gesellschaftswissenschaftliche Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften (Slovenská Akadémia vied) in Košice (Kaschau).

Ziel der Tagung war in erster Linie, ein Forum für den interdisziplinären Austausch zu bieten, außer Historikern beteiligten sich unter anderem auch Juristen, Ethnologen und Museologen. Gemeinsam sollten die bisherigen Erkenntnisse rekapituliert und Forschungsperspektiven erörtert werden; ein eigenes Panel war der Regionalforschung gewidmet. Ein besonderes Anliegen der Organisatoren wird bereits in der Formulierung des Konferenztitels deutlich, der die Deutschen nicht als nationale oder ethnische Gruppe, sondern unter dem Merkmal der Sprache fasst. Damit sollte ein möglichst objektives Kriterium angelegt werden, um nicht in die damals geläufige Praxis der autoritativen „Fremdbestimmung“ zu verfallen. Es ging also stets auch darum, alternative terminologische und interpretatorische Konzepte zu erproben.

Die Konferenz besaß in mehrfacher Hinsicht Pioniercharakter: Erstmals seit der Wende wurde eine solch große Zahl von Experten für dieses Thema an einem Ort versammelt; auch wurde zum ersten Mal seit Beginn der 1990er Jahre eine Forschungsbilanz versucht. Dabei zeigte sich deutlich, wie groß die Desiderate in der tschechischen und slowakischen Forschung – gerade im Vergleich mit Polen – immer noch sind.

Das erste Panel bot einen Überblick über die vorliegende Forschung. In seinem einleitenden Vortrag hob Tomáš Staněk (Opava) in seinem kritischen Überblick die allgemein vernachlässigte regionale Geschichtsforschung positiv hervor. Ferner plädierte er dafür, die internationale Zusammenarbeit zu verbessern und stärker komparativ vorzugehen. Adrian von Arburg (Brno) knüpfte daran an, indem er Desiderate vor allem auf methodologischer und thematischer Ebene zur Sprache brachte. Bis jetzt gebe es noch keinen Vergleich der Ergebnisse regionaler Studien mit Untersuchungen in gesamtstaatlichem Maßstab, wobei der umfangreiche Aktenbestand staatlicher Stellen in neueren Forschungen meist unbeachtet bleibe. Weiterhin werde bislang die Analyse der Rechtspraxis zugunsten einer rechtspositivistischen Perspektive zurückgestellt. Ebenso würden die Normen unterhalb der Gesetzesebene, die für die Gestaltung staatlicher Politik jedoch maßgeblich gewesen seien, zu wenig berücksichtigt. Explizit wandte von Arburg sich gegen die nach seiner Auffassung in der tschechischen Forschung verbreitete Tendenz, die historischen

Vorgänge als zwangsläufig zu interpretieren und der Frage nach möglichen alternativen Entwicklungen auszuweichen. Insgesamt würden theoretische Zugänge zugunsten einer deskriptiven Herangehensweise vernachlässigt, was auch die unkritische Übernahme zeitgenössischer ethnischer Zuschreibungen begünstige.

Tomáš Dvořák (Brno) betonte, dass die Problematik der Vertreibung häufig nicht nur in Fachstudien, sondern auch im öffentlichen Diskurs marginalisiert worden sei; meist sei es lediglich um die statistische Auflistung der Betroffenen gegangen. Dvořák zufolge sei dies unter anderem darauf zurückzuführen, dass die Diskussionen darüber häufig in oppositionellen Kreisen und im Exil geführt und die Vertreibungen hier in politischer Absicht als Anklage gegen das kommunistische Regime instrumentalisiert worden seien. Ferner betonte der Referent die Notwendigkeit, das Phänomen der Migration in einem weiteren Kontext zu fassen, der nicht nur die Migration der Deutschen, sondern etwa auch die Umsiedlungen und verschiedenen Binnenwanderungen berücksichtige. Da dieses Thema die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit betreffe, sei ein interdisziplinärer Zugang vielversprechend.

Das erste Panel schloss Otfried Pustejovsky (Wakirchen/Obb.) mit seinem Vortrag „Vertreibungsforschung zwischen Politik und Wissenschaft“, in dem er anhand zahlreicher Beispiele verdeutlichte, wie stark das Thema Vertreibung seit jeher von politischen Interessen beeinflusst wird.

Die folgende Sektion widmete sich konkreten Beispielen empirischer Forschung, so den Regionen Žamberk (Senftenberg; Václav Kaška), Jindřichův Hradec (Neuhaus; David Kovařík), Liberec (Reichenberg; Kateřina Lozoviuková) und den Städten České Budějovice (Budweis; Jiří Petráš) und Brunn (Tomáš Dvořák). Der Vergleich der zahlreichen Fallstudien enthüllte viele Gemeinsamkeiten, lenkte den Blick aber auch auf die jeweiligen Besonderheiten der einzelnen Orte – zum Beispiel bei der Umsetzung gesamtstaatlicher Normen durch die örtlichen Administrationen oder bezüglich der Rolle der lokalen bzw. regionalen Organe besonders während der so genannten wilden Vertreibung 1945.

Soňa Gabzdilová (Košice) wandte sich in ihrem Beitrag der Slowakei zu und verglich die in vielerlei Hinsicht unterschiedliche Situation der so genannten Karpatendeutschen mit derjenigen der deutschsprachigen Einwohner in den böhmischen Ländern. Als charakteristischen Unterschied hob sie das fehlende nationale Gruppenbewusstsein der deutschsprachigen Bevölkerung in der Slowakei hervor, die nicht als kompakte Gruppe gesiedelt und in der Zwischenkriegszeit keine politische Autonomie angestrebt hätte. Ein Teil habe sich sogar eher der ungarischen Nationalität zugehörig gefühlt.

Insgesamt neun Beiträge widmeten sich in der folgenden Sektion individuellen Aspekten der Thematik. Auf die Lebenssituation der deutschsprachigen Bevölkerung der Slowakei in den ersten drei Nachkriegsjahren konzentrierte sich Milan Olejník (Košice). Matěj Spurný (Prag) erörterte in seinem thesenartig formulierten Vortrag die Stellung der Menschen, die als Deutsche galten und nach den Vertreibungen in der Tschechoslowakei verblieben waren. Der Fokus seiner Darstellung lag auf der Haltung des Regimes ihnen gegenüber vor und nach dem Februar 1948, welche zwischen offensichtlichem Opportunismus und ideologischem Dogmatismus

gependelt habe. Der spezifischen rechtlichen Stellung dieser Bevölkerungsgruppe zu Beginn der kommunistischen Ära widmete sich René Petráš (Prag), der auf den paradoxen Umstand verwies, dass die Deutschen von offizieller Seite zwar fast bis Ende der 1960er Jahre nicht als nationale Gruppe anerkannt wurden, die staatliche Politik aber eindeutig von ihrer Existenz ausgegangen sei. Mit dem bisher völlig unerforschten Problem der „zu Unrecht vertriebenen Personen“ und ihrer Behandlung durch die Verwaltungsorgane, vor allem in den Jahren 1946/47, beschäftigte sich Adrian von Arburg. Er schilderte, warum den so Klassifizierten die Repatriierung in den meisten Fällen verwehrt wurde, obwohl sie oft als Tschechen angesehen worden seien.

Auf ungewöhnliche Art trat Petr Sedlák auf: Er versetzte sich in Emil Beer, einen Fabrikbesitzer jüdischer Abstammung hinein, dem nach 1945 die Restitution seines Eigentums aufgrund massiven, von der KPČ und der Gewerkschaft initiierten Drucks „der Straße“ gegen die Rückkehr des angeblichen „Germanisators“ verweigert wurde. Auf der Basis von Quellenberichten zeichnete Sedlák Beers Schicksal in der Ich-Form nach und ermöglichte damit einen persönlichen Zugang zu dem Menschen in seiner historischen Umgebung. Mit seiner unkonventionellen Präsentation verdeutlichte er, dass Popularisierung nicht gleichbedeutend mit Unwissenschaftlichkeit sein muss.

Vladimír Černý (Brno) präsentierte vorläufige Ergebnisse seiner Langzeitstudie über die Gestapo-Angehörigen, die zwischen 1945 und 1948 in Brünn vor das Außerordentliche Volksgericht (Mimořádný lidový soud, MLS) gestellt worden waren, und skizzierte die Hauptzüge der Retributionsgerichtsbarkeit in der Tschechoslowakei. Černý wies darauf hin, dass die Beschäftigung mit dem MLS in Mähren bis heute hinter vergleichbaren Arbeiten zu Böhmen und Schlesien zurückbleibe.

Im abschließenden Panel wurden Forschungsprojekte und Initiativen präsentiert, die sich mit dem Gegenstand der Konferenz befassen. Exemplarisch seien hier die Ackermann-Gemeinde (Hans Korbel) sowie das Museum der Vertriebenen und der historische Pfad in der Region Nová Bystřice (Neu-Bistritz) und im Grenzgebiet des österreichischen Waldviertels (Monika Horáková und Niklas Perzi) erwähnt. Darüber hinaus wurden einige laufende Einzelprojekte vorgestellt: so die „Dokumentace osudů aktivních odpůrců nacismu“ (Dokumentation des Schicksals der aktiven Gegner des Nationalsozialismus) von David Kovařík und eine mehrbändige Quellenedition, die Dokumente aus mehr als fünfzig tschechischen Archiven zur Siedlungs- und Nationalitätenpolitik in den böhmischen Ländern von 1945 bis 1951 enthalten soll, durch Adrian von Arburg.

In der Gesamtschau können die Vorträge und anschließenden Diskussionen als sehr produktiv bezeichnet werden. Wertvolle Anstöße lassen sich insbesondere in Bezug auf quellentheoretische Fragen feststellen, so wurden die Möglichkeiten von Oral History für die Erforschung einzelner Personengruppen (etwa der so genannten staatlich unzuverlässigen Personen, Personen aus gemischten Familien, Industriefachkräften oder Kriegsgefangenen) ausgelotet. Zugleich wurde aber das stellenweise immer noch massive Defizit an Selbstzeugnissen beklagt. Um diesem abzuhelpfen, wurde die Erstellung eines Verzeichnisses relevanter, in digitalisierter Form öffentlich zugänglicher Ego-Zeugnisse vorgeschlagen. Auch die Popularisierung des

Gegenstands wurde thematisiert, wobei Staněk die mangelnde Genauigkeit und die unausgewogenen Interpretationen einiger populärwissenschaftlicher Veröffentlichungen kritisierte.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass wesentliche Ziele der Tagung erreicht werden konnten; bei solch einem breiten und vielfältigen Thema kamen aber zwangsläufig auch einige Aspekte zu kurz, so die Betrachtung des Gegenstands auf einer internationalen Ebene. Hier könnte eine weitere Konferenz unter der Beteiligung von Wissenschaftlern aus anderen Ländern, namentlich aus Polen, Abhilfe schaffen. Bei dieser Gelegenheit wäre dann eine weitere Erörterung heuristischer und methodischer Fragen wünschenswert, ebenso wie die Thematisierung geeigneter Formen der Popularisierung, vor der die meisten Fachleute bislang zurückschrecken.

Brno

Lenka Šteflová

DIE WISSENSCHAFTLICHE SELBSTBESCHREIBUNG DER SOZIALISTISCHEN GESELLSCHAFT: SOZIOLOGIE UND ETHNOLOGIE/ETHNOGRAFIE IN OSTMITTEL- UND SÜDOSTEUROPA 1945-1989

Der Themenkomplex „Wissenschaft im Staatssozialismus“ kann von großem Interesse für eine Historiografie der sozialistischen Systeme sein, wenn die vielfältigen, für diese Systeme spezifischen Verschränkungen von Politik, Gesellschaft und Wissenschaft in den Blick kommen. Besonders aufschlussreich ist dabei eine Beschäftigung mit der Geschichte derjenigen Disziplinen, welche die historische und gegenwartsorientierte Selbstbeschreibung einer Gesellschaft leisten, allen voran der Soziologie, aber auch der Ethnografie und Ethnologie. Wie verständigt sich ein Sozium wissenschaftlich über seine kulturelle und soziale Identität? Und wie leisteten Sozialwissenschaften gesellschaftliche Selbstbeschreibung im Rahmen von autoritären Systemen, die sich die grundlegende Umgestaltung sozialer Verhältnisse auf die Fahnen geschrieben hatten? In welchem Verhältnis standen Sozialwissenschaften zu einer Ideologie, die sich selbst als „wissenschaftlich“ verstand?

Die hier skizzierten Fragestellungen bildeten den inhaltlichen Rahmen der Jahrestagung des Collegium Carolinum 2008, die von Claudia Kraft (Erfurt), Ulf Brunnbauer (Regensburg) und Martin Schulze Wessel (München) konzipiert worden war und vom 20. bis 23. November 2008 in Bad Wiessee Wissenschaftler aus Mittel- und Osteuropa, Deutschland und den USA zum wissenschaftlichen Austausch zusammenbrachte.

In seinem Einstiegsreferat gab Michael Voříšek (Florenz, Prag) am Beispiel der Fachgeschichte der Soziologie im sozialistischen Europa wichtige konzeptionelle Anregungen zum Umgang mit der Tagungsthematik. Er kritisierte ein in der Historiografie verbreitetes Narrativ, das auf einer dichotomen Gegenüberstellung von „Ideologie“/„Regime“ einerseits und „Wissenschaft“ andererseits basiere. Zwar lasse sich ein solcher Antagonismus teilweise tatsächlich nachweisen, doch gebe es auch Beispiele für ein Mit- und Nebeneinander. Vielversprechender als von einem

gegebenen Unterwerfungsverhältnis auszugehen sei es, jeweils die spezifischen modi vivendi, welche sich zwischen Wissenschaft und Politik einspielten, zu untersuchen. Eine Überwindung der herkömmlichen Narrative und ihrer problematischen binären Setzungen (Wissenschaft versus Ideologie, Wissenschaftler versus Regime, Westen versus Osten) könne mithin durch einen Perspektivenwechsel gelingen: Statt in eine Reproduktion der – oft den erwähnten Narrativen folgenden – Selbstbeschreibung historischer Akteure zu verfallen, sollte die Forschung vermehrt die wissenschaftliche Praxis im institutionellen und beruflich-persönlichen Alltag in den Blick nehmen.

Mehrere Referenten stellten länderspezifische Aspekte der Fachgeschichte der Soziologie bzw. Ethnologie/Ethnografie vor. Deutlich wurden dabei nicht nur die jeweiligen wissenschaftlichen Traditionen und Rezeptionsbedingungen für das sowjetische Gesellschafts- und Wissenschaftsmodell, sondern auch, dass fachgeschichtlicher Wandel nicht reflexartig auf gesellschaftliche Bedingungen zurückgeführt werden sollte, sondern immer auch als wissenschaftsimmanenter Prozess gedacht werden muss.

Michał Buchowski (Poznań/Posen, Frankfurt/O.) skizzierte die theoretische und methodische Entwicklung der Ethnologie in der polnischen Volksrepublik. In den ersten Nachkriegsjahrzehnten habe hier ein positivistisch geprägtes, ethnografisches Interesse für die bäuerliche Welt dominiert: Angesichts der ebenso unvermeidlichen wie erwünschten sozialistischen Modernisierung sollte eine traditionale, dem Untergang geweihte Lebenswelt dokumentarisch erfasst werden. Doch dieser Ansatz war auch von ideologischen Ambivalenzen geprägt: Zwar sollte das alte bäuerliche Polen mit seiner Volkskultur in der sozialistischen Transformation notwendigerweise verschwinden, doch zugleich sah man in den bäuerlichen Traditionen auch die Wurzeln der Kultur eines künftigen „Arbeitervolkes“. Die zeitgenössische Ethnografie versuchte, diese widersprüchlichen Vorgaben in Einklang zu bringen, indem sie einzelne „rationale“ Elemente der traditionellen Lebensweise als fortschrittlich und nützlich darstellte, während andere, „rückständige“ Bräuche ausdrücklich nur noch im Sinne einer Musealisierung dokumentiert wurden. Diese Ambivalenzen boten jedoch auch Raum für alternative, weniger konforme Deutungsweisen der Tradition: So schwangen in den ethnografischen Schriften der Zeit durchaus auch rückwärtsgewandt-romantisierende und nationale Töne mit, wenn auch meist nur unterschwellig.

In den 1970er Jahren erfolgte dann ein Paradigmenwechsel vom ethnografisch-positivistischen Zugang hin zu einer kulturtheoretisch informierten Sozialanthropologie. Laut Buchowski ist dieser Wandel weniger mit einer Veränderung politischer Rahmenbedingungen als mit innerakademischen Entwicklungen (Generationenwechsel) und der Rezeption von Innovationen aus dem westlichen Ausland zu erklären. Wichtig ist insbesondere Buchowskis Befund, dass hier lange vor dem Zusammenbruch des Staatssozialismus eine innerwissenschaftliche Entwicklung möglich war und insofern insbesondere für den polnischen Fall die These von einer vollständig dogmatisierten und erstarrten Sozialwissenschaft revidiert werden muss.

Auch Klára Kuti (Pécs) thematisierte am ungarischen Beispiel Ambivalenzen im ethnografischen Diskurs. Sie zeigte, dass die historisierende Darstellung einer ver-

meintlich dem Untergang geweihten bäuerlichen Volkskultur offen für unterschiedliche Lesarten war und sowohl als sozialistische Erzählung von der ersehnten und historisch notwendigen Modernisierung als auch als Darstellung eines nationalen Erbes verstanden werden konnte. In letzterer Interpretation funktionierte die Ethnografie als Teil eines nationalen Gedächtnisses, welches in der Umbruchszeit Ende der 1980er Jahre ein großes gesellschaftliches Mobilisierungspotential entfalten sollte.

Blanka Koffer (Berlin) und Gabriela Kiliánová (Bratislava) analysierten die Entwicklung der Ethnografie/Ethnologie in der ČS(S)R. Koffer machte deutlich, dass die Periodisierung der Fachgeschichte hier anders ausfallen muss als in anderen ostmitteleuropäischen Ländern. Markierten etwa in Polen die 1970er Jahre eine methodische Öffnung gegenüber westlichen Ansätzen, wurde in der ČSSR im Zeichen der „Normalisierung“ unter Gustav Husák die Disziplin auf einen linientreuen Kurs eingeschworen. Koffer argumentierte, dass aus fachgeschichtlicher Perspektive die Umbrüche von 1948 und 1970/71 unterschiedlich bewertet werden müssen. Zwar habe nach 1948 zunächst eine Orientierung an sowjetischen Vorbildern vorgeherrscht, zugleich aber sei es der tschechoslowakischen Ethnografie während der 1950er und 1960er Jahre möglich gewesen, sich für Impulse aus dem nichtsozialistischen Ausland zu öffnen. Neben einem intensiven blockinternen Wissenstransfer etablierte sich auch hier eine Rezeption der angelsächsischen Sozial- und Kultur-anthropologie. Die blockübergreifend internationale Ausrichtung der tschechoslowakischen Ethnografie lässt sich etwa an der Frequenz der Kongress- und Tagungsreisen ins westliche Ausland und an den ausgeprägten Fremdsprachenkenntnissen der Wissenschaftler ablesen.

Die 1970/71 einsetzende politische Repression der Wissenschaft hatte – anders als die Zäsur von 1948 – für die Volkskunde eine langfristige dogmatische Verhärtung zur Folge, die sich in einem Verzicht auf theoretische und methodische Experimente und einer Dominanz des deskriptiven Paradigmas äußerte. Erst Ende der 1980er Jahre setzte hier ein Wandel ein.

Jaroslav Otčenášeks (Prag) Beitrag illustrierte die Entwicklung der tschechoslowakischen Ethnologie am Beispiel des disziplinären Umgangs mit einer belastenden Thematik: der nach den Vertreibungen der Nachkriegszeit in der Tschechoslowakei verbliebenen Deutschen. Nur in der liberaleren Phase in den späten 1960er Jahren sowie gegen Ende der sozialistischen Periode galt die deutsche Minderheit als legitimer Gegenstand für ethnografische Untersuchungen. Jana Nosková (Brno/Brünn) ging auf die ethnografische Erforschung des böhmischen Grenzlandes in den 1980er Jahren ein. In der Beschreibung dieser nach 1945 – unter anderem von remigrierenden Tschechen aus Wolhynien – neu besiedelten Gebiete als „Laboratorium“ sozialer und „ethnischer“ Prozesse, die in Richtung einer sozialistischen Gesellschaft führen sollten, habe sich die enge und durchaus gesuchte Anbindung der tschechoslowakischen Ethnologie an die sozialistische Nationalitätenpolitik Prags ausgedrückt. Eine Nähe zur politischen Praxis kennzeichnete laut Hana Havelková (Prag) auch die tschechoslowakische Geschlechterforschung, deren durchaus fortschrittliche Vorgaben (Emanzipationsparadigma) in eine paternalistisch-technokratische Geschlechterpolitik übersetzt wurden.

Zdeněk Nešpor (Prag) und Ondřej Matějka (Genf, Prag) widmeten sich in ihren fachgeschichtlichen Beiträgen der Entwicklung der Religionssoziologie in der ČS(S)R. Diese Disziplin verdient besondere Beachtung, stand doch aus sozialistischer Perspektive die Legitimität ihres Gegenstandsbereiches ständig in Zweifel. Nach der kommunistischen Machtübernahme 1948 wurde die Religionssoziologie – wie übrigens die als „bourgeois“ diffamierte Soziologie als Ganzes – als Fach abgeschafft. Als jedoch im Laufe der 1950er Jahre zunehmend deutlich wurde, dass Religiosität auch im tschechoslowakischen Sozialismus ein relevantes gesellschaftliches Phänomen war, ging man zu einer pragmatischen Duldung religionssoziologischer Forschung über. Die Religionssoziologie sollte dabei nicht zuletzt die Ursachen für die anhaltende Attraktivität religiöser Lebensentwürfe offen legen, um so der staatlichen antireligiösen Politik Informationen zu liefern. So entstand in den 1960er Jahren rund um Erika Kadlecová und Ivan Sviták an der tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften eine Gruppe von Religionssoziologen, die eng mit der Kommunistischen Partei zusammenarbeitete. Matějka thematisierte die biografische Spannung, die aus der Stellung dieser Forscher „zwischen Praxis und Wissenschaft“ resultierte: Die Eingebundenheit in die Regimepolitik einerseits und ein wissenschaftlich-kritisches Ethos andererseits konnten als konfligierende Momente erlebt werden. Die Politik der „Normalisierung“ schließlich brachte die erneute institutionelle Liquidierung der tschechischen Religionssoziologie.

Eingehender mit der ideologischen Regulierung der Sozialwissenschaften in dieser repressiven Phase beschäftigte sich Libora Oates-Indruchová (Budapest). Ausgehend von der These, dass während der „Normalisierung“ der autoritative ideologische Diskurs dem wissenschaftlichen Sprechen und Schreiben enge Grenzen setzte, arbeitete sie die persönlichen Strategien heraus, mit denen Wissenschaftler in dieser Situation ihr berufliches Überleben sicherten, sich aber auch Handlungs- und Deutungsspielräume schaffen konnten. Diese konnten von der Beschäftigung mit politisch unverfänglichen Nischenthemen bis hin zur Selbstzensur reichen. Viele Wissenschaftler bewegten sich mit ihrem Schaffen charakteristischerweise in einer „Grauzone“ zwischen Affirmation des Regimes und Dissidenz.

Auf die Entwicklung der Soziologie im sozialistischen Rumänien ging Calin Nicolae Cotoi (Bukarest) ein. Er betonte die fachlichen Kontinuitäten, die zur rumänischen Soziologie der Zwischenkriegszeit – und dabei insbesondere zum Werk Dimitrie Gustis – bestanden. Anknüpfend an die Vorstellungen Gustis sollte die Soziologie den rumänischen nationalen Weg in die Moderne mitsteuern, womit seit den späten 1960er Jahren immer auch „Nationalkommunismus“ gemeint war. Wissenschaftliche Selbstbeschreibung bedeutete hier also die Objektivierung eines rumänischen Sonderwegs innerhalb des sozialistischen Blocks.

Zu einem ähnlichen Befund kam Mladen Lazic (Belgrad) mit Bezug auf die jugoslawische Soziologie. Auch hier trugen die Sozialwissenschaften zur Legitimierung des Abweichens vom sowjetischen Gesellschaftsmodell bei. Dabei bestand unter dem Deckmantel eines orthodoxen Marxismus durchaus ein gewisser Methodenpluralismus. So argumentierte etwa eine „marxistisch-humanistische“ Strömung mit dem „jungen Marx“. Daneben gab es auch eine funktionalistisch-positivistische Denkschule in der Soziologie.

Dem transfergeschichtlichen Aspekt der Tagungsthematik widmeten sich Mihály Sárkány (Budapest) und Calin Goina (Los Angeles). Sárkány schilderte mit Bezug auf eigene berufliche Erfahrungen aus den 1970er und 1980er Jahren in Ungarn die wissenschaftlichen Kontakte zwischen einheimischen Ethnografen und westlichen Sozialanthropologen, die die ländliche Kultur Ungarns und ihre sozialistische Transformation erforschten. Er zeichnete ihre zum Teil enge und auch in Methodentransfers resultierende Zusammenarbeit nach, wies aber andererseits auf Begrenzungen des Austausches hin, die sich etwa aus unterschiedlichen disziplinären Hintergründen (Ethnografie versus Sozialanthropologie) ergaben. Die Prägekraft unterschiedlicher Fachkulturen betonte auch Calin Goina, der für das Rumänien der 1970er Jahre zwar durchaus eine hohe Kontaktdichte zwischen rumänischen Ethnografen und westlichen Gastwissenschaftlern nachwies, jedoch wenig Theorie- und Methodentransfers feststellen konnte.

Stéphane Voell (Marburg), Nikolai Vukov (Sofia) und Ilia Iliev (Sofia) fragten in ihren Beiträgen nach neuen Sichtweisen der „Tradition“: Wie wurde kulturelles Erbe in sozialistischer Zeit wissenschaftlich beschrieben? Voell analysierte die albanische Ethnografie zum nordalbanischen Gewohnheitsrecht „Kanun“ und konnte zeigen, wie sich im ethnografischen Diskurs nationale und sozialistische Argumentationsmuster verbanden. Daraus resultierte eine ambivalente Wertung des Kanun, der zuweilen als rückständig und primitiv verteufelt, zuweilen als Grundlage der sozialistischen Volkskultur Albanien mythisiert wurde. Vukov befasste sich mit Konzeptualisierungen des „Volkes“ und der „Volkskultur“ in der bulgarischen Ethnografie und zeigte, wie ein ideologisch-diskursiver Rahmen das Beschreiben von Volkskultur leitend begrenzte, um zugleich gewisse Deutungsspielräume zu belassen. Die Interpretation der Folklore als Ausdruck „jahrhundertealter demokratischer Traditionen“ macht die Einbettung dieser Ethnografie in den ideologischen Diskurs deutlich. Dass die Möglichkeit des Aushandelns von interpretativen Spielräumen auch an die Stellung prominenter Einzelner im System gebunden sein konnte, demonstrierte Vukov am Beispiel des Ethnografen Todor Ivanov Živkov, der wissenschaftlich relativ selbstbestimmte Wege gehen konnte, nachdem er Loyalitätsbeweise erbracht hatte.

Ebenfalls anhand Živkovs Forschungen zur Volkskultur zeigte Ilia Iliev, wie in der bulgarischen Volkskunde in den 1970er und 1980er Jahren eine vorsichtige Umdeutung des Kollektivbegriffs gegenüber dem sowjetischen Vorbild erfolgte. In Živkovs Arbeiten wurde der Kollektivbegriff zunehmend pluralisiert, Führungspersönlichkeiten spielten – anders als in der zeitgleich gängigen sowjetischen Forschungskonzeption – eine untergeordnete Rolle. Iliev stellte die These auf, dass diese semantischen Verschiebungen im wissenschaftlichen Kollektivbegriff in Bulgarien auch politisch ein vorsichtiges Abweichen vom sowjetischen Kurs widerspiegeln und insbesondere auf Dezentralisierungstendenzen in der bulgarischen Wirtschaft verwiesen.

Das Collegium Carolinum hat mit dieser Tagung seine vor einigen Jahren begonnene Auseinandersetzung mit Wissenschaftsgeschichte als einem wichtigen Bereich einer erweiterten Sozialismusforschung fortgesetzt. Im übernationalen Vergleich wurden dabei einige Grundmuster „sozialistischer“ Soziologie und Ethnologie/

Ethnografie sehr deutlich – wie zum Beispiel das Bemühen um eine wissenschaftliche Konzeptualisierung des „Volkes“, in der Elemente „traditioneller Lebensweise“ und des „modernen Kollektivs“ zu wirkungsmächtigen Vorstellungen von den Grundlagen sozialistischer Gesellschaften verschmolzen wurden. Sichtbar wurde auch das große Potential, das in akteursorientierten, etwa biografischen und alltagsgeschichtlichen Studien liegt: Eine ganze Reihe von Beiträgen zeigte Wissenschaftler in ihrem beruflichen Alltag zwischen Theorie und (politischer) Praxis, deren Lebenswege ein Licht auf das spannungsreiche Neben-, Mit- und Gegeneinander von Wissenschaft und Politik im Staatssozialismus werfen. Gerade für den Vergleich hätten jedoch die Rezeptionsbedingungen, auf die das sowjetische Wissenschaftsmodell nach 1948 in den verschiedenen Ländern Ostmittel- und Südosteuropas stieß, noch schärfer herausgearbeitet werden können. In einem weiteren Schritt wäre es wünschenswert, auch die Bezüge zur westeuropäischen und angelsächsischen Forschung im Sinne einer vergleichenden Transfergeschichte länderspezifisch zu kontrastieren.

München

Jan Arend

NEUE LITERATUR

České země v evropských dějinách [Die böhmischen Länder in der europäischen Geschichte].

Šarochová, Gabriela V.: Díl první do roku 1492 [Teil I bis 1492]. 390 S.

Bělina, Pavel/Kaše, Jiří/Kučera, Jan P.: Díl druhý 1492-1756 [Teil II 1492-1756]. 333 S.

Bělina, Pavel/Kaše, Jiří/Kučera, Jan P.: Díl třetí 1756-1918 [Teil III 1756-1918]. 406 S.

Cuhra, Jaroslav/Ellinger, Jiří/Gjuričová, Adéla/Smetana, Vít: Díl čtvrtý od roku 1918 [Teil IV seit 1918]. 359 S.

Paseka, Praha, Litomyšl 2006.

Die vorliegenden vier Bände stellen ein Mammutunternehmen dar, das zwischen einem Schulbuch und einer enzyklopädischen Darstellung der Geschichte Europas liegt, in die die Geschichte der böhmischen Länder eingebettet wird. Leider wird über die Verfasser der einzelnen Bände und über die Gesamtkonzeption nichts mitgeteilt; aber die Gemeinsamkeiten aller Bände lassen auf eine intensive Kooperation der Autoren schließen. Alle Beiträger bedienen sich einer nüchternen, faktenbezogenen Sprache, referieren knapp die Ereignisse, charakterisieren kurz die Personen in ihrer Zeit und bieten ein ausgewogenes Urteil. Der Text ist jeweils in kurze und übersichtliche Kapitel gegliedert; durch Fettdruck sind die wichtigsten Stichworte hervorgehoben, die verwendeten Fachbegriffe werden knapp erläutert; schließlich ist die Darstellung durch Bilder angereichert. Ein Personen- und ein Ortsnamenregister schließen jeden Band ab. Allen Bänden gemein ist das Manko, dass es keinen Hinweis auf die verwendeten Vorlagen gibt (nur die Herkunft der in Band 4 benutzten Tabellen ist belegt) und weiterführende Literaturangaben fehlen.

Der erste Band von Gabriela Šarochová beginnt mit der Krise des römischen Reiches im 4. Jahrhundert und behandelt mehr als ein Jahrtausend europäischer Geschichte; dabei reicht die geografische Spannweite von der irischen Insel bis zur Mongolei, von Skandinavien bis in die arabische Welt. Im Vordergrund der Darstellung steht die politische Geschichte, mit Dynastien und Herrschern und deren Kriegen; daneben werden die wichtigsten geistesgeschichtlichen und kulturellen Strömungen abgehandelt, die sowohl in der Religion als auch der Philosophie und der Baukunst dargestellt werden. Mehrfach im Text erwähnt und dann zum Schluss noch sehr verdichtet, wird das Schicksal der Juden in Europa bis hin zu der Vernichtungswelle im 14. Jahrhundert in die Darstellung einbezogen. Wenn man an die erzwungene Bedeutung des Marxismus für die tschechische Geschichtswissenschaft in den zurückliegenden Jahrzehnten denkt, ist es verwunderlich, wie stark die Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte zurückgenommen ist, so dass etwa die Lage der

Bauern, die Bedeutung und die Binnengliederung der Städte, ja die Herrschaftsverhältnisse im Land Böhmen kaum zureichend geschildert werden. Demgegenüber sind die Stellung Böhmens in der europäischen Geschichte und die daraus folgenden Wechselbeziehungen ausführlich behandelt; stellenweise überwiegt sogar die europäische Komponente die böhmische. In den dunklen ersten Jahrhunderten nach der Christianisierung Böhmens ist der Überblick nur schwer zu wahren, weil die Verfasserin Brudermord und Verbrechen manchmal nur andeutet; eine Liste der Herrscher wäre hier angemessen gewesen. Korrekt weist Šárochová auf die verschiedenen Wellen der Migration hin, stellt auch die Herkunft und Intention der Einwanderer differenziert dar, aber der Anteil der deutschsprachigen Bevölkerung etwa in den mittelalterlichen Städten oder ihre Ansiedlung an den Rändern des böhmischen Herrschaftsgebiets bleiben schemenhaft. Zu den Defiziten gehört auch, dass etwa die Sonderstellung Mährens und die verwickelte Geschichte Schlesiens kaum erwähnt werden; die beiden Lausitzen finden keine Beachtung.

Mit spürbarem Engagement behandelt die Verfasserin die Zeit Karls IV., wobei die Verschränkung von mittelalterlicher Denkweise und Modernität gut getroffen ist. Der Frühhumanismus, wie ihn Eduard Winter charakterisiert hat, erscheint jedoch nur mit einigen Namen angedeutet. Nüchtern werden die Karriere und das Schicksal von Jan Hus dargestellt, ebenso die Zeit der Hussiten und des Königs Georg von Poděbrad. Das Fazit für diesen Band kann lauten, dass er erstaunlich wenig „tschechisch“ ist, aber insgesamt auch nicht „böhmisch“ genug, da die komplizierte Binnenstruktur der böhmischen Länder zu kurz kommt; jedoch ist er sehr „europäisch“, weil die Einbettung insgesamt gelungen ist.

Band II (1492-1756) und Band III (1756-1918) stammen von denselben Verfassern, besitzen die gleichen Schwerpunkte und dieselbe Anlage. Den Hauptanteil am Text trägt Pavel Bělina bei, der die geistesgeschichtlichen Grundlagen der jeweiligen Zeit und den Ablauf der politischen Geschichte schildert. Darin finden sich Überschneidungen mit Jiří Kaše, der die Kunstgeschichte sowie die politische Philosophie und Bildung behandelt; klar davon abgegrenzt ist der Anteil von Jan P. Kučera mit der Bearbeitung von Literatur und Musik im böhmischen und europäischen Umfeld. Der Einstieg ist sachlich anspruchsvoll, wobei im Unterschied zum ersten Band eine Akzentverschiebung festzustellen ist, denn hier werden zuerst die philosophischen und weltpolitischen Probleme erörtert. Die Darstellung mit ihrer Hervorhebung von Sozial- und Wirtschaftsgeschichte erinnert an die Annales-Schule und beweist einen breiten Horizont, der zum einen sowohl die christlichen, muslimischen und jüdischen Komponenten der Zeit erwähnt, zum anderen geografisch von Portugal bis Russland reicht, ferner das Osmanische Reich und schließlich auch China und Indien einbezieht. Neben einer breiten Darstellung des politischen Denkens und seiner Entwicklung im europäischen Zusammenhang besitzt die Kunstgeschichte, die bis ins Detail ausgeführt wird, Vorrang. Kritisch kann man sehen, dass in der böhmischen Kunst nicht nach Sprachgruppen unterschieden wird. Nun kann man zustimmen, dass die Kultur Böhmens weitgehend einheitlich und sprachübergreifend war; es erscheint aber unzureichend, wenn etwa bei der Niederschlagung des Ständeaufstandes von 1620 zwar der Stand, nicht aber die Sprachzugehörigkeit der hingerichteten Aufständischen erwähnt wird. Dagegen wird der böhmische Horizont

betont, wenn von der Einschmelzung des fremden Adels in den Landespatritismus die Rede ist. Bei der Darstellung der Verwaltung der Städte durch deren Bewohner und in der Wirtschaftsgeschichte wird zwar ein „německá jazyčná oblast“ (deutsches Sprachgebiet) im Lande erwähnt (S. 275), genauere Angaben aber fehlen. Insgesamt ist die Wirtschaft zu schwach berücksichtigt; entsprechende Erwähnungen wirken manchmal wie nachträglich eingeschoben.

Band III schließt mit denselben Autoren nahtlos daran an. Die Perspektive gilt jedoch der Weltpolitik: Die Schilderung des Aufstiegs der USA geht jener des Siebenjährigen Krieges der Kolonialmächte England und Frankreich voraus, dann erst wird der Blick auf den europäischen Schauplatz gerichtet. Ein starker Akzent liegt auf der Aufklärung, der Entstehung des modernen Denkens sowie auf den Folgen des aufgeklärten Absolutismus. Die böhmische Kunst wird wieder in die europäische eingebettet, aber auch hier suggerieren die Vornamen der böhmischen Künstler in der tschechischen Variante eine Einheit, die im 19. Jahrhundert nicht mehr gegeben war. Die Darstellung der sozialen Verhältnisse dieser Zeit mit der Industrialisierung und dem Aufstieg des Bürgertums, der Entwicklung des Verkehrswesens, der Stadtkultur, der Bevölkerungsverdichtung und der Veränderung der Landbevölkerung geht jener der politischen Geschichte voraus. Für die Zeit nach Napoleon wird die Gegenüberstellung von Landespatritismus und Reichsbewusstsein behandelt, ausgehend von der ständischen Struktur und Bürokratie. Für die böhmischen Länder wird der Gegensatz zwischen Sprachgruppe und Staat hervorgehoben, wobei das Streben nach einem tschechischen Nationalstaat eine Instrumentalisierung der Geschichte nach sich zog, die sich in der Fälschung von Quellen aus patriotischen Motiven niederschlug. Seit dem Jahre 1848 steht Österreich als Gesamtstaat im Mittelpunkt der Darstellung, ohne dass der politische Streit um die böhmischen Länder als Kampf um die Vorherrschaft zwischen dem tschechischen und dem deutschsprachigen Element auf den Punkt gebracht wird.

In einem neuen Ansatz wird ein großer Bogen geschlagen, indem die Entstehung der „euro-atlantischen Zivilisation“ aus den Bedingungen des 19. Jahrhunderts geschildert wird. Über die Philosophie, das wissenschaftliche Denken, die Errungenschaften der Technik, die Erweiterung der Naturwissenschaften wird der europäische Geist in der Kultur aufgezeigt. Dabei geraten einzelne Passagen des Textes zu schönen Kabinettstücken, wie etwa die Darstellung der Musikgeschichte. Die Errungenschaften der tschechischen Wissenschaft finden Erwähnung in ihren Erfolgen (etwa die Entstehung des „Ottův slovník naučný“) wie ihren Fehlentwicklungen (der Streit um die Handschriften). Der deutschböhmische Anteil erfährt dagegen nur zögerliche Erwähnung (S. 240), von einer deutschen Universität in Prag ist nur beiläufig die Rede (S. 210); das „deutsche Problem“ erscheint als „peinlich“, als ob der Verfasser sich nicht traute, dies differenziert zu schildern. Die innertschechischen Querelen dieser Zeit, die Kleinlichkeit und die Rivalität werden ebenso vernachlässigt wie die Hinweise auf die „kleine Nation“ (malý národ). Am Ende des Jahrhunderts gilt – gewissermaßen als Rahmen unter dem Stichwort der Entstehung einer Zivilgesellschaft des freien Wettbewerbs – das Interesse erneut zunächst den USA als Weltmacht, dann erst werden die internationalen Konflikte behandelt. In der Schilderung der innerösterreichischen Entwicklung vermisst man eine Präzisierung: Es

fehlen Zahlen zur Bevölkerungsschichtung und dem Sprachgebrauch, was aber für die Betrachtung der ständisch geprägten Parlamente und damit der politischen Macht des deutschsprachigen Bevölkerungsteils wichtig ist. Der Leser erfährt mehr über die europäische Bevölkerungsentwicklung um 1900 als über Böhmen. Fesselnd ist wieder die Darstellung der Kunst, wobei die „Visualisierung des nationalen Bewusstseins“ ein Stichwort ist, unter das sich die Historienmalerei in den tschechischen Prachtbauten in Prag einordnet. Aus der kunstgeschichtlichen Darstellung leitet der Band dann zur Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs über.

In diesem Zusammenhang findet sich ein ausdrückliches Lob für die traditionellen Landespatrioten und zweisprachigen Bürger der böhmischen Länder: Bolzano und Gindely werden genannt, aber das Phänomen selbst wird nicht diskutiert oder gar als Vorbild dargestellt. Sehr sachlich werden die tschechischen Kontroversen geschildert, etwa der Streit zwischen Masaryk und Pekař über die Geschichtsauffassung und die Instrumentalisierung der Geschichte im Sinne der Nation; Masaryks „Nationalpädagogik“ wird in diesem Zusammenhang vorsichtig kritisiert. Dagegen taucht der deutschböhmisch-tschechische Gegensatz, ja der Kampf um das Land, nur verschleiert in den Begriffen „Kernland“ und „Grenzland“ auf, und das verbindende Element der Streusiedlungen bleibt vollständig außen vor. Der Verfasser führt Beispiele für die Militarisierung der Sprache an und kritisiert die Einseitigkeit des nationalen Denkens, bezeichnet die Badeni-Gesetzgebung als „vernünftigen Kompromiss“ (S. 332), dessen Scheitern er bedauere. Trotz aller Probleme qualifiziert er Österreich als „stabiles System“; erst in diesem Zusammenhang werden auch Zahlen über die Bevölkerungsverhältnisse angeführt (S. 338), erscheinen Hinweise auf das alltägliche Zusammenleben der Bürger beider Sprachen, finden die Ehen über die Sprachgrenzen hinweg und die häufige Zweisprachigkeit der Menschen Erwähnung und kommt der Unterschied zwischen dem Land und der Stadt Prag zur Sprache.

Bei der Schilderung des Ersten Weltkriegs werden die Schuldfrage, aber auch alte Traumata aufgegriffen. Nach Meinung des Verfassers wurden die Desertionen tschechischer Soldaten aus der österreichischen Armee aus nationalpolitischen Gründen überbewertet. Für den Gegensatz zwischen Loyalität zum Kaisertum und dem Streben nach dem Nationalstaat erscheint symbolhaft, dass der Vater Masaryk im Exil für einen tschechoslowakischen Staat kämpfte, einer seiner Söhne jedoch in der österreichischen Armee diente (S. 379). Die Slowaken werden in diesem ganzen Themenkomplex nur kurz und unzureichend erwähnt; angesichts des späteren gemeinsamen Staates und des großen Aufwands in der Begründung dieser romantischen Idee einer Nationalverwandtschaft kommen sie viel zu kurz, es scheint, als ob dem Historiker diese Traditionslinie heute nicht genehm sei. Das Ende des Habsburgerreiches wird recht unspektakulär dargestellt; es gibt kein Triumphgefühl über den angeblichen „Völkerkerker“, die Rolle der Deutschböhmern wird nur gestreift.

Band IV weicht von den vorherigen in mehrfacher Hinsicht ab, nicht nur, weil der Anteil der zahlreichen Bearbeiter am Text nur schwer zu ermitteln ist, sondern auch, weil das Ende des Zweiten Weltkriegs eine deutliche Zäsur bildet. Für die Vorkriegszeit verfasste Jaroslav Cuhra die Gesamtübersichten, während Adéla Gjuričová die Entwicklung in der Tschechoslowakei und deren internationale Stellung behandelt;

die Darstellung des Zweiten Weltkriegs stammt vollständig von Cuhra. Der zweite Teil reicht bis zum Jahre 1989, wobei Jiří Ellinger die europäische und weltpolitische Thematik, Cuhra die tschechoslowakische und „sozialistische“ Politik darstellt. Das Kapitel IV des Bandes teilen sich Ellinger und Gjuríčová, die die tschechoslowakische Thematik übernimmt, während wieder Cuhra den Ausblick am Schluss gestaltet. Insgesamt überwiegt in diesem Band die politische Entwicklung, während die wirtschaftliche Seite eindeutig zu kurz kommt und die Kultur nur sporadisch eingeblendet wird.

Der Band beginnt ganz traditionell mit der politischen Geschichte seit 1918, indem die Ereignisse im internationalen Rahmen und die Entstehung der Tschechoslowakischen Republik nüchtern erzählt werden. Eine leichte Kritik an der Staatsstruktur scheint bei der Betrachtung der Unterschiede zwischen Tschechen und Slowaken durch, die aus ideologischen Gründen übertüncht, während die deutschböhmisches-tschechischen Gemeinsamkeiten von den Zeitgenossen zu wenig beachtet wurden. Die ČSR wird dann als Parteienstaat geschildert und die Binnenstruktur der Gesellschaft erläutert; zur Abschwächung des Eindrucks einer politischen Instabilität infolge der vielen Regierungswechsel wird darauf verwiesen, dass nur 1000 Personen im Staat wirksam waren (S. 47). Für die 1920er Jahre kommt auch die deutschböhmisches-tschechische Zusammenarbeit im Alltag, etwa bei der Anlegung von Wanderwegen, und die vielen Ehen über die Sprachgrenze hinweg zur Sprache. Für das folgende Jahrzehnt wird auf der internationalen Ebene die strukturelle Ähnlichkeit des deutschen Nationalsozialismus und des Stalinismus konstatiert (S. 77), aber nicht weiter problematisiert. Die Aufnahme von deutschen Flüchtlingen in der ČSR wird in eine Bildunterschrift verbannt (S. 78, dort werden die Brüder Mann genannt). Die hohe Zahl sudetendeutscher Arbeitsloser erklärt der Verfasser aus den Grundbedingungen der Wirtschaft des Landes, sieht eine Teilschuld für die Radikalisierung der Sudetendeutschen aber auch bei der Regierung, die den aktivistischen deutschen Parteien in ihren nationalen Forderungen zu wenig entgegen gekommen sei. Dagegen fehlt eine Erwähnung der Übereinkunft von Hitler und Henlein am Ende des Jahres 1937.

Die Ereignisse des Weltkriegs, an dessen Beginn bereits slowakische Einheiten auf deutscher Seite beteiligt waren (S. 103), werden breit geschildert. In der Darstellung des tschechoslowakischen Exils fehlt sowohl ein Hinweis auf das autoritäre Vorgehen von Beneš wie auch auf die demokratisch gesinnten Sudetendeutschen in London. Alltag und Terror im Protektorat, ebenso die Verfolgung der Juden werden ausgewogen dargestellt. Cuhra erläutert, wie der Gedanke zur Vertreibung des deutschen Bevölkerungsteils der ČSR („odsun“) im Zusammenspiel von Beneš mit dem Heimatwiderstand entstand, wobei die Übereinstimmung mit Plänen Stalins betont wird; der Autor deutet dabei an, dass Beneš der Sowjetunion seine Unterstützung bei einem künftigen Krieg gegen die westlichen Alliierten angeboten habe (S. 140).

Beginnend mit dem Jahr 1945 übernimmt Ellinger als Autor. Die Darstellung bleibt weitgehend im gleichen Stil, aber mit einem verstärkten sozialgeschichtlichen Ansatz. Dies wird z. B. bei der Entstehung des Marshall-Plans, der Entwicklung Englands zum Sozialstaat oder in der mühsamen Entkolonialisierung Frankreichs deutlich; hier ergänzen häufig Deutungen das reine Faktenreferat. Zur Darstellung

der inneren Entwicklung der ČSR wurden zwar offensichtlich die Forschungsergebnisse von Karel Kaplan benutzt, aber seine markanten Formulierungen und Reizwörter (die Nationale Front als „Panzerkammer“) fehlen im Text. Der Umschwung vom Februar 1948 in Prag wird nur knapp dargestellt; die Vorgeschichte in der Slowakei gerät zu dürftig; die Darstellung des Putsches „schont“ außerdem die beteiligten demokratischen Politiker, wie auch die Rolle von Beneš etwas verschleiert erscheint.

Während der Verfasser bis zum Jahre 1989 durchgängig den Begriff „Ostblock“ verwendet und damit eine innere Einheit des „sozialistischen Lagers“ suggeriert, schildert er die Schritte zur Einigung Westeuropas mit spürbarem Engagement. Die Entwicklung der einzelnen Länder Europas wird knapp behandelt, wobei die Spannweite von Portugal bis Russland reicht. Der Verfasser scheut auch keine kritischen Anmerkungen, wenn er z. B. die europäische Agrarordnung der entstehenden Gemeinschaft als versteckte deutsche Reparation zugunsten Frankreichs deutet (S. 220) oder die Jugendproteste von 1968 (mit den Demonstrationen gegen den Krieg in Vietnam und für China) als „unverständlich“ bezeichnet (S. 224). Unübersehbar ist die klare Ablehnung des „Sozialismus“. Die damals gebräuchlichen Begriffe werden konsequent gemieden. Die Wirtschaft und die politische Struktur werden zu knapp behandelt; nur durch den Umstand, dass der Verfasser die Vorgeschichte des Jahres 1968 fast ausschließlich aus dem eingeschränkten Blickwinkel der Kultur und der Stellung der Intellektuellen betrachtet, ist der Begriff „Goldene 60er Jahre“ verständlich (S. 228).

Die Jahrzehnte der „Normalisierung und Krisen“ werden etwas schematisch abgehandelt. Der Verfasser konzentriert sich auf die gesellschaftliche Entwicklung, auf die innere Resignation der Bevölkerung, auf die „Datschenkultur“, den Jugendprotest. Dem steht das Lob für die Ostpolitik von Willy Brandt entgegen, dessen Rücktritt er bedauert (S. 245). Zum Hauptthema wird die Entstehung des westeuropäischen Zusammenschlusses bis hin zur Europäischen Union, was als positives Gegenbild zum Ostblock ausgemalt wird. Ausführlich werden dagegen die Vorgeschichte der Konferenz von Helsinki und deren Folgen („Charta 77“) dargestellt. Dazu gehörte auch die „Samtene Revolution“ in Prag, die aus der Schwäche des Systems heraus begründet wird. Die Bevölkerung zeigte ihre Anteilnahme an der „Transformation“ in einem hohen Grad an Mobilisierung (hohe Wahlbeteiligung), aber der rasch folgende Zerfall der politischen Parteien, der Streit der führenden Personen um Richtungsentscheidungen und schließlich die Korruption wirkten bremsend. Der Staat setzte keinen Rahmen für die gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung, und darin wird eine Kritik an der Politik von Václav Klaus deutlich, dessen Wiederaufstieg zum Staatspräsidenten nach den vorherigen politischen Niederlagen als „überraschend“ bezeichnet wird, während die grotesken Umstände seiner Wahl 2003 unerwähnt bleiben. Die Teilung des Staates zwischen Tschechen und Slowaken wird nüchtern geschildert, die Unterschiede zwischen beiden Völkern kurz erwähnt; es fehlt jede Häme über den dann folgenden Niedergang der politischen Kultur der Slowakei unter Mečiar, vielmehr wird mit Anerkennung registriert, dass die Slowakei sich nach dessen Abgang erholte, während die Tschechen ihre Rolle als Primus unter den Transformationsstaaten eingebüßt haben. Als Schreck-

gespenst einer solchen Trennung steht dem Verfasser das Beispiel des Zerfalls Jugoslawiens und der Kriege der Nachfolgestaaten vor Augen; dies leitet über zu einer kritischen Betrachtung des Nationalismus.

Als dessen Gegenbild erscheint die Globalisierung und die Entstehung supranationaler Organisationen auf dem Weg der westeuropäischen Länder zur Einigung Europas. Dieser Teil über die Veränderungen der tschechischen Kultur im europäischen Rahmen gerät zum eigenständigen kulturgeschichtlichen Essay. Die „sudeten-deutsche Frage“ wird in diesem Zusammenhang nur kurz gestreift, der Akzent liegt auf der innenpolitischen Instrumentalisierung dieses Problems in Tschechien wie in Deutschland. Abschließend mutet der Ausblick im Ton fast lyrisch an: Nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts warten nun neue Herausforderungen; die Tschechen stehen gut mit allen ihren Nachbarn und sind mit ihrer Lage zufrieden; die Fehler der Vergangenheit soll man reflektieren und die Zukunft gewinnen.

Selbstverständlich kann der Leser auch an diesem Teil Verkürzungen oder Auslassungen kritisieren. So fehlt beispielsweise eine Betrachtung des Massentourismus und seiner Folgen sowie die mühsame ökonomische Einbindung des Staates in Europa; die Probleme der Umgestaltung der Arbeitswelt, die Entwicklung des Transportwesens, die Wohnungssituation und die Energiepolitik, schließlich werden die Umweltprobleme nur angedeutet. Zwar wird die Korruption im Text mehrfach erwähnt, aber der mühevollen Weg zur Rechtsstaatlichkeit, der Streit um den Medien Einfluss, die Durchsetzung von Transparenz in Behördenentscheidungen, die Stellung der unabhängigen Justiz kommen nicht vor. Auffällig ist auch, dass die erschütterte tschechische Identität – nach der Niederlage der politischen Romantik („Tschechoslowakismus“) und der Einbettung des Nationalstaats in Europa – nicht diskutiert wird.

Insgesamt kann man dieses Werk nur begrüßen, da es der tschechischen Leserschaft einen fundierten Eindruck der eigenen Geschichte im größeren Rahmen Europas bietet. Kritik an Einzelpunkten ist vielfach angebracht, aber der Hauptkritikpunkt gilt der rein positivistischen Betrachtung. Die Darstellung ist oft „zu glatt“, kontroverse Deutungen sind ausgeblendet, die Charakterisierung von Personen ist nur dürftig, so dass manche – wie Masaryk, Beneš, aber auch Dubček und Husák – blass bleiben. Manchmal scheinen tschechische Akteure in ein zu gutes Licht gerückt, andere Ereignisse dagegen, wie die politischen Prozesse (Slánský) oder die Begeisterung von 1968, so knapp gefasst, als ob man sich ihrer heute schämen müsste. Den Rezensenten wundert auch, dass den Slowaken in der Darstellung ein solch geringer Platz eingeräumt worden ist und das Verhältnis der beiden Völker nicht ausdrücklich reflektiert wurde. Das Problem der deutschsprachigen Böhmen ist ebenfalls unzureichend behandelt, aber es finden sich doch Andeutungen über die vergangenen großen Gemeinsamkeiten der beiden Sprachgruppen in der Geschichte der böhmischen Länder.

Nechutová, Jana: Die lateinische Literatur des Mittelalters in Böhmen.

Böhlau, Köln, Weimar, Wien 2007, 371 S. (Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen, N. F. 59).

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um die wesentlich ergänzte Übertragung des im Jahr 2000 unter dem Titel „Latinská literatura českého středověku do roku 1400“ (Die lateinische Literatur des böhmischen Mittelalters bis 1400) veröffentlichten Kompendiums der mittellateinischen Literatur in Böhmen ins Deutsche, das in der Tschechischen Republik auf Grund der präzisen und lesbaren Darstellung und der übersichtlichen Gliederung binnen kürzester Zeit zu dem einschlägigen Hand- und Studienbuch schlechthin geworden ist.¹ Die Verfasserin ist Professorin für mittellateinische Studien an der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität in Brno (Brünn). Als Schülerin und Nachfolgerin des hier seinerzeit wirkenden renommierten Jaroslav Ludvíkovský († 1984) ist sie dessen umfassendem und interdisziplinärem kulturgeschichtlichem Ansatz verpflichtet. Neben der tschechischen Fassung des Handbuchs und der 2002 veröffentlichten Monografie „Středověká latina“ (Mittellatein) hat Nechutová zahlreiche Einzelbeiträge und -studien vor allem zu Methodenfragen der Erforschung der mittelalterlichen Literatur, zu Autoren, Grundlagen und Problemen der Literatur zur kirchlichen Reform in Böhmen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sowie zur literarischen Tätigkeit von Anhängern und Gegnern der hussitischen Revolution verfasst. Besondere Hervorhebung verdient eine Reihe einschlägiger Editionen, darunter von Werken des Nikolaus von Dresden und insbesondere die zusammen mit Helena Krmíčková zu Ende geführte Edition des Traktats „De corpore Christi“ des Matthias von Janov.²

Der Plan zur Abfassung eines Handbuchs über die im Gegensatz zur altschechischen Literatur lange Zeit vernachlässigte lateinische Literatur des Mittelalters in Böhmen, den Jaroslav Ludvíkovský schon Anfang der 1960er Jahre gefasst hatte, konnte wegen der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in der ČSSR erst nach der Wende von 1989/90 realisiert werden. Dabei spielte die Absicht, die mittelalterlichen Texte einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen und etwas von dem ihnen innewohnenden Reiz zu vermitteln, eine gewichtige Rolle: „Mit genauso gutem Gewissen,“ schreibt Nechutová,

mit dem ich die Lektüre von Werken der altschechischen Literatur empfehle, kann und muss ich hier die Lektüre der lateinisch geschriebenen Literatur empfehlen – natürlich in den meis-

¹ Der Impuls zur deutschen Übersetzung des Übersichtswerkes ging von dem Bonner Slawisten Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Rothe aus; erst mit der deutschen Fassung fühlt sich Frau Nechutová nach ihren eigenen Worten der Erfüllung der Absicht ihres Lehrers nahe, „die Kenntnis über die böhmische mittellateinische Literatur der ausländischen Fachöffentlichkeit zu vermitteln“ (S.13). Die Übersetzung leisteten Doc. Dr. Hildegard Boková († 2005) und Prof. Dr. Václav Bok von der Südböhmischen Universität in České Budějovice (Budweis).

² *Nechutová, Jana: Místo Mikuláše z Drážďan v raném reformačním myšlení. Příspěvek k výkladu nauky [Die Stellung des Nikolaus von Dresden im frühreformatorischen Denken. Ein Beitrag zur Auslegung der Lehre]. Praha 1967 (Rozpravy Československé Akademie Věd. Řada společenských věd 77, 16). – Nechutová, Jana/Krmíčková, Helena (Hgg.): Matthiae de Janov dicti Magistri Parisiensis Regularum Veteris et Novi testamenti Liber V de Corpore Christi. München 1993 (VCC 69).*

ten Fällen in Übersetzung. Die Anmut der Cosmas-Chronik und die literarische Reife der Chronik von Königsaal steht der Dalimil-Chronik nicht nach, die apokalyptische Schilderung der Zustände im Königreich Böhmen nach dem Tod Přemysl Ottokars II. in der zweiten Fortsetzung der Cosmas-Chronik ist ein ganz besonderes Leseerlebnis. Eine ästhetische und geistige Bereicherung können auch für unsere Zeitgenossen die Legenden über die böhmischen Heiligen sein oder die Hymnen von Domaslav oder Johann von Jenstein; wenn man die weltliche Poesie bevorzugt, dann ist die (tschechisch und lateinisch geschriebene) so genannte Vagantenpoesie der Mühe wert. (S. 16 f.)

Der allgemeinen Einleitung (S. 15-21) und einer Einführung zum Begriff der böhmisch-lateinischen Literatur, zu deren Gattungen und Periodisierung, den spezifischen Merkmalen lateinischer Literatur sowie zu den Hauptvertretern der Erforschung der lateinischen Literatur in Böhmen (S. 22-31) folgt der in zwei große Abschnitte gegliederte Hauptteil: zur böhmisch-lateinischen Literatur von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts (S. 32-136) und in der Zeit der Luxemburger (S. 137-301). Die beiden Hauptabschnitte sind jeweils nach Gattungen bzw. nach bedeutenden Autoren in zahlreiche Unterkapitel gegliedert. Einem knappen Epilog (S. 302 f.) schließen sich eine Konkordanztabelle der böhmisch-lateinischen, altkirchenslawischen und volkssprachlichen (tschechischen und deutschen) Literatur (S. 304-310), ein Verzeichnis der verwendeten Siglen, der abgekürzt zitierten Quellen und Literatur (S. 311-314), das umfangreiche Verzeichnis der zitierten Literatur (S. 315-359) sowie das Namenregister (S. 360-371) an. Die Editionen der mittelalterlichen Quellen werden jeweils am Ende eines Unterabschnitts im laufenden Text selbst zitiert.

Die Vorstellung der einzelnen Gattungen und Werke versieht Nechutová jeweils mit ausführlichen Hinweisen auf die maßgebliche tschechische und europäische Literatur. Schon die Gliederung macht das Anschwellen der literarischen Tätigkeit in der Luxemburgerzeit deutlich. Zu den in den Abschnitten I und II parallel behandelten Gattungen – hagiografische und historiografische Werke, weltliche und geistliche Poesie, Lieder und dramatische Texte, Homilien, Urkunden, Formulare und rhetorische Werke treten in Abschnitt II neue literarische Formen wie „legendistische Biographien“ (zu den Erzbischöfen Ernst von Pardubitz und Johann von Jenstein sowie zu dem Prediger Jan Milíč von Kremsier [Kroměříž]), Reisebeschreibungen, Parodien auf biblische und liturgische Texte, unterhaltende und moralische Literatur sowie Betteldichtungen.

Dem literarischen Wirken Karls IV. und des Kanzlers Johann von Neumarkt, den lexikografischen, terminologischen und didaktischen Werken des Bartholomäus von Chlumec (Claretus), dem Schrifttum der „böhmischen Spiritualität“ und der Literatur der Prager Universität in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts widmet die Verfasserin eigene ausführliche Kapitel. In der Bohemistik seit langem diskutierte Fragen wie die nach der Datierung und Verfasserschaft der Wenzels- und Ludmila-Legenden (S. 41-55) oder nach der literarischen Tätigkeit des hl. Adalbert (S. 66 f.) werden ebenso angesprochen wie die nach dem so genannten Protohumanismus im Umkreis Karls IV. (S. 174-176). Zur Frage nach der Entstehung der „Vita prior“ Adalberts kann jetzt ergänzend auf die in letzter Zeit durch die Wiederauffindung einer Abschrift in einem Passionale des Aachener Marienstifts ausgelöste Diskussion

hingewiesen werden.³ Für die „Vita Guntheri eremite“ diente die Legende des Niederaltaicher Abtes und Hildesheimer Bischofs (nicht: Hildesheimer Abtes) Godehard (Gotthard) als Vorlage (S. 72). Die Frage der Verfasserschaft des in den fünfziger Jahren des 14. Jahrhunderts am ehesten in Königsaal entstandenen, für die Kenntnis der damaligen geistigen Situation im Lande wichtigen „Malogranatum“ wird ebenfalls erörtert: Nach neueren Vermutungen ist es vielleicht ein Werk des Peter von Königsaal (S. 244). Wichtig ist die von der Autorin vorgenommene Trennung zwischen der monastischen Frömmigkeit als „Bestandteil des reformierenden Stromes innerhalb der Kirche“ und dem zunächst nur andeutungsweise aufkeimenden „heterodoxen, eher laikalen Reformstrom“ (S. 239). Möglicherweise lässt sich dem literarischen Werk Karls IV. (S. 169-173, 146-148, 226, 297) wenigstens zum Teil auch das Brevieroffizium der Heiligen Lanze und der Nägel zurechnen, über dessen Verfasserschaft mehrere zeitgenössische Nachrichten vorliegen: Nach der am ehesten zutreffenden Notiz in der offiziellen luxemburgischen „Chronik der Prager Kirche“ von Beneš Krabice von Weitmühl wurde es von Karl in Zusammenarbeit mit mehreren Theologen verfasst, nach Matthias von Neuenburg wurde es auf Bitten Karls IV. durch Papst Innozenz VI. zusammengestellt, nach dem Eichstätter Bischof Berthold Burggraf von Nürnberg wurde es von Karls Hoftheologen verfasst.⁴ Nechutová verweist auf eine in jüngster Zeit von Bernd-Ulrich Hergemöller vorgelegte Edition des Lanzenoffiziums (S. 179, Anm. 291).

Die Problematik der Beziehung zwischen Reform und Reformation, Reform- und Reformationsdenken, -theologie und -literatur sowie der Frage, ob Hus und das Hussitentum zusammen mit John Wyclif zur Reformation zu rechnen seien oder ob von einer so genannten ersten Reformation gesprochen werden kann, werden von Nechutová mit der Bemerkung ausgeklammert, dass es sich hierbei nicht um literaturhistorische Probleme handle (S. 255, Anm. 481). Zur Diskussion um den Begriff der so genannten *Devotio moderna* verweist die Autorin auf die reich vorhandene Literatur, bezeichnet den Begriff aber selbst ausdrücklich als problematisch (S. 140, 237 f., 303).⁵ Aus der Reihe der längere Zeit an der Prager Universität wirkenden

³ Hoffmann, Jürgen: *Vita Adalberti*. Früheste Textüberlieferungen der Lebensgeschichte Adalberts von Prag. Essen 2005 (Europäische Schriften der Adalbert-Stiftung Krefeld 2).

⁴ Näheres zur Genese des Textes findet sich bei Machilek, Franz/Schlager, Karlheinz/Wohnhaas, Theodor: *O felix lancea*. Beiträge zum Fest der Heiligen Lanze und der Nägel. Mit Hymnen-Übertragungen von Friedrich Dörr. In: *Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken* 92 (1984/85) 43-107, hier bes. 50-54. – Dazu auch Kühne, Hartmut: *Ostensis reliquiarum*. Untersuchungen über Entstehung, Ausbreitung, Gestalt und Funktion der Heiltumsweisungen im römisch-deutschen Regnum. Berlin, New York 2000, 107, 113 (Arbeiten zur Kirchengeschichte 75). – Zu prüfen wäre neben der Verfasserschaft des Brevieroffiziums jedenfalls auch noch die Frage der Verfasserschaft des Messooffiziums zum Lanzenfest. Dazu Machilek/Schlager/Wohnhaas: *O felix lancea* 54 f.

⁵ Der Rezensent darf dazu auf seinen eigenen Versuch einer Begriffsklärung hinweisen: Machilek, Franz: Einführung. Beweggründe, Inhalte und Probleme kirchlicher Reformen des 14./15. Jahrhunderts (mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im östlichen Mitteleuropa). In: Eberhard, Winfried/Machilek, Franz (Hgg.): *Kirchliche Reformimpulse des 14./15. Jahrhunderts in Ostmitteleuropa*. Köln, Weimar, Wien 2006, 1-121, hier 34-38 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 36).

Theologen hebt Nechutová Matthäus von Krakau stärker als die gängige Forschung hervor: Der wahrscheinlich im Umkreis des Matthäus unter seiner Beteiligung entstandene Traktat „De squaloribus Romane curie“ hat nach Nechutová Auffassung auf die böhmische Reformbewegung und das hussitische Denken in bedeutendem Maße eingewirkt (S. 267).

Besonderes Augenmerk widmet Nechutová den Fragen der Literaturvermittlung und des internationalen kulturellen Austauschs. An zahlreichen Stellen tritt die Verknüpfung der tschechischen und deutschen Kultur in der Geschichte des Landes zu Tage. Unter den vielen Schöpfungen von deutschsprachigen Autoren hebt die Verfasserin das Werk des Zisterzienserabtes Peter von Zittau, des Autors des in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts entstandenen „Chronicon Aulae Regiae“, der wichtigsten und ausgereiftesten Chronik der böhmisch-lateinischen Literatur überhaupt, hervor, so gleich einleitend (S. 12) und später nochmals ausführlich (S. 154-158). Eine deutsche Übersetzung des „Chronicon“ durch Josef Bujnoch und Peter Hilsch befindet sich in Vorbereitung. Nachdrücklich betont Nechutová die mit der kirchlichen Entwicklung im 14. Jahrhundert fortschreitende Laisierung und Tschechisierung der Kultur und Literatur in Böhmen und spricht in diesem Zusammenhang auch die Frage nach den Rezipienten der Literatur, speziell der religiösen, an (S. 141). Für den Ausgang des 14. Jahrhunderts wird durch Nechutová Darstellung die zuletzt auch von dem Prager Mediävisten Ivan Hlaváček hervorgehobene Fortdauer der kulturellen Blüte in Böhmen unter König Wenzel IV., speziell von Buchkultur und Literatur, eindrucksvoll bestätigt.

Im Epilog begründet die Autorin die Begrenzung ihrer Überblicksdarstellung auf die Zeit vor dem Auftreten von Jan Hus mit der Überzeugung, „dass das Werk von Hus und die Literatur der Hussitenzeit in die Literaturgeschichte des Mittelalters gehören“, sich der Grundriss des literarischen Lebens durch die Äußerungen der böhmischen Reformation aber so sehr verändert habe, dass diese „literarische Etappe“ gegenüber der Literatur der Zeit vorher auch mit einer neuen und anderen Methode selbständig abzuhandeln sei (S. 302). Sie hat damit zugleich eine „Art Periodisierungsgrenze“ gezogen, „in vollem Bewusstsein der Tatsache, wie problematisch, jedoch leider unerlässlich, Bemühungen um eine Periodisierung sind und sein müssen“ (S. 303).

Auf das Ganze gesehen bietet Nechutová Werk eine durch Vollständigkeit und Dichte des Materials bestechende Zusammenschau der böhmisch-lateinischen Literatur des Mittelalters, die in souveräner Weise sowohl die großen historischen und literarischen Zusammenhänge als auch den spezifischen Charakter der behandelten Einzelschriften hervortreten lässt.

Halas, František X.: Fenomén Vatikán. Idea, dějiny a současnost papežství. Diplomacie Svatého stolce. České země a Vatikán [Das Phänomen Vatikan. Idee, Geschichte und Gegenwart des Papsttums. Die Diplomatie des heiligen Stuhls. Die böhmischen Länder und der Vatikan].

Centrum pro studium demokracie a kultury (CDK), Brno 2004, 759 S.

Die umfangreiche Analyse der Geschichte des Papsttums und des Vatikanstaats stellt den vorläufigen Höhepunkt der Publikationstätigkeit des Historikers und Diplomaten František X. Halas (1937), Sohn des bekannten tschechischen Dichters František Halas (1901-1949), dar. In das Werk sind auch viele persönliche Erfahrungen des Autors eingeflossen, die er als erster tschechoslowakischer und später tschechischer Gesandter im Vatikan (1990-1999) nach vierzigjähriger Unterbrechung der wechselseitigen diplomatischen Beziehungen während des kommunistischen Regimes gewinnen konnte. Dank dieser Position hatte Halas die Möglichkeit, in den Archiven und Bibliotheken des Vatikans zu forschen, zugleich besaß er einen Einblick in das komplizierte Gewebe der diplomatischen Beziehungen und den Funktionsmechanismus des Kirchenstaats. Der Verfasser versteht sein Werk nicht nur als interdisziplinär angelegte Geschichte des Papststaats, sondern arbeitet auch dessen Einfluss auf die europäische und die Weltpolitik heraus.

Das Werk gliedert sich in vier Abschnitte. Im ersten Kapitel erörtert der Autor grundlegende Fragen zum Thema. Dabei nähert er sich dem Papsttum als eigenwilligem Phänomen eng verknüpfter religiöser und politischer Macht und nimmt hier eine sehr ausführliche Reflexion dieses Verhältnisses in seiner historischen Entwicklung vor, in die er auch theologische und philosophische Überlegungen einfließen lässt. Darüber hinaus widmet er sich dem Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, der Beziehung des Papstes zu anderen Konfessionen wie auch dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965).

Im nächsten Teil liefert Halas einen knappen Abriss der wichtigsten historischen Etappen des Papststaats. Dabei beleuchtet er unter anderem den Aufstieg des Papsttums zu einer weltlichen Macht, die Teilung der Westkirche während der Reformation, die Auseinandersetzung des Papststaats mit den Herausforderungen von Aufklärung, politischem Liberalismus und gesellschaftlicher Moderne im 18. und 19. Jahrhundert und seine Auflösung im Jahr 1870, als der Papst für einige Jahrzehnte „Gefangener des Vatikan“ wurde. Er erinnert hier auch an die von Johannes Paul II. im März 2000 vorgetragene Entschuldigung für das von Angehörigen der katholischen Kirche begangene Unrecht. Teile des Kapitels bieten darüber hinaus Exkurse zur Entwicklung der religiösen und kirchlichen Verhältnisse in den böhmischen Ländern, etwa dem Verhältnis des Papsttums zum Wirken von Jan Hus und zur böhmischen Reformation oder zur Rekatholisierung nach der Schlacht am Weißen Berg.

Das dritte Kapitel behandelt die Zeit seit dem Abschluss der Lateranverträge im Jahre 1929, auf deren Grundlage der Vatikanstaat entstand. Der Autor konzentriert sich darin auf die Analyse der Lösung der Romfrage – also auf die Bemühungen um eine erneute Entstehung des Papststaats auf italienischem Boden nach seiner Auflösung 1870. Selbstverständlich kommen auch die in den letzten Jahren in Fach-

kreisen wie in den Medien intensiv diskutierten Fragen zum Verhältnis des Heiligen Stuhls zu totalitären Regimen, vor allem zum Nationalsozialismus, zur Sprache. An dieser Stelle äußert Halas Zweifel an der Zweckmäßigkeit des Konkordats mit der Reichsregierung im Juli 1933, wenn er daran erinnert, dass der „Heilige Stuhl erst zu spät verstand, dass das, was er von den Nationalsozialisten bekam, einen viel geringeren Wert hatte als seine Gegenleistung“ (S. 391). Die auf im Herbst 2006 freigegebenem Archivmaterial aus dem Pontifikat Pius' XI. (1922-1939) basierenden neuesten beziehungsgeschichtlichen Forschungen (z.B. des deutschen Kirchenhistorikers Dominik Burkard) konnten in Halas' Buch leider noch nicht einfließen. Der Verfasser betont aber die Bemühungen von Pius XI., sich aktiver gegen den Antisemitismus des Dritten Reiches zu stellen; ebenso macht er deutlich, dass der Vorwurf, dessen Nachfolger Pius XII. (1939-1958) habe dem Holocaust tatenlos zugesehen, nicht gerechtfertigt ist. Diese Kontroverse – in der sich in den letzten Jahren unter anderem John Cornwell, Michael F. Feldkamp, Daniel Goldhagen, José M. Sánchez, Gerhard Besier, Hubert Wolf und Klaus Kühlwein zu Wort gemeldet haben – rekonstruiert Halas in seiner Arbeit allerdings nicht detailliert. Im abschließenden Überblick über die Geschichte des Papsttums erwähnt Halas die Aktivitäten weiterer großer Persönlichkeiten auf dem Heiligen Stuhl im 20. Jahrhundert, von Johannes XXIII. über Paul VI. bis zum Pontifikat Johannes Pauls II.

Der letzte Teil liefert einen historischen Abriss der Beziehungen des Papsttums zu den böhmischen Ländern. Der Autor knüpft dabei an seine Arbeit an, die sich dem tschechoslowakisch-vatikanischen Verhältnis in der Zwischenkriegszeit widmet,¹ wobei sein Hauptaugenmerk auf der Entwicklung im 20. Jahrhundert liegt – vom schwierigen Aufbau diplomatischer Beziehungen zwischen dem neu etablierten tschechoslowakischen Staat und dem Vatikan in der antiklerikalen Stimmung der Nachkriegszeit über die Etablierung eines *modus vivendi* bis hin zur Kooperation gegen den Aufstieg des Faschismus in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre. Weiterhin erörtert Halas die Position des Vatikans gegenüber der tschechoslowakischen Exilregierung und dem slowakischen Staat während des Krieges sowie die erneute Entfremdung in der frühen Nachkriegszeit, die im Abbruch der Beziehungen im Jahre 1950 gipfelte. Auch die Verhandlungen zwischen den Vertretern des Vatikans und den kommunistischen Repräsentanten seit den 1960er Jahren, die Formen antikirchlicher Verfolgung in der kommunistischen Tschechoslowakei wie auch Widerstand und Kollaboration in den Reihen der katholischen Kirche werden thematisiert.

Zu kurz kommt allerdings die Entwicklung des sudetendeutschen Katholizismus. Vor allem hätten die Konsequenzen des „Münchener Abkommens“ für die sudetendeutschen Katholiken – z.B. die Einschränkung der materiellen Sicherheit des Klerus durch die Aufhebung des tschechoslowakischen Kongruarabkommens in den Sudetengebieten durch die Nationalsozialisten oder die eskalierende Verfolgung sudetendeutscher Geistlicher und Gläubigen – sowie die Reaktionen des Vatikans auf diese Entwicklungen eine nähere Betrachtung verdient. Bedauerlich ist auch, dass die Haltung des Vatikans zur Nachkriegsmigration, besonders zur Vertreibung

¹ Vgl. Halas, František X.: *Neklidné vztahy [Unruhige Beziehungen]*. Svitavy 1998 (Accademia Cristiana, Roma. Studium 113).

der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei, keine Erwähnung findet. In den Passagen, die der Beziehung von Vatikan und Tschechoslowakei in der Zeit zwischen 1938 und 1948 gewidmet sind, stützt sich Halas außerdem in weiten Teilen auf die Erinnerungen Jaromír Machulas (1916–2002), eines tschechischen Priesters, der während des Krieges als Mittler zwischen der Exilregierung Beneš und dem Vatikan fungierte. Die Quellen im Archiv des Außenministeriums, die zweifellos eine andere Facette der Beziehungen zwischen Vatikan und Tschechoslowakei in dieser Zeit zu Tage gefördert hätten, wurden hingegen überhaupt nicht berücksichtigt.

Die historiografische Interpretation der Geschichte des Papsttums wird durch Beschreibungen der Strukturen des Vatikanstaats und Passagen, die sich mit Fragen der praktischen Diplomatie beschäftigen, ergänzt. Allerdings gelingt es Halas nicht, sich völlig vom apologetischen Blick auf die Politik des Kirchenstaats frei zu machen, wie etwa oben am Beispiel Pius' XII. deutlich wurde. Andere Passagen geraten ihm zu kursorisch; das ist vielleicht bei einem so umfangreichen Gegenstand unvermeidbar. Trotz dieser Kritikpunkte gelingt dem Autor eine dichte Interpretation der Geschichte des Vatikans in einem breiten Kontext. Sein gehaltvolles Werk bietet zweifellos zahlreiche Impulse für weitere Forschungen zu dem Gegenstand.

Prag

Jaroslav Šebek

Durajová, Miroslava/Smíšek, Rostislav (Hgg.): Hieronymus der Ältere Schlick: Das Tagebuch. Eine Selbstdarstellung aus den Jahren 1580–1582.

Historický ústav Filozofické fakulty Jihočeské univerzity v Českých Budějovicích, České Budějovice 2008, 486 S. (Documenta res gestas Bohemicas saeculorum XVI.-XVIII. illustrantia 2).

Binnen weniger Jahre ist es dem Historischen Institut der Südböhmischen Universität dank seines Gründers Professor Václav Bůžek gelungen, sich im Bereich der Frühen Neuzeit und der Geschichte der Historiografie einen Namen zu machen. Das Institut kann auf eine beachtliche Reihe von Symposien zurückblicken; hervorzuheben ist vor allem auch die Reihe „Opera historica“.

Gegenstand dieser Rezension ist jedoch ein Band aus einer anderen Reihe, der „Documenta res gestas Bohemicas saeculorum XVI.-XVIII. illustrantia“, die sich der Edition frühneuzeitlicher Quellen widmet und mit Fug und Recht als Beitrag zur Grundlagenforschung bezeichnet werden kann. Sie fußt auf den reichen Quellen der südböhmischen Archive, die breiteren Historikerkreisen gerade im Bereich der Frühen Neuzeit bis dato größtenteils nicht präsent sind. Beide bisher erschienenen Titel dieser Reihe gestatten einen Einblick in die Lebenswelten der adligen Gesellschaft, so widmet sich der erste einem Ehepaar des böhmischen Hochadels.¹

¹ *Marek, Pavel (Hg.): Svědectví o ztrátě starého světa: manželská korespondence Zdenka Vojtěcha Popela z Lobkovic a Polyxeny Lobkovické z Pernštejna [Ein Zeugnis des Verlusts der alten Welt: die Korrespondenz des Ehepaars Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz und Polyxena Lobkowitz von Pernstein]. České Budějovice 2005 (Prameny k českým dějinám 16.-18. století. Řada B 1).*

Der zweite Band enthält Aufzeichnungen aus dem privaten Reisetagebuch von Hieronymus Schlick, Spross einer angesehenen Adelsfamilie, die schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine wichtige Rolle in Mitteleuropa spielte (erwähnt sei hier nur Kaspar Schlick, Kanzler unter drei römischen Kaisern). Auch wenn in der Frühen Neuzeit unter Adligen Bildungsreisen nahezu als Pflicht galten, Tagebücher dieser Art folglich keine Seltenheit darstellen, gebührt ihnen – von der prominenten Herkunft des Autors einmal abgesehen – große Aufmerksamkeit. Als subjektives Selbstzeugnis stellt jedes einzelne eine wertvolle Quelle dar, die unmittelbaren Eindruck von der persönlichen Lebenswelt des Verfassers vermittelt.

Inhalt der edierten Texte ist Schlicks Reise nach Basel und Genf, die er unternahm, nachdem er schon andere bedeutende Hochschulen der damaligen Zeit wie Marburg und Oxford besucht hatte. Diese Tatsache und der Umfang der Dokumente, die einen Zeitraum von nur drei Jahren, nämlich vom 1. Januar 1580 bis zum 31. Dezember 1582 umfassen, deuten darauf hin, dass es sich nur um einen Ausschnitt aus einem größeren Ganzen handelt. Die Herausgeber äußern sich dazu nicht, sie konstatieren lediglich, dass die Überlieferungen der Quellen von zwei verschiedenen Personen stammen, die sich auch sprachlich unterscheiden. Der philologische Aspekt wird ohnehin ausführlich beleuchtet.

Die Eintragungen, aus denen im übrigen nicht klar hervorgeht, ob sie tatsächlich täglich vorgenommen wurden, sind meist karg und lassen deshalb kaum Schlüsse auf das intellektuelle Format ihres Urhebers zu. Überwiegend handeln sie von alltäglichen Vorgängen aus seinem Tagesablauf wie der Anwendung von Arzneimitteln (Purgiermittel und Klistierspritze inbegriffen), der Einnahme von Speisen sowie von Gebeten und Predigten. Selten sind die Einträge ausführlicher (meist aber nicht länger als fünf gedruckte Zeilen), geben aber auch dann lediglich Auskunft über erledigte und empfangene Korrespondenz, gehörte Vorlesungen, Besuche bzw. Besucher in sehr gedrängter Form. An keiner Stelle berichten sie über den Inhalt von Gesprächen, auch wenn dies bei manchen Personen wie z. B. Bucer von großem Interesse wäre.

Der ausführliche Kommentar der Herausgeber leistet eine umfassende Einführung in Schlicks Familienverhältnisse sowie die zeitgenössischen Umstände, wobei wir jedoch überraschenderweise für die Zeit nach 1583 so gut wie nichts über ihn erfahren, weder, wann er Rat des württembergischen Herzogs wurde und deshalb nicht mehr ins böhmische Königreich zurückkehrte, noch den Zeitpunkt seines Todes. Sehr fundiert und umfassend ist dagegen die germanistische Analyse seiner Sprache (hierbei wird auch auf die Verwendung des Tschechischen hingewiesen, das zum Teil durch einen seiner Diener eingetragen wurde). Das Namens- und Ortsverzeichnis ist sorgfältig recherchiert, wobei es ärgerlicherweise zu mehrfachen Wiederholungen auf einer einzigen Seite kommt, so bei der Erklärung dass „Prag (Praha) Hauptstadt des Königreichs Böhmen“ (S. 275) oder der „Rhein ein Fluß in Basel“ (ebd.) ist. Als „Rekord“ erfahren wir auf den Seiten 320 f. gar fünfmal, dass „Olmütz (Olomouc), eine Stadt in Mittelmähren, Sitz des Bistums“ ist. Auch sonst sind die Herausgeber sehr ausführlich, so dass man ein wenig überspitzt sagen könnte, dass ihre Ausführungen interessanter sind als der Text des Tagebuchs selbst. Der Edition werden mehrere Kapitel vorangestellt, die viele interessante und vergleichend ange-

legte Informationen über Hieronymus präsentieren, in Bezug auf Tagesablauf, Predigertätigkeit, Studentenleben, Krankheiten, Bibliothek, Sprache usw.

Doch muss auch auf mehrere Fehler, oft in Bezug auf Ortsangaben, hingewiesen werden, die beinahe den Verdacht erwecken, hier seien bei der Korrektur Verwechslungen passiert. Ohne diese nun absolut setzen oder sich in Aufzählungen verlieren zu wollen, seien einige Beispiele angeführt: Lundenburg (Břeclav) liegt nicht südwestlich, sondern südöstlich von Brünn (Brno, S. 313), Belfort befindet sich in der Franche-Comté und nicht im Elsass (S. 469), Brtnice heißt Pirnitz (S. 470), unter den heutigen Donauanrainerstaaten (wenn ihre Aufzählung überhaupt notwendig ist) fehlt Serbien, Rabenstein (Rabštejn) befindet sich in West- und nicht in Ostböhmen (S. 474), Pernstein (Pernštejn) wiederum in Mähren und nicht in Westböhmen (S. 474), Prerau (Přerov) eher in Mittel- als in Südmähren, Wittenberg liegt in Sachsen-Anhalt (S. 476). Im Text wie auch in der Bibliografie werden Aufsätze der Brüder Martin und Michal Svatoš verwechselt (S. 209) usw.

Solche Unachtsamkeiten können jedoch den positiven Eindruck von der Edition dieser eher zweitrangigen Quelle nicht trüben; denn auch solche Überreste stellen einen wichtigen Beitrag zum Verständnis ihrer Zeit dar.

Prag

Ivan Hlaváček

Schadel, Erwin (Hg.): Johann Amos Comenius – Vordenker eines kreativen Friedens. Deutsch-tschechisches Kolloquium anlässlich des 75. Geburtstages von Heinrich Beck (Universität Bamberg, 13.-16. April 2004).

Peter Lang, Frankfurt/Main u. a. 2005, 610 S. (Schriften zur Triadik und Ontodynamik 24).

Das Thema „Comenius und der Friede“, das bereits auf zwei internationalen Tagungen in Salzgitter-Steterburg 1995 und Berlin 2001 behandelt worden war, erfuhr in Bamberg im Rahmen des von Heinrich Beck, Emeritus für Philosophie an der dortigen Universität, initiierten Forschungsprojekts „Kreativer Friede durch Begegnung der Kulturen“ eine überzeugende Fortsetzung und Synthese.

Der erste thematische Block des Sammelbands, der die anlässlich des Kolloquiums gehaltenen Vorträge versammelt, widmet sich der Erschließung des Vor- und Umfeldes der Comenianischen Allreform. Arnulf Riebers Eröffnungsvortrag galt der Schrift „De pace fidei“ des Nikolaus von Kues' als Projekt zur Versöhnung der Weltreligionen. Gegenstand der folgenden Beiträge sind die Friedensideen bei Erasmus von Rotterdam (Hans-Rüdiger Schwab), im deutschen utopischen Denken (Siegfried Wollgast), bei Johannes Jessenius, dem nach der Schlacht am Weißen Berg hingerichteten früheren Rektor der Prager utraquistischen Universität (Tomáš Nejeschleba), sowie in der Theologie der Brüderunität (Alena Nastoupilová). Im Mittelpunkt der beiden folgenden Teile stehen die pädagogischen Friedensansätze und konkreten irenischen Bemühungen des Comenius wie auch die theologischen Elemente seiner Universalreform (Walter Eykmann, Hans-Joachim Müller, Jiří Beneš, Martin Steiner, Regine Froschauer bzw. Petr Zemek, Jan Blahoslav Lášek, Daniel Neval). Die folgenden Aufsätze beschäftigen sich sowohl mit den Grundzügen der interkulturell konzipierten Pansophie des Comenius als auch mit der

philosophisch-metaphysischen Dimension seines pansophischen Friedensbegriffes (Jürgen Beer, Karel Floss, Jan Kumpere bzw. Pavel Floss, Matthias Scherbaum, Jozef Matula, Věra Schifferová, Erwin Schadel, Uwe Voigt, Johannes Rehm, Heinrich Beck). Eine stärker historische Ausrichtung weisen neben den Aufsätzen des ersten Teils vor allem die Beiträge Hans-Joachim Müllers über das Modell der Urteilsfindung des Comenius in seiner Kontroverse mit dem Kapuziner Valerian Magni und Daniel Nevals über das Geschichtsverständnis der Brüderunität bei Comenius im Kontext der Verfolgungen seiner Glaubensbrüder und -schwestern auf. Spezifisch ökumenische Aspekte kommen in den Aufsätzen von Petr Zemek und Jan Blahoslav Lášek zur Sprache.

Unter dem „kreativen Frieden“ der Völker und Kulturen sei – so das Fazit des Kolloquiums – eine Ordnung zu verstehen, „welche nicht von ‚außen‘ oder ‚oben‘ aufgeprägt wird, sondern sich vielmehr von ‚innen‘ her begründet, indem sie der Grunddisposition des menschlichen Seins entspricht“. Die sowohl politische wie philosophische und religiöse Komponenten umfassende Allreform des Comenius halte ein großes Potential für die Verwirklichung einer solchen Ordnung bereit (so der Klappentext). In seiner Vision bedeutete die Umsetzung eines dauerhaften Friedens Jozef Matula zufolge zugleich auch die (sittliche?) Vervollkommnung des Menschen. Dazu sei es notwendig, Hass, Aggressivität und Fanatismus zu beseitigen, um die Gesellschaft vor partikularen Interessen zu schützen (S. 388).

Der einleitende Teil enthält die einführenden Grußworte, der Anhang die von Arnulf Rieber vorgetragene Laudatio auf Heinrich Beck und einen Pressespiegel. Ein Personen- und ein Sachregister erleichtern die inhaltliche Erschließung des Bandes.

Bamberg

Franz Machilek

Wäntig, Wulf: Grenzerfahrungen. Böhmisches Exulanten im 17. Jahrhundert.

UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2007, 662 S. (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 14).

Die Flucht der protestantischen Gläubigen aus dem Königreich Böhmen und der Markgrafschaft Mähren nach der Schlacht am Weißen Berg 1620 lässt sich in den Kontext der frühneuzeitlichen, weite Teile Europas erfassenden Konfessionsmigration einordnen. Die Folgen der Glaubensflucht waren gravierend: Nach der für die Protestanten verlorenen Schlacht endeten einerseits die politische Selbstständigkeit der böhmischen Länder sowie die noch wenige Jahre zuvor im Majestätsbrief Rudolfs II. gewährte Religionsfreiheit, andererseits bedeutete die Abwanderung der Glaubensflüchtlinge auch ein kulturelles und wirtschaftliches Fiasko für Böhmen und Mähren. Polen-Litauen, Oberungarn, das nahe Sachsen und die Oberlausitz waren die bevorzugten Zufluchtsländer für all jene Protestanten, die durch ihre Flucht der seit 1620 verstärkt einsetzenden Rekatholisierung zu entkommen versuchten. Die tschechische Nationalhistoriografie des 19. Jahrhunderts prägte für die nun einsetzende Epoche, die durch eine jahrhundertelange „Fremdherrschaft“ der Habsburger gekennzeichnet war, den Begriff des „Temno“ (Finsternis).

Die Arbeit von Wulf Wäntig beschäftigt sich mit jenen Exulanten, die in den Grenzraum Sachsens und in die Oberlausitz flohen. Am Beispiel des Böhmisches

Niederlands, genauer der Grundherrschaften Hainspach (Lipová), Schluckenau (Šluknov) und Rumburg (Rumburk), werden das Vordringen der Rekatholisierung, deren Auswirkungen auf das Fluchtgeschehen und die Aufnahmepraktiken in den sächsischen bzw. oberlausitzischen Zufluchtsorten untersucht. Hierbei nimmt Wäntig eine Trennung zwischen Zentrum (Prag bzw. Dresden) und Peripherie (böhmisch-sächsischer Grenzraum) vor. Untersuchungsgegenstand sind des Weiteren die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Migranten sowie Inhalt und Bedeutung des Exulantenmythos im 19. Jahrhundert.

Der Verfasser kommt im Hauptteil seiner Arbeit (Kap. 4-7) zu dem Ergebnis, dass sich die Rekatholisierungsmaßnahmen auf dem Weg von Prag in die Peripherie abschwächten, so dass die Protestanten im Böhmischem Niederland sich nur noch von ihnen bedroht fühlten, wenn zentrale Bestandteile der eigenen religiösen Ordnung in Frage gestellt wurden. Im Kurfürstentum Sachsen handelten Zentrum und Peripherie ebenfalls unterschiedlich: Da eine zentral gesteuerte Aufnahmepraxis fehlte, bemühten sich die Grenzgemeinden alleinverantwortlich um die Aufnahme der Exulanten. Auch geschah es häufiger, dass sich Grundherren und Stadträte in der böhmisch-sächsischen Grenzregion über kurfürstlich angeordnete Aufnahmestopps oder Abschiebungen hinwegsetzten und die Glaubensflüchtlinge bereitwillig aufnahmen. Der Verfasser kann zeigen, dass sich die regionalen Obrigkeiten hierbei weniger von ihrer Glaubensverwandtschaft als vielmehr von wirtschaftlichen Interessen leiten ließen. Durch den Zuzug größerer Personengruppen sollten sowohl die wirtschaftlichen Schäden als auch die Personenverluste minimiert werden, die der Ausbruch des Böhmischem-Pfälzischen Krieges verursacht hatte. Für die böhmischen Flüchtlinge war der Übertritt in sächsisches bzw. oberlausitzisches Gebiet, anders etwa als z.B. nach Polen-Litauen, in der Regel keine endgültige Entscheidung, weil durch die Nähe zur Heimat prinzipiell die Möglichkeit einer Rückkehr gegeben war. Hinzu kam, dass der böhmisch-sächsische Grenzraum einem Teil der Konfessionsmigranten bereits durch Erwerbswanderungen bekannt war.

Obwohl für die Migration der böhmischen Exulanten nach Sachsen und in die Oberlausitz auch wirtschaftliche Gründe entscheidend waren, reduzierten nachfolgende Historiker die Motivlage allein auf den konfessionellen Aspekt und schufen auf diese Weise einen Exulantenmythos. Wäntig gelangt nach eingehender Analyse einschlägiger Quellen, wie z.B. von Gutachten der Dresdner Hofgeistlichkeit oder Selbstdarstellungen der Glaubensflüchtlinge, zu der Feststellung, dieser Mythos sei nicht erst ein Produkt des 19. Jahrhunderts gewesen, sondern habe seine Wurzeln bereits im zeitgenössischen Exulantendiskurs. Die Ursachen hierfür waren mannigfaltig: Die böhmischen Emigranten sahen sich als Opfer, die ihren Besitz und ihre Heimat verloren hatten. Für die protestantischen Grenzpfarrer auf sächsischer bzw. oberlausitzischer Seite waren sie Zeugen einer gewaltsamen und mit allen Mitteln zu bekämpfenden Rekatholisierung. Die Grundherren im böhmisch-sächsischen Grenzraum profitierten finanziell von den Exulanten, weil diese auf ihren Besitzungen angesiedelt werden konnten und im Gegensatz zu regulären Übersiedlern nicht von einer Auslieferung an die böhmischen Behörden bedroht waren. Der Oberhofprediger in Dresden schließlich instrumentalisierte das Schicksal der böh-

mischen Exulanten, um auf die christliche Nächstenliebe des sächsischen Kurfürsten verweisen und dessen Position als Oberhaupt aller Protestanten im Alten Reich stärken zu können.

Es kann als Verdienst des Autors bezeichnet werden, das Phänomen Glaubensflucht in mikrohistorischer Perspektive erforscht und, entgegen der älteren Historiografie, eine scharfe Trennung zwischen Zentrum und Peripherie vorgenommen zu haben. Auf diese Weise kommt er schließlich zu der sehr überzeugenden Feststellung, dass Herrschaft und Alltag der Bewohner im böhmisch-sächsischen Grenzraum eigenen Gesetzmäßigkeiten unterlagen (S. 587). Die angenehm zu lesende Arbeit wird abgerundet durch diverse Karten und Tabellen sowie ein detailliertes Orts- und Personenregister.

Leipzig

Martina Thomsen

Řezník, Miloš (Hg.): Grenzraum und Transfer. Perspektiven der Geschichtswissenschaft in Sachsen und Tschechien.

Duncker & Humblot, Berlin 2007, 217 S. (Chemnitzer Europastudien 5).

Nicht mit den historischen Beziehungen Tschechiens und Deutschlands, sondern mit denjenigen Tschechiens und Sachsens beschäftigt sich der vorliegende Band, der auf eine gleichnamige Tagung des Sächsisch-Tschechischen Hochschulzentrums (STHZ) an der Technischen Universität Chemnitz in Zusammenarbeit mit der ebenfalls dort angesiedelten Juniorprofessur Europäische Regionalgeschichte (mit besonderer Berücksichtigung des sächsisch-böhmischen Grenzraums) 2005 in Schwarzenberg zurückgeht – ein wahrhaft innovatives Unterfangen von berufener Hand, das den Blick endlich einmal auf die so lange zugunsten der Nationalgeschichte vernachlässigte Regionalgeschichte richtet. Wie Nationen sind auch Regionen gedachte Ordnungen, und die Wahrnehmung der Regionalgeschichte wird von den politischen Umständen bestimmt. Ausgehend von diesen Überlegungen erläutert der Herausgeber Miloš Řezník in seiner Einführung die neue Relevanz der Regionalgeschichte in vielen europäischen Ländern: Zum einen rücken ehemalige Konfliktgebiete in den Fokus des regionalhistorischen Interesses, zum anderen können regionale Identitäten als nichtnationale Formen des kollektiven Bewusstseins begriffen werden. Schließlich seien „zweifelloso die 1990er und die folgenden Jahre eine Epoche der verstärkten regionalen Bezüge in der mitteleuropäischen Kultur und Öffentlichkeit einschließlich der politischen Legitimationsfiguren“ (S.17). Vor diesem Hintergrund fragen Řezník und seine Kollegen in elf Einzelbeiträgen nach der Plausibilität eines sächsisch-böhmischen Geschichtsraums sowie nach den Formen des Transfers über diese Grenze hinweg.

Der erste Teil des Tagungsbandes konzentriert sich auf die Implikationen der sächsisch-böhmischen Grenze im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Uwe Tresp benennt in seinem Beitrag „Nachbarschaft zwischen Erbeinung und Hegemoniestreben: Die Wettiner und Böhmen 1471–1482“ die Erbeinung von Eger (1459) als entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen im späten Mittelalter und schildert das Streben der Wettiner nach Hegemonie über einzelne Familien des nord- und westböhmischen Adels, das

meist in Konkurrenz zu der für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Grenzraums bedeutsamen Familie Schlick/Šlik geschah. Wulf Wäntig charakterisiert in seinem Beitrag „Alltag, Religion und Raumwahrnehmung – der böhmisch-sächsische Grenzraum in den Migrationen des 17. Jahrhunderts“ das „Gebirge“ als eine territorienübergreifende Lebenswelt, die auf verschiedenen Ebenen vernetzt war, sowie als einen Raum, der eigenen Gesetzen unterlag und sogar imstande war, Einfluss auf die Politik in Prag und Dresden zu nehmen. Petr Hlaváček (Der böhmisch-sächsische Grenzraum im Spätmittelalter und in der Frühneuzeit zwischen Integration und Desintegration) erläutert, dass für die Integration bzw. Desintegration der Grenzregion die kirchenpolitischen Brüche um 1420, 1520 und 1620 ausschlaggebend waren und die Grenze im Laufe des 17. Jahrhunderts zunehmend konfessionellen Charakter annahm, wodurch der Integrationsprozess der Region vorerst unterbrochen wurde. Milan Svoboda veranschaulicht unter dem Titel „Der Fall Haindorf – Katholiken versus Protestanten: Konfessionalisierung oder Disziplinierung?“ anhand eines Konflikts zwischen Lutheranern und Katholiken an der Grenze des Königreichs Böhmen zur Oberlausitz um 1700 die komplexe Verflechtung von europäischen Konfessionalisierungstendenzen und sozialen Disziplinierungsmaßnahmen der weltlichen Obrigkeit.

Der zweite Teil des Buches ist der Ethnografie und der Literatur des sächsisch-böhmischen Grenzraums gewidmet. Petr Lozoviuk (Grenzland als Zwischenwelt. Zur Ethnographie der sächsisch-böhmischen Grenze) erörtert die Frage nach den durch die Grenze bewirkten identitätsstiftenden Abgrenzungen und Vorurteilsstrukturen. Hierzu behandelt er zunächst die Geschichte der Erforschung der Grenze in der sudetendeutschen und tschechischen Volkskunde, liefert dann einführende Informationen über ein aktuelles Forschungsprojekt am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden und analysiert schließlich das Deutschenbild der Tschechen in der untersuchten Grenzgemeinde Dolní Poustevna. Elke Mehnert (Der tschechisch-sächsische Grenzraum als literarischer Ort) verwahrt sich gegen das Vorurteil, dass das Erzgebirge in der Literatur nur Mundart-Idyllen à la Anton Günther zu inspirieren vermocht habe, und gibt Leseempfehlungen zu vier Sujets, die für die Grenzregion und ihre Bewohner historisch von besonderer Bedeutung waren: Schmuggel, das nach Kriegsende vorübergehend unbesetzte Gebiet um Schwarzenberg, der Uranbergbau sowie der Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes 1968 in die ČSSR.

Der dritte Teil des Bandes informiert über den aktuellen Umgang mit dem Forschungsgegenstand Regionalgeschichte und über laufende Projekte zu den sächsisch-böhmischen Beziehungen. Winfried Eberhard umreißt die Entwicklung der modernen Ostmitteleuropaforschung aus der noch von kolonialen Denkmustern geprägten „Ostforschung“ und beschreibt die maßgeblichen Forschungseinrichtungen in Sachsen, insbesondere das Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig e.V. (GWZO). Ilona Scherm berichtet ausführlich über die mannigfaltigen Aktivitäten und Projekte des STHZ, das in enger Kooperation mit Universitäten und Hochschulen in Plzeň (Pilsen), Liberec (Reichenberg), Ústí nad Labem (Aussig), Brno (Brünn), České Budějovice (Budweis) und Prag neben Fachtagungen, Studenten- und Dozentenaustausch sowie

Fachexkursionen auch den Aufbau der Sächsisch-Tschechischen Fachbibliothek (STFB) betreibt. Ein facettenreiches Forschungsprojekt zur mittelalterlichen Kunst in Nord- bzw. Nordwestböhmen wird von Michaela Hrubá und Jan Royt in ihrem Beitrag „Nordböhmische Gotik. Neue Erkenntnisse zur künstlerisch-historischen Entwicklung“ vorgestellt: Basierend auf den Arbeiten des Kunsthistorikers Josef Opitz aus den 1920er Jahren werden in den Regionen Ústí nad Labem, Liberec und Cheb mittelalterliche Malerei, Bildhauerei, Architektur und Geschichte dokumentiert und Exponate für eine geplante Ausstellung vorbereitet. Kristina Kaiserová schließlich rundet den Band mit knappen „Überlegungen zu Möglichkeiten der Regionalhistoriographie bei Untersuchung und Präsentation der böhmisch-sächsischen Geschichte. Von Ústí nad Labem/Aussig gesehen“ ab, in denen sie die Zusammenarbeit unterschiedlicher Institutionen in der Grenzregion nach 1989 reflektiert und auf das neu gegründete Collegium Bohemicum in Ústí nad Labem aufmerksam macht, das sich als zentrale Einrichtung für die Erforschung der Geschichte der Deutschen in Böhmen und der tschechisch-deutschen Beziehungen etablieren soll.

Insgesamt bietet das Buch ein breites Spektrum an Denk- und Forschungsanregungen zur Geschichte der sächsisch-böhmischen Grenzregion und ihren historischen, politischen und (sozio-)kulturellen Beziehungen. Dies ist keine Selbstverständlichkeit: Der Herausgeber weist in seiner Einführung darauf hin, dass es noch immer fast unmöglich sei, Wissenschaftler zu finden, die „die Probleme der böhmischen Geschichte in der Geschichtswissenschaft in Sachsen und die Themen der sächsischen Geschichte in der tschechischen Historiographie besprechen würden“ (S.31), und zwar auf beiden Seiten der Grenze, in beiden Ländern. Mit der Herausgabe des vorliegenden Tagungsbandes trägt Rezník beträchtlich dazu bei, diesem Mangel abzuwehren.

Dresden

Susanne Fritz

Mat'á, Petr/Winkelbauer, Thomas (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1620 bis 1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas.

Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006, 474 S. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 24).

Bislang hat die Habsburgermonarchie im Zusammenhang mit der „Absolutismusdebatte“ in der Forschung kaum Beachtung gefunden. Der vorliegende Band, der aus einer am GWZO in Leipzig vom 12. bis 14. Februar 2003 abgehaltenen Tagung hervorging, nähert sich dieser Problemstellung aus unterschiedlichen Perspektiven. Die Beiträge kreisen um die Frage, wie und mit welchen Wirkungen das in letzter Zeit kontrovers diskutierte „Absolutismuskonzept“ die wissenschaftliche Forschung über die Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit beeinflusst hat. In der Zwischenzeit ist eine Reihe von Veröffentlichungen dazu gekommen, die die Forschungslücken teilweise schließen konnten – die vorliegende Publikation kann dennoch neue Erkenntnisse bieten. In ihr wird nämlich deutlich, welchen Einfluss die eingangs erwähnte Debatte hatte und welche Impulse sie auslösen konnte. Auch werden von einzelnen Autor/innen weitere Desiderate aufgezeigt und vorhandene

Positionen klarer reflektiert. Das Ergebnis der Einzelstudien und Diskussionsbeiträge ist deshalb eine genauere Bestimmung der Möglichkeiten und Grenzen des Absolutismusparadigmas sowie eine Verortung der Forschungstendenzen. Dabei geht es den Autor/innen nicht nur darum, die Bedeutung der Absolutismusdebatte für die Habsburgerforschung aufzuzeigen, sondern auch um die Einbindung neuer Erkenntnisse in den Diskurs. Damit soll „eine kontextuelle Historisierung der integrativen und desintegrativen Tendenzen in der habsburgischen Staatsbildung“ (S. 9) erreicht werden, um so „das dynastische Imperium des Hauses Habsburg in seiner Komplexität und Widersprüchlichkeit und seinen Besonderheiten mit anderen komplexen Fürstenstaaten Europas“ vergleichbar zu machen. Dies geschieht nicht nur einseitig aus dem Blickwinkel der Zentrale, sondern berücksichtigt das komplexe Beziehungsgeflecht zwischen dem Zentrum und den Regionen.

In der Einleitung des Bandes problematisieren die Herausgeber auch den Begriff „Absolutismus“ und dessen schwieriges Erbe vor dem Hintergrund des Absolutismuskonzepts. Ihr Ziel ist es, unter Berücksichtigung neuerer Forschungen Perspektiven für eine fruchtbare Weiterentwicklung zu entwerfen. Obgleich die Schwerpunkte des Bandes, ebenso wie die Themen der einzelnen Beiträge, sehr breit gefächert sind, konnten nicht alle wichtigen Aspekte und Problemfelder der Gesamthematik berücksichtigt werden. Dennoch ist den Herausgebern eine weitgehend repräsentative Auswahl gelungen. Sie umfasst unter anderem den Vergleich zwischen der Habsburgermonarchie und Frankreich, die Formierung und Durchsetzung des dynastischen Regierungsprogramms der Habsburger im ostmitteleuropäischen Raum, Kontinuitäten in verschiedenen Bereichen des politischen Programms, das Modell des frühneuzeitlichen „koordinierenden Fürstenstaates“, die Höfe der Habsburger, Frauen als Akteure der höfischen Welt der Kaiserresidenz, die konfessionelle Disziplinierung, die Vermehrung der finanziellen Ressourcen der Monarchia Austriaca, die Bedeutung des Krieges und des Militärs für das Werden des Habsburgerstaates, die umstrittene Leistung der dynastischen Frömmigkeit für die Staatsintegration, die Zentralisierung und Lokalverwaltung in Ungarn, die sozialen und institutionellen Konfliktpartner der werdenden Staatsgewalt. Im Gesamten gesehen bietet der Sammelband einen informativen und fundierten Überblick über diese Forschungsrichtung.

Innsbruck

Helmut Reinalter

Dahlmann, Dittmar (Hg.): Unfreiwilliger Aufbruch. Migration und Revolution von der Französischen Revolution bis zum Prager Frühling.

Klartext, Essen 2007, 200 S. (Migration in Geschichte und Gegenwart 2).

Revolutionsgegner, -opfer oder -verlierer können sich durch die veränderten Umstände in ihrem Land zur Migration gezwungen sehen. Dies ist vielleicht eine der allgemeinsten Aussagen, die sich über den Zusammenhang von Revolution und Migration treffen lässt. Der Band hingegen widmet sich diesem Verhältnis ausführlicher und beleuchtet es in acht Beiträgen aus unterschiedlichsten Perspektiven. Geografisch wird dabei ein weiter Bogen gespannt, denn die verschiedenen, zeitlich zwischen der Französischen Revolution und dem „Prager Frühling“ liegenden

Wanderungsprozesse reichen von Großbritannien über Deutschland bis nach Russland und auf den Balkan. Eingeschränkt wurde der Gegenstand allerdings auf „politische Revolutionen in einem sehr weit gefaßten Sinn“ (S. 8), dessen konkrete Dimensionen sich anhand der Beiträge jedoch nur erahnen lassen.

In seinen kurz gehaltenen einleitenden Worten charakterisiert der Herausgeber die Neuerungen, die sich für die Migrationsproblematik in den Zeiten der Revolution und des Nationalstaats ergeben hätten. Es seien seither überwiegend politische Motive gewesen, welche die Betroffenen zu ihrem „unfreiwilligen Aufbruch“ bewogen hätten und die Trennung vom national-kulturellen Umfeld habe dann in einigen Fällen zur Formierung der „Nation in der Fremde“ geführt. Zudem ermögliche ein Blick auf Emigration und Emigrantpolitik nicht nur Urteile über das politische Klima der „Revolutionsländer“, sondern auch Einsichten in die politische Kultur der Aufnahmeländer.

Diese in der Tat wichtigen Kernaspekte des Zusammenhangs von Revolution und Migration seit 1789 finden sich in den Beiträgen des Bandes in unterschiedlicher Gewichtung und Tiefenschärfe wieder und veranschaulichen damit den Facettenreichtum des Themas und seiner wissenschaftlichen Behandlung. So widmet sich beispielsweise Dittmar Dahmann selbst der russischen Emigration nach der Oktoberrevolution und zeigt dabei das Fortbestehen politischer Kämpfe zwischen den einzelnen antibolschewistisch orientierten Parteien und Gruppierungen in ihrem Berliner Exil zwischen 1917 und 1923. Dabei wird unter anderem auch deutlich, wie sich in diesem Fall politische gegenüber nationaler Identität durchsetzte. Denn der gemeinsame national-kulturelle Ursprung und die Exilsituation als solche besaßen weniger Bindungskraft unter den Akteuren als der Wunsch, sich mit politisch Gleichgesinnten deutscher Herkunft zu verbünden. Politische Aktivität im Ausland mit Blick auf die Situation in der Heimat spielt auch im Beitrag von Jiří Pernes über das tschechoslowakische Exil nach 1968 eine Rolle. Zur Behandlung dieses Themas greift er etwas weiter aus und schildert Emigration und Exil als festen Bestandteil der tschechoslowakischen Geschichte im 20. Jahrhundert, indem er insbesondere die Exilwellen nach dem Februar 1948 und nach 1968 charakterisiert und vergleichend zueinander ins Verhältnis setzt. Obgleich der Ursprung beider Exile in der Ablehnung kommunistischer Totalität gelegen habe, sei das 48er-Exil in seinen Strukturen und Zielen wesentlich stärker auf die direkte Beseitigung des Regimes in der Heimat ausgerichtet gewesen. Das 68er-Exil habe dagegen den Schwerpunkt seiner politischen Arbeit vor allem auf die Unterstützung der innertschechoslowakischen Opposition gelegt.

Erstaunlich ist in Hinblick auf die Thematik des Bandes, dass Pernes' Beitrag der einzige ist, der die Frage nach der Migrationsterminologie gezielt aufwirft, auch wenn er sie für seinen Untersuchungsgegenstand nicht abschließend klärt. Die Verwendung der Termini „Flucht“ und „Flüchtling“, „Emigration“ und „Emigrant“, „Exil“ und „Exilant“ bzw. „Exulant“ unterliegt in der Publikation einer gewissen Beliebigkeit. Auch innerhalb der Einzelbeiträge herrscht nicht immer eine einheitliche Begriffsverwendung. Dabei scheint doch genau hier ein Schlüssel für die nähere Spezifizierung und Systematisierung der eingangs hervorgehobenen politischen Motive des „unfreiwilligen Aufbruchs“ seit 1789 zu liegen. Man hätte sich von

einem Buch, das sich gezielt dem Zusammenhang von politischer Umwälzung und Migration widmet, zumindest einige Lösungsvorschläge dazu gewünscht.

Erfreulich hingegen ist, dass der Band auch eine Reihe von Beiträgen enthält, welche Migration und ihre Effekte im Umfeld von Revolutionen anhand von Einwanderungs- und Einbürgerungspolitik betrachten. So zeigt zum Beispiel Margrit Schulte Beerbühl in ihrem Beitrag zu Großbritannien zwischen 1789 und 1818, wie es beim Versuch, revolutionäre Einflüsse vom eigenen Land fernzuhalten, zum Erlass des ersten britischen Einwanderungsgesetzes überhaupt kam und es dennoch gelang, Großbritanniens Tradition als bevorzugtes Asylland fortzuführen. Von Abschottungstendenzen, die einer gefährlichen Rassenpolitik den Weg ebneten, handelt hingegen der Text von Regine Just über die Einbürgerungsrichtlinien der Weimarer Republik. Sie kann zeigen, wie bei dem Versuch, zwischen 1913 und 1933 reichsweite Richtlinien für die Handhabung der Einbürgerungsfrage zu entwickeln, direkt nach der Novemberrevolution die Chance einer liberalen Ausrichtung vertan wurde. Bereits ab 1920 habe sich die Tendenz, besonders restriktiv gegenüber „fremdstämmigen Ostausländern“ (und dabei besonders Ostjuden) zu verfahren und die bestehenden ambivalenten Regelungen in diesem Sinne auszulegen, kontinuierlich verfestigt. Dies habe die Installation der Rassengesetzgebung ab 1933 langfristig begünstigt.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass der Band viele wichtige Aspekte zum Zusammenhang von Revolution und Migration seit 1789 anspricht und dabei zentrale Fragen aufwirft. Von einer systematischen Bearbeitung des Themas trennt die Publikation aber das Nichtvorhandensein eines diese Vielfalt stärker reflektierenden und zusammenfassenden Beitrags, welcher die in den Einzelstudien angesprochenen Perspektiven auf das Problem hätte bündeln und für zukünftige Forschungsvorhaben in diesem Bereich effektiver nutzbar machen können.

Berlin

Katja Hoyer

Fischer, Erik (Hg.): Musik-Sammlungen – Speicher interkultureller Prozesse.

Steiner, Stuttgart 2007, 668 S. (Berichte des interkulturellen Forschungsprojekts „Deutsche Musikkultur im östlichen Europa“ 2).

„Deutsche Musikkultur im östlichen Europa“ – so lautet der Titel des an der Abteilung für Musikwissenschaft der Universität Bonn angesiedelten Forschungsprojekts, in dessen Rahmen der zu besprechende Band erschienen ist. Geht es hier, so mag manch einer zunächst misstrauisch fragen, wieder einmal um die pseudowissenschaftlich verbrämte Behauptung einer deutschen kulturellen Hegemonie, diesmal auf dem Gebiet der Musik? Darauf, dass das ganz und gar nicht der Fall ist, verweist schon die Kennzeichnung des Vorhabens als „Interkulturelles Musikprojekt“. Dieses Projekt hat es sich zur Aufgabe gemacht, Grundlagen für eine wissenschaftliche Beschreibung der deutschen Musikkultur im östlichen Europa zu legen. Dass diese bislang fehlen, mag überraschen, ist es doch Allgemeingut, dass sich die Musikkulturen des östlichen Europa in engem Kontakt mit der deutschen entwickelt haben. Allerdings steht diese Interpretation in der Tradition eines im 19. Jahrhundert verhafteten Musikverständnisses, demzufolge die Entwicklung der großen musika-

lischen Gattungen eine rein deutsche Angelegenheit gewesen sei, der alle anderen Kulturen im östlichen Europa mit unterschiedlichem Erfolg nachgeeifert hätten. Noch 1901 sprach Hugo Riemann mit herablassender Gönnerhaftigkeit von den osteuropäischen Musiknationen als „den Kleinen“, die seiner Ansicht nach angesichts der „Erscheinung Beethovens mit ihrer imposanten Größe [...] in liebliche und anmutige Seitentäler gedrängt“ worden seien.¹ Auch wenn solche Ansichten heutzutage nicht mehr vertreten werden, wirkten sie im deutschsprachigen Musikdenken und -schrifttum doch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein.²

Vor diesem Hintergrund gewinnt der Ansatz des Projekts „Deutsche Musikkultur im östlichen Europa“ eine ganz neue Dimension: Es handelt sich hier um ein für die weitere Entwicklung des Faches Musikwissenschaft, in dem ja seit einiger Zeit eine intensive Suche nach theoretisch-methodischer Fundierung zu beobachten ist, sehr wichtiges Unternehmen. Denn hier wird der Versuch unternommen, den Blick auf die deutsche Musikkultur im östlichen Europa auf eine methodische Grundlage zu stellen, in der kulturelle Hegemoniediskurse keine Rolle mehr spielen, dafür aber die Bedeutung von Musik als interkulturellem Kommunikationsmedium sichtbar gemacht werden kann.

Der zu besprechende zweite Band des Forschungsprojekts zeigt dieses Anliegen in besonderer Deutlichkeit. Er widmet sich „Musik-Sammlungen“ und versteht darunter nicht nur Notenarchive und -bibliotheken, sondern Tonträgersammlungen und Nachlässe aller Art bis hin zu Museen und Gedenkstätten für Komponisten. Ausgangspunkt des Forschungsprojekts ist das Verständnis der Gesamtheit dieser „Musik-Sammlungen“ als riesenhafter, dezentral organisierter Speicher, als kulturelles, hier sogar kulturenumgreifendes Gedächtnis. Dieser Blick ist auch deshalb neu, weil er vor der Öffnung der Archive im ehemaligen Ostblock kaum möglich war.

Der vorliegende Band ist der Versuch einer Bestandsaufnahme bzw. metaphorisch gesprochen einer Vermessung des Speichers, den die Gesamtheit der „Musik-Sammlungen“ im östlichen Europa darstellt. Der beeindruckende Umfang des Bandes ist die logische Folge dieses Ansatzes: Auf fast 700 Seiten werden Sammlungen in der Tschechischen Republik, Lettland, Litauen, Italien, Österreich, Slowenien, Serbien, der Ukraine, Russland, Polen, der Slowakischen Republik, den USA und Deutschland abgehandelt. Die Beiträge verfolgen zwei Ziele: Zum einen sollen katalogartig die wichtigsten Charakteristika der Sammlungen vorgestellt, zum anderen aber auch die Funktion der jeweiligen Sammlung als Teil eines kulturumfassenden Gedächtnisses dargelegt werden. Dieser Spagat gelingt nicht jedem Autor, sodass es mitunter bei der – freilich trotzdem beeindruckenden – Auflistung von Einzelheiten (bis hin zu Konkordanzen alter und neuer Bibliothekssignaturen eines ausgelagerten Bestandes) bleibt.

¹ Riemann, Hugo: Geschichte der Musik seit Beethoven. Leipzig 1901, 499.

² Vgl. Loos, Helmut: Probleme der Musikgeschichtsschreibung zwischen Ost- und Westeuropa. In: Niemöller, Klaus Wolfgang / Ders. (Hgg.): Die Musik der Deutschen im Osten und ihre Wechselwirkung mit den Nachbarn. Ostseeraum – Schlesien – Böhmen/Mähren – Donauraum vom 23. bis 26. September 1992 in Köln. Bonn 1994, 1-17 (Deutsche Musik im Osten 6).

Manchmal wird durch mehrere aufeinander bezogene Beiträge erkennbar, dass verschiedene, an unterschiedlichen Orten gelegene Sammlungen zu einem übernationalen Kulturraum gehören, der mit Hilfe der Spezifika dieser Archive dann auf unerwartete, aber überzeugende Weise greifbar wird. Am deutlichsten ist das am Beispiel Königsberg/Kaliningrad zu sehen, das hier eben nicht nur als ehemals deutsche Stadt in Ostpreußen und dann sowjetische Stadt in der Kaliningrader oblast' situiert, sondern in Beziehung zu den umliegenden litauischen, polnischen und weißrussischen Kulturzentren mit ihren Musiksammlungen gesetzt wird – etwa dann, wenn es um die Verlagerung der Königsberger Bibliotheksbestände in litauische Archive und Bibliotheken geht. Es gehört zu den interessantesten Erkenntnissen des Bandes, dass nicht nur politische Faktoren, sondern auch Musik-Sammlungen kulturelle Großräume konstituieren – ein Aspekt, der weder in der Musik- noch in der allgemeinen Geschichtsschreibung bislang die ihm gebührende Aufmerksamkeit gefunden hat.

Der hier vorliegende Band stellt die erweiterte Dokumentation eines Kongresses aus dem Jahre 2005 dar, der wiederum das Ergebnis teilweise jahrelanger Forschungskontakte des Projektteams zu Wissenschaftlern und Archivaren der besprochenen Sammlungen ist. Dieser Entstehungsgeschichte sind auch die thematischen Lücken geschuldet: So werden zwar Sammlungen in Lettland und Litauen, nicht aber in Estland vorgestellt, ebenso bleiben Ungarn und Rumänien ausgespart, obwohl das Fehlen von Musiksammlungen nicht der Grund sein kann.

Der theoretische Unterbau des Bandes wird durch die beiden einführenden Beiträge von Axel E. Walter und Sven Trakulhun geliefert. Walter zeigt die Bedeutung von Bibliotheken und Archiven für die allgemeine Kulturgeschichte aus Sicht der Bibliothekswissenschaft auf und illustriert seine Thesen am Beispiel der Auslagerung und Vernichtung der Bestände der Königsberger Bibliotheken während des Zweiten Weltkriegs, während Trakulhun ein problemorientiertes und konzises Referat über grundlegende Begriffe der Kulturtransferforschung gibt. Dass die Zerstörung von Information auch unabhängig von Kriegen gerade im digitalen Zeitalter ein oft unterschätztes Problem darstellt, belegt Martin Warnke so schlagend, dass man nach der Lektüre seines Beitrags aus Furcht vor Datenverlust sofort seine gesamte Festplatte ausdrucken möchte. Was dem Band allerdings fehlt, ist ein reflektierender Text über die Rolle der deutschen Musikkultur – und so muss man die oben skizzierte Anlage des Gesamtprojekts kennen, um dieses Desiderat selbständig füllen zu können.

Beeindruckend ist die editorische Leistung des Herausgebers und seiner Mitarbeiter: Alle Texte sind auf Deutsch verfasst, den Beschreibungen der Sammlungen ist eine Zusammenfassung in der jeweiligen Landessprache und auf Englisch beigegeben. Der Band erfüllt damit auch den Zweck eines europaweit nutzbaren Handbuchs bedeutender Musik-Sammlungen im östlichen Europa und stellt insofern ein wichtiges Novum für die Erforschung der interkulturellen Kommunikation auf dem Gebiet der Musikwissenschaft dar.

Trvdik, Milan/Wiesmüller, Wolfgang (Hgg.): Stifter und Böhmen.

Stifter-Haus, Linz 2007, 106 S., 10 Abb. (Jahrbuch des Adalbert-Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich 14/2007).

Ein schmales, aber gewichtiges Bändchen hat das Adalbert-Stifter-Institut in Linz mit seinem neuesten Jahrbuch vorgelegt, welches die Beiträge eines Kolloquiums aus dem Jahr 2005 zum Thema „Stifter und Böhmen“ versammelt. Nun ist dieses Thema immer wieder in der Forschung behandelt worden, dennoch gelingen den Beiträgen durchaus neue Sichtweisen insbesondere auf Fragen der Rezeption und Wirkung.¹

Wolfgang Wiesmüllers Vergleich der beiden Stifter-Ausgaben, der noch von August Sauer begonnenen „Prag-Reichenberger“ und der neuen „Historisch-Kritischen“, bietet einen überzeugenden Beleg für die wissenschafts-, aber auch kulturhistorischen Kontexte, von denen Editionen determiniert werden. Wiesmüller gelingt mit Hilfe bisher unbekannter Materialien am Beispiel des „Witiko“ der Nachweis von Stifters landespatriotischer bzw. bohemistischer Einstellung, schon die Widmung des Romans an die Stadt Prag dürfe als Ausdruck von Stifters Lokalpatriotismus verstanden werden (S. 9). Der Autor weist aber auch auf den schwierigen Entstehungsprozess des Textes hin, auf das Tauziehen zwischen Verleger und Autor um die Manuskriptabgabe, und wirft ferner einen Blick auf den Prozess der Vorbereitung, in dem sich Stifter schließlich für einen böhmischen Stoff entschied (S. 13).

Einem weiteren Text Stifters, dem „Margarita“-Kapitel in den vier verschiedenen Fassungen der „Mappe meines Urgroßvaters“, nähert sich Johannes John, der Fragen der Textkonstitution unter editionsphilologischen Aspekten behandelt. John arbeitet anhand der unterschiedlichen Versionen von Stifters literarischen Vermessungen unter anderem hinsichtlich der Topografie eine kulturhistorische, gewissermaßen realistische Dimension heraus, durch die der Text zugleich vom Etikett des Biedermeierlichen befreit wird. Die Perspektive, Stifter im Kontext des sich entwickelnden bürgerlichen Realismus zu positionieren, dürfte durchaus neue Erkenntnisse für die Werkrezeption bieten.

Unter dem Titel „Stifters ‚Witiko‘ aus der Sicht eines Historikers“ knüpft Jiří Kořalka an Stifters Landespatriotismus an. Als zentrales Merkmal stellt er die völlige Absenz der Sprachenfrage im „Witiko“ heraus (S. 50). Stifters konservative Utopie erweist sich als ein hierarchisch abgestuftes Mitspracherecht (S. 51), wodurch die Ordnung vor der Anarchie bewahrt werden solle.

Stifters Dichtung bedeute, so Johann Lachinger in seinem Referat „Adalbert Stifter in Böhmen. Biographisch-literarische Wechselwirkungen“, immer auch eine Heimkehr nach Böhmen, sie sei geradezu eine Korrektur des eigenen, gescheiterten

¹ Zur Rezeption in Böhmen siehe vor allem *Maidl, Václav*: Stifters Rezeption in den böhmischen Ländern. In: *Laufbütte*, Hartmut/Möseneder, Karl (Hgg.): Adalbert Stifter. Dichter und Maler, Denkmalpfleger und Schulmann. Neue Zugänge zu seinem Werk. Tübingen 1996, 527-537. – Zum „Witiko“ zuletzt *Becher, Peter*: Adalbert Stifters Witiko – ein Wirkungsdefizit als Ausdruck gescheiterter Integration? In: *Höhne*, Steffen/Ohme, Andreas (Hgg.): Prozesse kultureller Integration und Desintegration. Deutsche, Tschechen, Böhmen im 19. Jahrhundert. München 2005, 219-230 (VCC 103). – Ebenso *Müller-Funk, Wolfgang*: Integration und Integrität: Die böhmischen Länder und die „reichische“ Idee in Adalbert Stifters „Witiko“. In: *Bohemia* 37 (1996) 2, 341-352.

Lebenslaufs – des abgebrochenen Studiums, der erfolglosen Laufbahn als Künstler, der diffizilen Liebesbeziehungen. Stifters bukolische Landschaften erscheinen vor diesem Hintergrund als Sehnsuchtsorte einer heilen Welt.

Roman Prahl befasst sich mit Stifter als „Maler aus böhmischer Perspektive“, der in seinem Werk einen „Einklang zwischen den Landschaftselementen wie Wasser, Felsen, Vegetation und nebelhafter Luftatmosphäre“ (S. 82) suche und dabei aus den zeitgenössischen und traditionellen Methoden der Landschaftsmalerei schöpfe.

Die Rolle August Sauers für die Wiederaneignung Stifters nimmt Peter Becher in den Blick. Sauer gelingt die Modernisierung der Werkrezeption, die Legende von der „leidenschaftslosen Natur“ Adalbert Stifters, vom „Fanatiker der Ruhe“ wird damit destruiert. Sauer erweist sich als ein Literaturhistoriker, „der sich vehement für eine Neubewertung Stifters einsetzt und die Doppelbödigkeit seines Werkes aufzeigt“ (S. 36). Parallel hierzu analysiert Milan Trvdik Stifters Rezeption in der böhmischen akademischen Welt: Diese nahm den Weg vom Sauer-Schüler Pavel Eisner über Vojtěch Jirátko, der Stifter im Rahmen der in der deutschen Germanistik verlaufenden Biedermeier-Debatte verortete, zu Stanislav Sahánek. Paul Kluckhohn, der 1927 in Wien den Begriff des Biedermeier im Kontext einer konservativen Aneignung der Dichtung nach Goethe (im Muster der Klassiker) und gegen die Jungdeutschen entwickelte, transferierte ihn in der Tradition der neuen Geistesgeschichte, die den Positivismus ablöste, aus der Kunst- in die Literaturgeschichte.

Einen Überblick über die Übersetzungen Stifters ins Tschechische mit Schwerpunkt auf den neuesten Erscheinungen liefert Jiří Munzar, während Gerhard Trapp Bezüge zu Johannes Urzidil herausarbeitet. Hana Šmahelová schließlich untersucht in ihrem Aufsatz „Adalbert Stifter und das Problem der ‚Andersartigkeit‘ in der Literaturgeschichte“ die Gründe für die verspätete Rezeption Stifters, wobei sie mit Hinweis auf die Semiotik zwischen den Positionen Bolzanos und Stifters eine Transponierung zweier universalistischer Kommunikationsmodelle erkennt. Hieran schließt sich auch der letzte Beitrag des Bandes zum Einfluss Bolzanos auf Stifter von Alfred Doppler an. Dieser arbeitet zunächst einige der Quellen des „Sanften Gesetzes“ heraus, untersucht dabei die Einflüsse auf Stifter während der Studienzeit in Wien, so durch Andreas von Baumgarten und Carl von Rotteck, um sich dann der These eines Einflusses Bernard Bolzanos auf Stifter zuzuwenden. Allerdings wüsste man an dieser Stelle gerne etwas mehr über den assoziierten „Einfluss“, schließlich standen auch, um ein Beispiel aus dem böhmischen Vormärz anzuführen, Moritz Hartmann und Alfred Meißner auf der einen, Václav Hanka und Josef Jungmann auf der anderen Seite in einem zeitweise engen intellektuellen Austausch, was die eine Seite nicht daran hinderte, zeitweise großdeutsche Ideen zu propagieren, während die andere sich in den Dienst der tschechischen nationalen Emanzipation stellte. Doppler vergleicht dann auf einer argumentationslogischen Ebene Bolzanos Sittengesetz mit Stifters „Sanftem Gesetz“, bei beiden komme es „zu einer Verschmelzung von induktiver und deduktiver Beweisführung“ (S. 88), was für sich genommen natürlich nicht allzu viel besagt. Zumindest überraschend ist die These, dass sich Stifter, wo er sich „auf das Sittengesetz beruft“, „im Gedankenkreis Bolzanos“ bewege (S. 88). Weitaus weniger als in der Literatur angenommen, sei er von Kants kategorischem Imperativ beeinflusst: „Nur weil das Sittengesetz bei Stifter nicht auf

den kategorischen Imperativ bezogen ist, lässt es sich mit der Vorstellung eines ‚sanften Gesetzes‘ vereinbaren“ (S. 89). Mit dieser Methode der Andeutung lassen sich dann gar „indirekte“ Einflüsse Bolzanos auf den „Witiko“ postulieren, zumal der „Hauptgewährsmann Stifters für die Geschichte Böhmens der Bolzanist [sic!] Franz Palacky ist, zum andren, weil Stifter den sprachlichen Unterschied zwischen Tschechen und Deutschen völlig außer Acht lässt“ (S. 89). Letzteres trifft zwar auf den „Witiko“ zu, nicht aber auf Bolzano und Palacký, die sehr wohl die sprachlichen Unterschiede und die daraus resultierenden Konflikte, wenngleich mit unterschiedlichen Attributionen, zur Kenntnis genommen haben und die eine Lösung der Sprachenfrage nicht durch Negierung des Problems der sprachlichen Divergenz zu erreichen hofften. Es verwundert daher nicht, am Ende auch eine Kolportierung der These Eduard Winters von einer dichterischen Gestaltung Bolzanos in der Erzählung „Kalkstein“ vorzufinden.

An dieser Stelle sei auf die detaillierte Auseinandersetzung mit den in der Stifter-Literatur immer wieder vorzufindenden Andeutungen verzichtet; es möge ein Verweis auf eine bereits 1995 erschienene Polemik mit den „geistes- und literaturwissenschaftlichen Fiktionen“, die auch um die Beziehung zwischen Bolzano und Stifter kursieren, genügen. Deren Lektüre sei all denen empfohlen, die am Konstrukt des „Bolzanisten Stifter“ weiterbauen möchten!²

Weimar

Steffen Höhne

Hanuš, Jiří/Vlček, Radomír (Hgg.): Historik v proměnách doby a prostředí 19. století [Der Historiker im Wandel der Zeit und des Milieus im 19. Jahrhundert].

Matice moravská pro Historický Ústav AV ČR, Brno 2007, 216 S. (Země a kultura ve střední Evropě 7).

In seinem Anliegen, die Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert zu beleuchten, wirkt der vorliegende Band etwas heterogen; dasselbe trifft auch auf das Niveau seiner Beiträge zu. Die Herausgeber haben sich natürlich nicht die Aufgabe gestellt, die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts auch nur ansatzweise vollständig zu erfassen; dass die in dieser Zeit führende deutsche Historiografie vollkommen ausgespart wird, macht die Auswahl aber ausgesprochen zufällig. Es fehlt auch eine einheitliche Struktur: Neben ausführlichen, rein informativen Zusammenfassungen (etwa Vlčeks Aufsatz über den Moskauer Staatsrechtshistoriker Kavelin oder Havlíkovás Bericht über den frühen Slavisten Šafařík) stehen beiläufige Kurzesays (Horák über Croce und Ferrero, Hanuš über Lord Acton oder Veber über Ključevskij etc.).

Die Beliebigkeit der Zusammenstellung wird nur teilweise aufgewogen durch einen glänzenden längeren Aufsatz des führenden mährischen Historikers Josef Válka (S. 15–47), der sich jedoch keineswegs auf das 19. Jahrhundert konzentriert, sondern eine breite Skizze der Aufgaben, Probleme und Geschichte der Geschichtsschreibung seit der Antike liefert, mit unsystematischen Ausführungen über Cos-

² Morscher, Edgar/Strasser, Kurt: Fakten über fingierte Fiktionen oder Bolzano als angeblich literarisches Sujet. Eine kleine Lichtung. In: Euphorion 89 (1995) 3, 322–330.

mas, den Humanismus, Mabillon, Voltaire, Masaryk und Goll. Bei Válka ist die „französische“ Ausrichtung sehr deutlich; noch stärker ist diese beim methodologischen Hintergrund von Daniela Tinková, deren ungemein kenntnisreiche Untersuchung dem Werk Hippolyte Taines gilt. Dessen widersprüchliches Programm einer psychologischen Fundierung der Geschichte wird kritisch geprüft und nicht zuletzt seine nicht unerhebliche zeitgenössische Rezeption im tschechischen Milieu (Miroslav Tyrš) verfolgt. Ein ähnliches Niveau erreicht nur noch die gegenwärtige Direktorin des Historischen Instituts in Prag, Svatava Raková, mit ihrem sehr lesenswerten Aufsatz über die Professionalisierung der US-Geschichtsschreibung um die Wende zum 20. Jahrhundert. An ihn knüpft eine gleichfalls stark literaturgesättigte interessante Analyse des Brünner Doktoranden Vít Klepárník über Frederick Jackson Turners These von der Grenze als formativer Kraft der amerikanischen Geschichte an.

Leider fehlen anderen Beiträgen vielfach methodologische Beschlagenheit, Innovation und eine eigene kritische Fragestellung. Insbesondere die Prager Slawistin Lubomíra Havliková begnügt sich mit ermüdenden selbstzufriedenen Wiederholungen altbekannter Tatsachen und überholter Positionen. Obwohl der Brünner Sammelband durchaus Wissenswertes enthält (etwa über den Einfluss William Robertsons auf den jungen František Palacký oder die Leistung Konstantin Jirečeks bei der Entstehung der Balkanistik etc.), hätte das übergreifende Thema der Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung mehr Distanz und methodologische Klärung, nicht zuletzt des Problems „Idiographie versus Nomothetik“ bedurft.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Lorenz, Torsten (Hg.): Cooperatives in Ethnic Conflicts. Eastern Europe in the 19th and early 20th Century.

Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2006, 384 S. (Frankfurter Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ostmitteleuropas 15).

Dieser Sammelband ist aus der Konferenz „Cooperatives and Nation-Building in East Central Europe (19th-20th Centuries)“ hervorgegangen, welche im März 2004 an der Europa-Universität Viadrina im Rahmen der fünften „European Social Science History Conference“ (Humboldt-Universität Berlin) abgehalten wurde.

Dreizehn Beiträge vermitteln einen Überblick über die wechselseitigen Beziehungen zwischen Genossenschafts- und Nationalbewegung bei den Nationen Ostmittel- und Osteuropas. Der Titel ist ein wenig irreführend, da sich die Mehrzahl der Länderbeiträge mit Gebieten beschäftigt, die traditionsgemäß nicht Osteuropa zugeordnet werden (böhmische Länder, Slowenien, preußische Ostprovinzen, Baltikum, Siebenbürgen); lediglich zwei Autoren behandeln Russland und die Ukraine. Ergänzt werden die Abhandlungen durch eine ausführliche Einleitung von Torsten Lorenz sowie eine fünfzehnteilige Auswahlbibliografie, welche ausschließlich englisch-, französisch- und deutschsprachige Titel enthält.

Der Schwerpunkt des vorliegenden Bandes liegt auf dem Zeitraum vor 1914, als multinationale (Groß-)Reiche den Handlungsrahmen für Genossenschaften und Nationalbewegungen konstituierten. Drei Beiträge analysieren die Rolle von Genos-

senschaften angesichts sich wandelnder Machtverhältnisse zwischen Mehrheit und Minderheit in der Zwischenkriegszeit. Vier Artikel behandeln unter den Aspekten Kontinuität und Wandel die Entwicklung in diesen beiden Zeitabschnitten. Mit den böhmischen Ländern beschäftigen sich zwei Beiträge: Catherine Albrecht schreibt zur Rolle des Nationalismus in der Gewerkschaftsbewegung der böhmischen Länder vor 1914 (S. 215-229), während Andreas Reich sich den Beziehungen tschechischer und deutscher Konsumvereine in der Tschechoslowakei zwischen 1918 und 1938 widmet (S. 263-283).

Der Band reagiert auf ein Forschungsdesiderat: Zwischen Genossenschaften (Kooperativen) und Nationalbewegungen bestand in Ost(mittel)europa eine enge, geradezu symbiotische Beziehung. Bereits ihre Position an einer Schnittstelle zwischen individueller (ökonomischer) und kollektiver (nationaler) Befreiung macht Kooperativen zu einem aufschlussreichen Untersuchungsgegenstand für die Nationalismusforschung, den diese trotzdem lange Zeit übersah. Andererseits nahmen auch historische Untersuchungen zu Genossenschaften und der Genossenschaftsbewegung kaum Notiz von den Erkenntnissen der zeitgenössischen Nationalismusforschung.

Lorenz nimmt eine Periodisierung der Entwicklung der Genossenschaftsbewegungen in Ost(mittel)europa vor, wobei er deutliche Parallelen zu der Phasenabfolge in Miroslav Hrochs Modell der Entstehung europäischer Nationalbewegungen konstatiert. Er unterscheidet eine Phase A der Transition, in der sich die Organisationen von genossenschaftsähnlichen Institutionen mit traditionellen Strukturen zu modernen, marktorientierten Genossenschaften entwickelten; eine Phase B, in der sich unter der Losung der (nationalen) Segregation die in Entstehung begriffene Genossenschaftsbewegung nach dem sprachnationalen Kriterium aufspaltete; Phase C, die als Anfangsphase der (ethnischen) Mobilisierung umschrieben werden kann; und Phase D, die durch eine fortgesetzte Mobilisierung der genossenschaftlichen Organisationen und staatliche Interventionen (durch die 1918 errichteten Nationalstaaten) gekennzeichnet war (S. 19 ff.).

Die ersten modernen marktorientierten Kooperativen in Ostmitteleuropa (Böhmen, preußische Provinz Posen) entstanden um 1850, inspiriert von den in Deutschland von Hermann Schulze-Delitzsch und Friedrich-Wilhelm Raiffeisen gegründeten Genossenschaftsvereinen. Insbesondere für die nichtdominanten Ethnien waren Genossenschaften ein geeignetes Instrument des nationbuilding: Sie ermöglichten eine rasche Entwicklung der nationalen Infrastruktur und konstituierten einen selbstverwalteten Bereich jenseits der Kontrolle durch den Staat oder die herrschende Nation. Torsten Lorenz und Uwe Müller zeigen dies anschaulich am Beispiel der polnischen Genossenschaften in der Provinz Posen vor dem Ersten Weltkrieg (S. 183-200).

Eine führende Rolle bei der Gründung von Genossenschaften übernahm die Intelligenz (insbesondere der niedere Klerus), in geringerem Maße auch das Bürgertum. Diese beiden Gesellschaftsgruppen vertraten dezidiert nationale Positionen und propagierten den Nationalgedanken innerhalb der eigenen Ethnie. Die Genossenschaftsbewegung war die erste wirtschaftliche Massenbewegung, welche ihre Mitglieder in einer spezifisch nationalen Weise beeinflusste und politisch mobili-

sierte. In der Zwischenkriegszeit wurden die Genossenschaften von den zahlreichen autoritären Regimen Ost(mittel)europas vereinnahmt; staatliche Interventionen wurden zu einem Kennzeichen dieser Periode. Entscheidungsträger der neuen Titelnationen sahen Kooperativen als ein Mittel zur Vollendung der nationalen Unabhängigkeit, mit dem sie die Kontrolle über alle Zweige der Wirtschaft und insbesondere den Handel zu erlangen hofften.

Genossenschaftliche Strukturen, die aus (nationalitäten)politischen Erwägungen implementiert worden waren, konnten in der Gemeinschaft, in deren Dienst sie standen, Konflikte auch erst entstehen lassen, wie der Beitrag von Roland Spickermann zeigt. Er analysiert die staatlichen Bestrebungen, im Kontext des Nationalitätenkonflikts das von Raiffeisen entwickelte Modell der Kreditgenossenschaft unter deutschen Siedlern in der preußischen Provinz Posen zu etablieren (S. 201-215). Die Solidarität unter den Siedlern sollte auf diese Weise gefördert und die „organische Einheit“ des Dorfes gestärkt werden. Eine entscheidende Rolle bei diesem Projekt spielte Alfred Hugenberg (der später als nationalistischer Pressezar maßgeblich zur Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur beitrug), Funktionär sowohl der „Königlichen Ansiedlungskommission“ als auch des Raiffeisenverbandes in der Provinz Posen. Die von ihm beabsichtigte Instrumentalisierung des Raiffeisen-Netzwerkes für die Germanisierungspolitik scheiterte letztlich am Widerstand sowohl lokaler Kaufleute und Handwerker als auch des Vorstandes des deutschen Raiffeisen-Verbandes, der die Selbstverpflichtung der Organisation zu politischer Neutralität verletzt sah. Hugenberg musste schließlich von seinem Posten als Funktionär des Raiffeisenverbandes der Provinz Posen zurücktreten.

Für die polnische Bevölkerungsmehrheit indessen war die Genossenschaft ein wichtiger Ort der Pflege des nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls. Aufgrund der komplementären Entwicklung in Stadt und Land blieben gruppeninterne Konflikte hier weitgehend aus. Dagegen hatte sich das Raiffeisen-Modell als staatliches Instrument der nationalen Mobilisierung als ungeeignet erwiesen.

Andreas Reich erörtert in seinem Beitrag das Wechselverhältnis zwischen wirtschaftlichen Interessen und Nationalitätenkonflikten anhand der Konsumgenossenschaften in der Ersten Tschechoslowakischen Republik (S. 263-283). In der ČSR waren die Mechanismen zur Lösung gesellschaftlicher Konflikte durch die demokratische Staatsordnung gegeben, das Land war hoch industrialisiert, die Genossenschaftsbewegung stark entwickelt, wenn auch seit 1908 national gespalten: Zu Beginn der 1920er Jahre waren circa 600 000 tschechischsprachige und 300 000 deutschsprachige Staatsbürger Mitglieder von Konsumgenossenschaften. Auf tschechischer Seite war man seit der Staatsgründung vor allem aus wirtschaftspolitischen Gründen bestrebt, zumindest einen gesamtstaatlichen Dachverband zu gründen, welcher sowohl den deutschen als auch den tschechischen Konsumgenossenschaftsverband umfassen sollte. In den von starken nationalitätenpolitischen Spannungen gekennzeichneten Anfangsjahren der Republik lehnten die Leiter der deutschen Organisation ein derartiges Zusammengehen aus Furcht vor einer tschechischen Dominanz ab. Auch wollte man sich nicht dem Vorwurf des „nationalen Verrats“ aussetzen. Erst Ende der 1920er Jahre, als die nationalen Emotionen abebbten und die deutschen Entscheidungsträger pragmatischer handelten, wurden die organisatori-

schen Grundlagen für eine dauerhafte Kooperation geschaffen. Das ermöglichte den Genossenschaftsverbänden eine wirkungsvollere Ausübung ihrer Funktion als selbsternannte Vertreter der Verbraucher. Die deutschen Konsumgenossenschaften bekannten sich Ende der 1930er Jahre ausdrücklich zur tschechoslowakischen Republik; auf regionaler Ebene blieben im Genossenschaftswesen nationale Auseinandersetzungen aber an der Tagesordnung.

Die jenseits der Grenzen der Doppelmonarchie gelegenen Gebiete Südosteuropas bleiben – mit Ausnahme eines Beitrags von Mariana Hausleitner über jüdische Genossenschaften in Bessarabien – leider außen vor. Diese Lücke ist insbesondere im Falle Bulgariens bedauerlich, fand doch die Agrarpolitik des „Bauernzaren“ Aleksandar Stambolijski internationale Beachtung. In der Auswahlbibliografie sind die genannten Länder sowie Griechenland jedoch vertreten.

Zumindest hinterfragenswert erscheint die von Lorenz in der Einleitung (S. 16 f.) vorgenommene Kontrastierung eines west- und eines osteuropäischen Typus des nationbuilding. In Westeuropa, so Lorenz, sei dieser Prozess auf dem Wege kultureller, politischer und wirtschaftlicher Homogenisierung innerhalb staatlicher Strukturen und durch diese erfolgt. „Osteuropäisches nation-building“ hingegen sei durch den Ausbau einer Gesellschaft hin zu einer vollständigen Sozialstruktur gekennzeichnet (insbesondere durch Ausbildung eines Bürgertums und eines wohlhabenden Bauernstandes) gewesen. Betrachtet man aber zum Beispiel die flämische Bewegung in Belgien, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Begriffe „Flandern“ (Vlaanderen) und „Flamen“ (Vlamingen) prägte, welche in diesem Sinne zuvor nicht existiert hatten, so wird deutlich, dass die „Vlaamse Beweging“ dem „osteuropäischen“ und nicht dem „westeuropäischen“ Typus entspricht. Ein niederländischsprachiges (Groß-)Bürgertum oder ein wohlhabender niederländischsprachiger Bauernstand mussten von ihr erst in einem langwierigen Prozess geschaffen werden. Es empfiehlt sich also hinsichtlich der Terminologie, das geografische Attribut durch ein passenderes zu ersetzen.

Dieser Band der „Frankfurter Studien“ setzt trotz einiger Defizite wichtige neue Akzente in der Nationalismusforschung und regt hoffentlich zu weiteren Forschungen aus komparatistischem Blickwinkel an. Gerade bezüglich des Phänomens des Wirtschaftsnationalismus in Ost- und Ostmitteleuropa besteht an Forschungsdesideraten kein Mangel. Und vielleicht lässt auch eine vergleichende Studie über das Wechselverhältnis zwischen Nationalismus und Genossenschaftsbewegung, die über den ost(mittel)europäischen Rahmen hinausreicht, nicht mehr lange auf sich warten.

München

Tim Mathias Schmidt

Triendl-Zadoff, Mirjam: Nächstes Jahr in Marienbad. Gegenwelten jüdischer Kulturen der Moderne.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, 245 S. (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur 6).

Gleich vorweg: Wen der Titel des Buches an Alain Resnais' so berühmten wie umstrittenen Film „L'Année dernière à Marienbad“ erinnert, der kann sich beruhigt an die Lektüre von Mirjam Triendl-Zadoffs „Nächstes Jahr in Marienbad“ machen.

Sie stellt uns nicht vor derartige interpretatorische Schwierigkeiten wie einst Resnais und sein Drehbuchautor Alain Robbe-Grillet, sondern führt mit einer klaren Struktur, gut verständlich und inhaltsreich durch „die vergangenen Landschaften der böhmischen Bäder“ (S. 9).

Triendl-Zadoff betrachtet in ihrer Arbeit, die als Dissertation an der Universität München entstanden ist, die Kurorte Karlsbad (Karlovy Vary), Marienbad (Mariánské Lázně) und Franzensbad (Františkové Lázně) in ihrer Funktion als „jüdische Orte“. Vor allem deren Lage in Mitteleuropa, ihre Größe und Internationalität, ihr Charakter als „Weltkurort“ begründeten ihre Beliebtheit bei jüdischen Kurgästen, sodass sich die drei Bäder der Autorin zufolge im Zentrum einer „jüdische[n] Kurortetopographie Mittel- und Osteuropas zur Zeit des Fin de siècle“ befanden (S. 14). Freilich bildeten die jüdischen Kurgäste eine gesellschaftlich, national, kulturell und nicht zuletzt auch religiös heterogene Gruppe:

Doch in der leichtlebigen Atmosphäre der zeitlichen und räumlichen Begrenztheit des Aufenthaltes entwickelten sie einen kommunikativen Raum der Beobachtung und Begegnung, der den Kurorten nicht nur das Image, sondern auch die Realität jüdischer Orte verlieh. (S. 16)

Um das Wesen der „Gegenwelten jüdischer Kulturen“, wie es im Titel heißt, anschaulich darstellen zu können, werden die Kurorte bzw. konkreter die „jüdischen Orte“ Karlsbad, Marienbad und Franzensbad von der Verfasserin in Anlehnung an Michel Foucault als Heterotopien, als Negative der realen Welt beschrieben. Die westböhmischen Kurorte dienten den jüdischen Gästen als Rückzugs- und gewissermaßen exterritoriale Schutzräume, boten ihnen idealisierte Gegenwelten des Alltags, eine geordnete und paradiesische Idylle. Sie waren jedoch auch temporäre Orte eines kulturellen Aufbruchs und Übergangs, Orte der kulturellen Begegnung und Raum für (zionistische) Utopien.

Triendl-Zadoff spannt einen weiten zeitlichen Bogen von der Entstehung über die Transformation(en) bis hin zur Auflösung dieser jüdischen Orte, das heißt vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zum Spätsommer 1938. Dabei wählt sie zwar nicht den Weg einer streng chronologischen Erzählweise, dennoch wird der historische Wandel dieser Epoche gut nachvollziehbar: Am Anfang stehen die allgemeine Modernisierung, Urbanisierung und Verbürgerlichung der Kurorte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in deren Verlauf dort auch die spezifisch jüdische Infrastruktur auf- und ausgebaut wurde. Karlsbad, Marienbad und Franzensbad beschreibt die Autorin dann unter anderem als Professionalisierungsräume jüdischer Ärzte, welche sich nicht zuletzt der Balneologie und der physikalischen Medizin zuwandten, weil sie in den klassischen Bereichen der Medizin diskriminiert wurden. Dabei kommt sie auch auf die „jüdische Krankheit“ Diabetes, den „jüdischen Körper“ und den Biologismus in der Medizin zu sprechen. Die Ambivalenz der Kurorte im Spannungsfeld von Genesung, bürgerlicher Erholung, luxuriösem Urlaub – und also letztlich auch als Raum gesellschaftlicher Repräsentation – wurde durch die wachsende Attraktivität bei einem Massenpublikum (als Kurgäste, Mitreisende, Passanten oder Touristen) immer deutlicher.

Weniger aus medizinischer als vielmehr aus sozialer und kultureller Perspektive werden daher die westböhmischen Badeorte im Folgenden als spezifisch jüdische Kommunikationsräume betrachtet, in denen auch unterschiedliche Verbindungen

zwischen den einzelnen jüdischen Gruppen geknüpft wurden – zwischen den temporär und permanent ansässigen, zwischen religiösen und nicht-religiösen, zwischen Juden aus Ost und West. In dieser „imagined community“, in dieser „Vielfalt möglichen jüdischen Lebens“, führten ständige „Selbstpositionierungen ebenso wie Selbstentfremdungen“ (S. 95) einerseits zur Bestätigung von Identitäten, andererseits aber auch zu deren Aufweichung und Veränderung. Außerdem trat spätestens um die Jahrhundertwende zur Frage nach der kulturellen und religiösen Identität auch jene nach einer jüdischen Nationalität. Im Kontext des deutsch-tschechischen Nationalitätenkonflikts, in welchem den Juden gewissermaßen die Rolle der dritten Nationalität zukam, vollzog sich die interpretatorische Verschiebung der Kurstädte von einem als dekadent empfundenen Ort des bürgerlichen Rückzugs zu einem „jüdisch-nationalen“ Raum. Dieser Wandel könne, so die Autorin, auch als Generationenkonflikt verstanden werden, welcher darin zutage trat, dass vor allem jüdische Jugendliche die westböhmisches Kurorte als Raum für zionistische Utopien vereinnahmten – während die Bäder zeitgleich und vor allem in den 1930er Jahren wieder exterritoriale Schutzräume vor einer erstarkenden antisemitischen Umwelt boten. In diesen Schutzräumen wurden zwar nationale und internationale Entwicklungen (wie der Ausbruch des Ersten Weltkriegs oder der Antisemitismus in seiner aggressiven Form) weniger intensiv wahrgenommen, dennoch boten sie letztlich keine absolute Sicherheit. Dies wird etwa in der Behandlung des „Winterantisemitismus“ in den Kurorten deutlich, der seine Spuren zunehmend auch im Sommer hinterließ, oder in dem Beispiel der Ermordung des jüdischen Emigranten Theodor Lessing im Jahre 1933 in Marienbad.

Obwohl sie ihre Untersuchung mit dem Jahr 1938 abschließt, gibt die Autorin noch einen knappen Ausblick auf die Zeit nach 1945, als manche Zionisten oder jüdischen Ärzte sich danach sehnten, Kurorte in Palästina bzw. Israel so auszubauen, dass diese die westböhmisches Bäder in den Schatten stellen könnten. Die allgemeine Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg wies jedoch in eine andere Richtung: Sowohl aus medizinischer als auch in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht verloren die Kurorte ihre einstige Bedeutung. Doch im Gedächtnis vieler jüdischer Familien ist die Erinnerung an (das habsburgische) Karlsbad, Marienbad oder Franzensbad, diese Erinnerung „an vergangene und verlorene Möglichkeitsräume“ (S. 215) oft auch heute noch lebendig – und voll von Nostalgie.

Triendl-Zadoff vermittelt in ihrem fast in literarischem Stil geschriebenen Buch die „jüdischen Orte“ Karlsbad, Marienbad und Franzensbad auf sehr lebendige Weise. Sie verzichtet auf eine faktenlastige Einleitung oder einen ereignisgeschichtlichen Überblick und verliert dennoch an keiner Stelle den historischen Kontext aus den Augen. Für Laien auf dem Gebiet der jüdischen Geschichte erweisen sich zudem die Erklärungen hebräischer oder jiddischer Ausdrücke als hilfreich. Gerade für eine Dissertation wohl ungewöhnlich ist die Kürze der Einleitung, in der die Methoden und Theorien, auf denen die Arbeit basiert, knapp abgehandelt werden. Details zu dem „relationalen Raum von Mikrohistorie und Diskursanalyse“, in dem sich die methodologische Herangehensweise verortet, erfahren wir nicht (S. 16); eine explizite Einbettung in bisherige, verwandte Forschungen unterbleibt. Bestechend jedoch ist die umfassende Quellen- und Literaturgrundlage, die aus verschiedensten Be-

reichen schöpft, etwa aus der Belletristik, der Publizistik, persönlichen Erinnerungen, aus Dokumenten der lokalen Administration sowie von jüdischen Vereinen und Institutionen usw. Quasi als Nebenprodukt der Abhandlung ist auch ein „Who is who“ der prominenten Gäste der westböhmisches Kurorte entstanden – von den vielen Vertretern der kulturellen Elite der Zeit seien hier nur Karl Marx, Theodor Herzl und Franz Kafka genannt, wobei besonders unter diesem Aspekt die Unvollständigkeit des Personenregisters ein kleines Manko darstellt.

Mit „Nächstes Jahr in Marienbad“ legt Mirjam Triendl-Zadoff nicht nur ein spannend zu lesendes Buch vor, sondern auch eine Studie, die auf dem breiten Feld von Kulturgeschichte, jüdischer Geschichte, Literaturwissenschaft und Geschichte der Medizin allen wissenschaftlichen Anforderungen genügt und die schließlich auch mit dem Promotionspreis der Münchner Universitätsgesellschaft 2007 und dem Preis der Peregrinus-Stiftung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 2007 ausgezeichnet wurde.

München

Peter Hallama

Frankl, Michal: „Emancipace od židů“. Český antisemitismus na konci 19. století [„Die Emanzipation von den Juden“. Der tschechische Antisemitismus am Ende des 19. Jahrhunderts].

Paseka, Praha 2007, 403 S., zahlreiche Abbildungen.

Der beachtlichen Zahl von Publikationen zur Entwicklung des modernen Antisemitismus innerhalb der großen europäischen Staaten stehen nur sehr wenige Studien zu kleineren Staaten oder Volksgruppen gegenüber. Einzelstudien, die durch die gezielte und detaillierte Betrachtung eines ausgewählten und überschaubaren geografischen und/oder politischen Raumes zu einem differenzierten Bild dieses gesamt-europäischen Phänomens beitragen könnten, liegen bislang kaum vor. Dies gilt insbesondere für die in diesem Zusammenhang ohnehin vernachlässigte Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

So schließt der Prager Historiker Michal Frankl mit seiner Studie über den tschechischen Antisemitismus am Ende des 19. Jahrhunderts gleich in mehrfacher Hinsicht eine Forschungslücke. Auf einer breiten Materialbasis rekonstruiert er die schwierige Situation der Juden in den böhmischen Ländern der nachemanzipatorischen Ära, die von mitunter fließenden Übergängen zwischen nationalistischen Bestrebungen und expliziter Judenfeindlichkeit gekennzeichnet war. In dieser Zeit war die Wahrnehmung der jüdischen Gemeinschaft primär durch von außen herangetragene Zuschreibungen geprägt. Das Spannungsverhältnis zwischen Selbst- und Fremdbild wirft zahlreiche Fragen auf, besonders im Hinblick auf antisemitische Einstellungen der christlichen Bevölkerung oder auch die Erscheinungsformen jüdischer Identität. In seiner ausführlichen Betrachtung der Ausgangslage des Judentums in den böhmischen Ländern im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts geht Frankl auf ausgewählte Aspekte dieser Problematik ein (S. 5-20). Dabei macht er gleich zu Beginn auf die komplizierte definitorische Situation aufmerksam, die eine Beschäftigung mit dem Judentum respektive dessen Gegnern in dem von ihm betrachteten Gebiet mit sich bringt. Schon die zunächst banal erscheinende, tatsächlich aber

hochkomplizierte Frage nach der richtigen Schreibweise des Wortes „Jude“ – tschechisch „Žid“ oder „žid“ –, verdeutlicht, dass es nur schwer möglich ist, zu einer einheitlichen Definition dessen zu gelangen, was die jüdische Identität zum Ende des 19. Jahrhunderts ausmachte und durch welche (wenigen) gemeinsamen Hauptbezugspunkte sie sich terminologisch fassen lässt. Denn die Groß- oder Kleinschreibung entscheidet im Tschechischen ganz erheblich über Sinnzusammenhänge und Gruppenidentität, wobei Frankl an dieser Stelle Selbst- und Fremdwahrnehmung nur kurz umreißt: Während die Schreibung mit kleinem „ž“ das Judentum als Religion auffasse, beziehe sich die Großschreibung auf ethnische Kategorien und/oder Nationalitäten. Dies hieße also, die Juden als eigene Nationalität zu betrachten (S. 21). Frankl verweist auf die Probleme, die beide Schreibweisen – bis hin zu rassistischer Auslegung der letzteren – mit sich bringen können, hält jedoch beide für legitim.

An diese terminologischen Erörterungen anknüpfend analysiert das nächste Kapitel den Zusammenhang von „Jüdischer Frage“ und Nationalitätenkonflikten (S. 25-53). Sowohl in der tschechischen als auch in der deutschen Gesellschaft spielte die jüdische Minderheit Ende des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle, mitunter auch im Bereich der Lokalpolitik. Antijüdische Kampagnen zeichneten jedoch bereits zu diesem Zeitpunkt ein eindeutiges Feindbild, das „den Juden“ zu einer Bedrohung für das tschechische Volk erklärte. Obwohl die zahlreichen Zitate aus der zeitgenössischen Presse, die hier präsentiert werden, gegen das „deutschsozialisierte“ und am (Wiener) Deutschtum orientierte Judentum gerichtet sind, gibt Frankl sich nicht damit zufrieden, die Ursachen für den tschechischen Antisemitismus allein im Konfliktfeld zwischen Deutschen und Tschechen zu suchen.

Neben einer umfassenden Analyse verschiedener Erscheinungsformen des Antisemitismus, wie etwa Boykottaufrufen führender antisemitischer Gruppierungen gegen jüdisches Gewerbe, untersucht Frankl in einem eigenen Kapitel Formen des so genannten katholischen Antisemitismus in den böhmischen Ländern (S. 111-150). Auch hier spielte die Konstruktion eines jüdischen Widerparts zum Tschechentum eine zentrale Rolle. Gerade die katholischen politischen Vereinigungen, die in den frühen 1870er Jahren gegründet worden waren, gewannen durch ihre Publikationen zunehmend an Einfluss. Als populäres Beispiel führt Frankl die Broschüre „Zkáza s tebe Izraeli! Aneb na kněze se všechno sveze“ (Dein Name ist Untergang, Israel! Oder Priester müssen immer herhalten) an, die die Juden als Gruppe charakterisiert, „de[r]en Hass auf Gott dem des Teufels gleich ist“ (S. 138).

In seiner Darstellung der Entwicklung des politischen Katholizismus – insbesondere im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts – zeichnet Frankl ein vielschichtiges Bild von Ursache und Wirkung des Antisemitismus innerhalb der katholischen Ideologie. So zeichnet er die Tätigkeit einzelner Protagonisten wie beispielsweise von Rudolf Horský oder Rudolf Vrba – auch und gerade im Spannungsfeld zwischen traditionell verwurzelter Judenfeindschaft und dem Antisemitismus als politischem Instrument – nach.

In den Jahren von 1897 bis 1899 erreichte die antisemitische Propaganda in den böhmischen Ländern einen Höhepunkt. Frankl rekonstruiert in diesem Zusammenhang unter anderem die so genannte Hilsner-Affäre, den Fall eines angeblichen

Ritualmords eines Juden an einem christlichen Mädchen, bei dem tief sitzende traditionelle Vorurteile gegen Juden in der tschechischen Öffentlichkeit deutlich zutage traten (S. 281-303).

Frankl entwirft ein detailliertes Bild einzelner Entwicklungsstufen des tschechischen Antisemitismus. Dabei gelangt er zu dem Schluss, dass sich die von Shulamit Volkov am Beispiel Deutschlands vor dem Ersten Weltkrieg entwickelte Deutung des Antisemitismus als eines „kulturellen Codes“, in dem sich unterschiedlichste „Spektren des Nationalismus, des Antiliberalismus und des Antisozialismus“ vereinigten (S. 244) und so eine Art Grundkonsens fanden, durchaus auch auf die tschechische Situation zum Ende der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts übertragen lässt (S. 245).

Die 400seitige, mit zahlreichen Abbildungen von Dokumenten und historischen Karikaturen versehene Studie bietet einen hervorragenden Einblick in die verschiedenen Erscheinungsformen des tschechischen Antisemitismus mit all seinen unterschiedlichen Stoßrichtungen und Motivationen. Es gelingt dem Autor, ein differenziertes und zugleich anschauliches Bild der Fremdzuschreibungen zu entwerfen, mit dem sich das Judentum in den böhmischen Ländern vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis hin zum Vorabend des Ersten Weltkriegs konfrontiert sah. Darüber hinaus ist Frankls Studie erfreulich gut lesbar und sehr systematisch strukturiert und dürfte eine breitere Leserschaft über das Fachpublikum hinaus ansprechen. Eine deutsche Fassung ist bereits in Vorbereitung.

Rostock/Prag

Anke Zimmermann

Judson, Pieter M.: Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria.

Harvard University Press, Cambridge/Mass., London 2006, 313 S.

In sieben Kapiteln erzählt Pieter Judson Geschichten aus sprachlichen Grenzregionen Österreich-Ungarns, welche die Kämpfe nationalistischer Aktivisten in den Jahren 1880 bis 1914 zum Gegenstand haben. Die wichtigsten Instrumente des Nationalismus und damit Judsons Themen sind dabei folgende: Sprache und Sprachpolitik, Schulen bzw. Schulgebäude, Ansiedlung bzw. „Kolonisierung“, Tourismus als Geldquelle und Imagepflege. Südböhmen, die südliche Steiermark und Südtirol bilden den geografischen Rahmen der Untersuchung. Judson schildert die Bemühungen um den Bau von Schulen und das von ihm so genannte sich anschließende „schoolhouse drama“ als die wieder und wieder beschworene Geschichte von gewaltsamen Angriffen auf diese „Festungen des Nationalen“. Er berichtet von den Bemühungen zugereister Nationalisten, die zentralen Positionen in der dörflichen Struktur einzunehmen und auf diese Weise die Politik der ländlichen Gemeinden zu verändern. Es folgt eine Analyse der Politik des Südmark-Vereins, der die von einer slowenisch sprechenden Bevölkerung besiedelten Gebiete der Steiermark deutsch kolonisieren wollte. Kapitel fünf beschreibt die Hoffnungen, die mit einem aufkeimenden Tourismus verbunden wurden, und das sechste Kapitel greift nochmals ein zentrales Thema der ersten Begebenheit auf, indem die mediale Ausnutzung

oder sogar Erfindung von gewaltsamen, national motivierten Zwischenfällen dargestellt wird.

Die Geschichte, die hinter den geschilderten Episoden steht, ist mit hohen Ansprüchen verbunden: Der Autor will ausdrücklich nichts Geringeres als das Bild des alten Österreich und vor allem unsere Vorstellungen von Nationen und Nationalitäten grundlegend umkehren. Nationen sind Konstruktionen. Grenzen sind ebenso konstruiert und bilden keine gegebenen Realitäten ab. So sehr Judson mit diesen Aussagen den Punkt trifft und so interessant seine Forschungsergebnisse im Einzelnen sind – der Anspruch, auf diese Weise die historische Betrachtung des Habsburgerreiches zu revolutionieren, scheint überzogen. Judson wendet sich wiederholt gegen eine diffus bleibende, weil nicht durch Anmerkungen konkretisierte Gemeinschaft von Historikern, die angeblich bis heute der nationalistischen Betrachtung der Welt auf den Leim gehen. Zwar räumt er an einer Stelle ein, dass der Konstruktionscharakter der Nation seit langem zum Proseminar-, um nicht zu sagen Feuilletonwissen gehört, doch postuliert er, „they have not yet found a convincing way to relate nationalized outcomes to nonnational origins“ (S. 6). Es sei bisher generell versäumt worden, die Strategien von Nationalisten zu analysieren. Diese Klage erscheint angesichts der großen Zahl von Schriften, die seit Jahrzehnten nationalistisches Denken und Wirken unter der Prämisse der Konstruiertheit analysieren, unberechtigt. Ähnlich wenig revolutionär ist auch Judsons – lobenswerte und möglicherweise konsequenter als andernorts durchgeführte – sprachliche Lösung: Er nennt seine Akteure niemals „Deutsche“ oder „Slowenen“, sondern schreibt stets von „Czech, German, Italian, or Slovene speakers“. Ebenso nennt er stets beide Ortsbezeichnungen wie Maribor/Marburg oder Prachaticce/Prachatitz. Dies ist zweifellos korrekt, aber nicht wirklich neu.

Judsons Buch steht in der Tradition US-amerikanischer Forschung, die aufbauend auf István Deak Nation und Nationalismus nicht als die entscheidenden Kräfte Österreich-Ungarns sieht. In diesem Rahmen ist auch der mitteleuropäische Zweig des modischen imperial turn entstanden. Historiker wie Tara Zahra, eine Schülerin Judsons, setzen das Habsburgerreich als Raum ihrer Analyse voraus und können so das anachronistische Dilemma der Nationalismusforschung im nationalen Rahmen umgehen. Dieser Perspektivenwechsel ist sicherlich zu begrüßen, erlaubt er doch einen neuen Blick, der nicht von Zentrum und Grenzen der – späteren – Nationalstaaten bestimmt ist. Darüber hinaus wird so zumindest potentiell das teleologische Moment aus dem Spiel genommen; der Nationalstaat ist nicht der implizite Endpunkt der erzählten Geschichte. An dieser Stelle unterscheidet sich dann Judsons Erzählung tatsächlich von den Erzählungen seiner Vorgänger Weber, King und vieler anderer, die vor ihm den Weg des nationbuilding als Konstruktion und politischen Kampf nachvollzogen haben: Er postuliert in erster Linie einen Misserfolg der Nationalisten, die möglicherweise Politiker und Historiker beeindruckt hätten, aber nur sehr begrenzt wirklich „Nationen“ schaffen konnten. Aber auch hier gilt: Judson mag in der Schärfe seiner Formulierungen weiter gehen als andere, doch die Grenzen des Erfolges nationalistischer Agitation und Modernisierung, das Beharrungsvermögen überkommener Strukturen und vor allem der Pragmatismus, mit dem Menschen sich zu einer, mehreren oder auch gar keiner Nationalität bekennen,

sind schon häufiger beschrieben worden – wenn auch, das sei zugegeben, wohl seltener in Bezug auf die späteren Staatsnationen Ostmitteleuropas als mit Blick auf Südosteuropa, das Russländische Reich oder die Juden in der Tschechoslowakei.

Auch an dieser Stelle ist es eher eine Formulierungsfrage als ein wirklich überraschendes Forschungsergebnis, die als bedeutsames Resultat herausgestellt werden muss: Judson besteht zu Recht darauf, dass die Rede von „national indifference“ nur verrät, wie sehr unser Denken von der Norm der Nation bestimmt ist. Was in die Ordnung der Nationen nicht hineinpasst, gilt als anders und kaum zuordenbar. Dabei handelt es sich hier, so Judson, um den Normalfall.

Insgesamt also ein zweifellos lohnendes Buch, das die Nationalismusforschung bereichert und verschiedene bereits an anderer Stelle entwickelte Aspekte zuspitzt und treffend auf den Punkt bringt. Den von Judson behaupteten und von Kollegen gelobten grundlegenden Paradigmenwechsel allerdings kann ich darin nicht erkennen.

Berlin

Martina Winkler

Michel, Bernard: Prague, Belle Époque.

Aubier, Paris 2008, 493 S., 19 Abb. (Aubier Collection historique).

Mit seiner neuesten Publikation legt der emeritierte Sorbonne-Professor Bernard Michel eine breit angelegte Untersuchung zur Kulturgeschichte Prags zwischen 1895 und 1928 vor. Besonderes Augenmerk gilt dabei der lokalen, vom spezifischen sozio-historischen und sprachlichen Kontext Prags geprägten Literatur und Kunst sowie deren Platz in der internationalen Moderne.

Die Begrenzung des Untersuchungszeitraums mit dem Erscheinen des so genannten „Manifests der tschechischen Moderne“ und dem zehnjährigen Jubiläum der ČSR ist keine zufällige Wahl, legt der Autor doch dar, dass sich diese Periode mit zwei wichtigen Phasen der Wirtschafts- und Kulturgeschichte deckt: der künstlerischen und literarischen Vorkriegs- und Nachkriegsmoderne und der wirtschaftlichen Prosperität Prags nach 1900 und in den 1920er Jahren. Diese zwei Phasen sieht Michel als Einheit, als „belle époque“, die sich durch einen Aufschwung neuartigen künstlerischen Schaffens auszeichnet. Er betont die starken Kontinuitäten, die über den Ersten Weltkrieg hinweg bestanden, wie auch die vielfältigen Parallelen und Beziehungen der oft getrennt wahrgenommenen tschechisch- und deutschsprachigen Kultur.

Dass gerade das spezifische Mit- und Gegeneinander dieser Sphären ein wesentliches Identitätsmerkmal der Prager Moderne ausmacht, ist eine der Hauptthesen, die Michel mit zahlreichen Fallbeispielen untermauert. Er berücksichtigt dabei vor allem die Literatur- und Kunstgeschichte, aber auch sozial- und wirtschaftsgeschichtliche, städtebauliche und kommunalpolitische Aspekte. Ein ganzes Kapitel ist den „Orten“ dieser „belle époque“ gewidmet – das heißt Vergesellschaftungsformen wie Kaffeehäusern, Theatern, Vereinen oder Studentenverbindungen –, andere befassen sich mit der Literatur der Décadence und des Poetismus, den zeittypischen Generationen- und Geschlechterkonflikten, dem Einfluss des Ersten Weltkriegs oder der Situation der deutschsprachigen Gesellschaft und Kultur nach 1918. Über mehrere

Kapitel hinweg wird der Wandel der Ästhetik der literarischen und künstlerischen Moderne während des Ersten Weltkriegs nachgezeichnet, wobei Michel den französischen Einfluss hervorhebt und dem Generationenwechsel für diesen Wandel größere Bedeutung beimisst als dem direkten Einfluss des Krieges. Bemerkenswert sind auch die Darstellung der Ereignisse in den von Michel in vielerlei Hinsicht als entscheidend bewerteten Jahren 1919-1920 sowie Ausführungen zur Rolle der religiösen Institutionen oder der Freimaurer.

Michels Studie zeichnet sich durch zwei gewichtige Vorzüge aus: Zum einen handelt es sich um eine Überblicksdarstellung von faszinierender Vielfalt, die Erkenntnisse verschiedener Fachdisziplinen souverän zu einem Ganzen fügt. Angesichts der Fülle einschlägiger Studien ist ein solches Unterfangen ebenso riskant wie verdienstvoll. Einige Ungenauigkeiten im Detail fallen dabei kaum ins Gewicht. Der andere Vorzug besteht in der konsequenten und mühelos wirkenden gleichzeitigen Berücksichtigung des tschechischen und deutschsprachigen Kontexts, was auch in der neueren Fachliteratur leider noch immer nicht die Regel darstellt. Die stetige Aufmerksamkeit auf beide sprachlichen Milieus vergegenwärtigt Parallelen (so z.B. zwischen Kafka und dem von ihm sehr geschätzten František Bilek) und erlaubt die Revision herkömmlicher Positionen der Literaturwissenschaft vor allem bezüglich der so genannten Prager deutschen Literatur. Das gilt auch für den deutschsprachigen Forschungskontext, denn obwohl hier bereits zahlreiche Teilstudien in diese Richtung gewiesen haben, so fehlen doch zusammenfassende Darstellungen bisher weitgehend.

Die zu Beginn aufgeworfene, in der englisch- und deutschsprachigen Forschung öfter gestellte Frage, wie das Mit- und Gegeneinander zweier Sprachgemeinschaften kulturelle Innovation befördert, wird jedoch insgesamt eher vage beantwortet. Vielleicht hätte sich eine vertiefte Beschäftigung mit lokalspezifischen Phänomenen des Kontakts und Austauschs angeboten, wie z.B. mit den Übersetzern, welche bereits vor dem Ersten Weltkrieg oft leidenschaftlich zwischen den sprachlich getrennten Sphären der Prager Kultur vermittelten und sich weit über ihre Arbeit hinaus kulturpolitisch engagierten. Dass Personen wie Otto Pick, Paul Eisner, Otokar Fischer u.a. – und eine ihrer wichtigsten Tribünen nach 1921, die „Prager Presse“ –, in Michels Studie, welche gerade die gemeinsamen Aspekte der Prager Kulturwelten hervorheben will, nur beiläufige Erwähnung finden, ist bedauerlich.

Die Konzeption des Bandes wird dort zum Problem, wo Michel die heikle Grenze zwischen notwendiger inhaltlicher Verknappung und argumentativer Verkürzung überschreitet und generelle Thesen unbefriedigend belegt oder ausdifferenziert. Zwei Beispiele seien herausgegriffen: Michel betont, dass Antisemitismus in den Institutionen Prags zu Beginn des 20. Jahrhunderts kaum eine Rolle spielte, und kritisiert insbesondere die deutsche Kafka-Forschung, die seine Bedeutung überschätze. Die Absenz einer konsistenten antisemitischen Politik ist indes kein Beleg dafür, dass das gesellschaftliche Klima und der politische Diskurs von antisemitischen Denk- und Handlungsmustern frei gewesen wären. Hier hätte eine Differenzierung diskursiver Ebenen Not getan, wie auch bei der Sprachenfrage: Das relativ problemlose Funktionieren einer alltäglich praktizierten Zweisprachigkeit sollte nicht unterschätzt werden, wie Michel zu Recht argumentiert, was jedoch das symbolische und

politische Gewicht der Sprachwahl nicht schmälert und keineswegs ausschließt, dass Sprache zugleich in anderen Diskurszusammenhängen zu nationalistischer Abgrenzungspolitik instrumentalisiert werden konnte.

Im Umgang mit Quellentexten fällt stellenweise eine ungenügende Einbettung in ihren zeitbedingten Kontext auf. So dient etwa F. X. Šaldas problematische, rhetorisch im Nationalismus verhaftete Kritik an den Prager deutschsprachigen Autoren unkommentiert als Beleg für die Schwierigkeiten einer deutschsprachigen Schriftstellerexistenz in Prag. Ebenfalls einem zeitgenössischen Klischee verpflichtet ist der angeführte Gegensatz einer von Prosa geprägten deutschsprachigen und einer vorwiegend lyrischen tschechischen Literatur; er schließt wichtige tschechische Prosaisten wie Richard Weiner a priori aus der Betrachtung aus.

Schließlich kann ein formaler Mangel, der wohl dem Verlag bzw. dem Lektorat anzulasten ist, nicht unerwähnt bleiben: Die zahlreichen Fehler in Eigennamen (z.B. Dick statt Pick, Hass statt Haas, Werych statt Werich; Verwechslungen von Ludwig und Willy Haas, Ladislav und Alois Rašín) und die praktisch durchgängig falsche Wiedergabe der tschechischen Diakritik werden bei der Lektüre nachgerade zum Ärgernis.

Insbesondere als Einführungslektüre zum Thema ist der Band trotzdem zu empfehlen, da er einen interdisziplinär angelegten Überblick bietet und auch zahlreiche Anregungen zur vertieften Beschäftigung mit Teilaspekten vermittelt.

Basel/Zürich

Georg Escher

Nekula, Marek/Fleischmann, Ingrid/Greule, Albrecht (Hgg.): Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. Sprache und nationale Identität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder.

Böhlau, Köln u. a. 2007, 266 S.

Die letzte Portraitaufnahme Franz Kafkas zielt die Umschläge etlicher Produktionen der Kafka-Forschung der letzten Jahre. Zwei dieser Bücher sind einander optisch zum Verwechseln ähnlich: der hier zu besprechende Tagungsband und die Monografie von Oliver Jahraus „Kafka. Leben, Schreiben, Machtapparate“.¹ Während bei letzterem Titel, der eine Interpretation der großen Werke Kafkas in der Zusammenschau von dessen Leben und Schreiben bietet, das Bildnis thematisch passend erscheint, kann man sich bei dem Titel „Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit“ nicht ganz des Eindrucks erwehren, dass hier das Porträt vor allem Werbezwecken dienen soll. Vier der insgesamt zwölf Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit Fragen der Sprachproblematik und der nationalen Identität bei Franz Kafka. Insofern ist auch der Haupttitel etwas irreführend, denn das dominierende Thema des Bandes ist die Beziehung zwischen der im Untertitel erwähnten „Sprache und nationale[n] Identität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder“ der Kafka-Zeit.

Der Band ist das Resultat eines Symposiums, das 2005 in Regensburg im Kontext des groß angelegten Projekts „Sprache und Identität – Franz Kafka im mitteleuro-

¹ *Jahraus, Oliver: Kafka. Leben, Schreiben, Machtapparate. Stuttgart 2006.*

päischen sprachlichen und kulturellen Kontext“ veranstaltet wurde. So werden hier auch zwei der in diesem von der Fritz Thyssen Stiftung geförderten Projekt realisierten Promotionsvorhaben vorgestellt (Simona Švingrová, Ingrid Fleischmann).

Den Einstieg in die Problematik bildet Georg Lüdis Untersuchung über Sprachverhalten, Sprachpolitik und sprachideologische Diskurse, wobei hier besonders auf die einsprachigen bzw. homoglossischen Ideologien und ihr Verhältnis zum Nationalitätenkonflikt in den böhmischen Ländern eingegangen wird. Lüdi zeigt, dass die Ideologie der „Nationalsprache“, die andere Landessprachen zu „Minderheitensprachen“ herabstuft, ein Produkt der europäischen Geschichte seit Ende des 18. Jahrhunderts ist. Dieser sprachpolitische Diskurs sei aber auch im „Vielvölkerstaat“ Europa des 21. Jahrhunderts alles andere als obsolet, weshalb Lüdi seinen Beitrag mit einer praxisnahen Darstellung möglicher sprachpolitischer Regelungen in den Institutionen der Europäischen Union und der daraus resultierenden Folgen für die europäische Bildungspolitik beschließt. Dieser Ausblick ist der einzige Abstecker auf das Gebiet zeitgenössischer Debatten, alle anderen Texte wenden sich dem historischen Kontext der so genannten Kafka-Zeit zu, die hier auf die Zeitspanne 1867 bis 1938 erweitert wird. Die wichtige Übersicht von Andreas Kilcher über die Sprachdiskurse im jüdischen Prag um 1900 bildet die Basis für die anschließenden Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen.

Hannelore Burger analysiert das Unterrichtswesen der „Verfassungszeit“ von 1867 bis 1918, wobei sie auch Franz Kafkas schulischen Werdegang berücksichtigt. Im Mittelpunkt ihres Beitrags stehen jedoch die Auswirkungen des so genannten Sprachenzwangsverbots, das jeder „Nationalität“ in Cisleithanien das Recht auf Unterricht in der eigenen Sprache garantierte. Mit dieser Regelung wurde die Mehrsprachigkeit, die vor allem in Kronländern wie Galizien oder der Bukowina selbstverständlich gewesen war, allmählich durch den aufkommenden Nationalismus verdrängt.

Mit der Lage des Unterrichtswesens in den böhmischen Ländern befasst sich die amerikanische Historikerin Tara Zahra in einem sehr aufschlussreichen Beitrag, der an etlichen Fallbeispielen die Konsequenzen der so genannten Lex Perek, einer nach dem Politiker und Juristen Václav Perek (1859-1940) benannten Gesetzesregelung von 1905, darstellt. Dieses Gesetz förderte die Segregation von Schulkindern nach dem Nationalitätsprinzip und blieb in Mähren auch nach 1918 rechtskräftig. In der Zwischenkriegszeit spitzte sich die Lage noch dadurch zu, dass die Zuordnung der Kinder in die jeweilige Schule in erster Linie nicht von deren Sprachkompetenz, sondern von deren Nationalität abhing, die zu bestimmen den zuständigen Schulausschüssen und den Nationalvereinen (Narodní jednoty) oblag. Zahra zeigt am Beispiel teilweise bizarrer Reklamationsverfahren, dass diese nationalistische Ideologie, die dem kollektiven Recht des Volkes den Vorrang vor den Rechten des Individuums einräumte, zum Alltag der tschechoslowakischen Demokratie der Zwischenkriegszeit gehörte. Im Schlussteil ihres Aufsatzes weist Zahra jedoch ausdrücklich darauf hin, dass der „Kampf um die Kinder“ nicht aus heutiger Perspektive beurteilt werden dürfe:

Yet the actions of Czech nationalists need not be seen as a strike against Czech democracy. They are contradictory or hypocritical only if we measure Czechoslovakia against an ahistori-

cal ideal type [...]. At the level of popular politics and everyday life, nationalist claims on children and reclamations of children were at the heart of both Czech and German understandings and expectations of minority rights and of democracy. (S. 242)

Dem Schulwesen ist der größte Teil der Beiträge gewidmet. An Zahra schließt thematisch Mirek Nĕmec mit seinem Aufsatz über das Mittelschulwesen und die Sprachenfrage in den böhmischen Ländern der Zwischenkriegszeit an; seine Aufmerksamkeit gilt vor allem dem Unterricht der jeweils „fremden“ Landessprache und der Verwendung der Lehrbücher. In seinem Fazit kann er aber keine eindeutige Antwort auf die Frage geben, ob das Erlernen der Nachbarsprache in seiner konkreten Umsetzung tatsächlich wesentlich „zur Überwindung der bestehenden Isolation zwischen beiden Landesethnien“ (S. 259) beitragen konnte.

Auch die auf der Auswertung von Statistiken beruhenden Beiträge von Ingrid Fleischmann und Jiří Pešek gelten dem Thema Bildung. Fleischmann untersucht die Schulkataloge der deutschen Prager Volksschulen und Volksschulstatistiken aus den Jahren 1890 und 1900 und beschreibt auf dieser Basis das Sprachverhalten der böhmischen Bevölkerung unter besonderer Berücksichtigung der deutsch-tschechischen Zweisprachigkeit. Pešek befasst sich mit jüdischen Studenten zwischen 1882 und 1939, wobei er hervorhebt, dass bereits die Bestimmung bzw. Eingrenzung der jüdischen Studentenschaft im gegebenen Zeitraum problematisch sei, da die Kategorien von Nationalität und Religion keineswegs eindeutig und dauerhaft festgelegt waren, sondern den politischen Umschwüngen und den damit zusammenhängenden Integrationsprozessen unterlagen.

Zu den historisch ausgerichteten Beiträgen zählt auch Simona Švingrovás Untersuchung über das Verhältnis der beiden Landessprachen in der Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt zu der Zeit, als Kafka dort angestellt war (1908-1922). Anhand von Archivdokumenten aus den Akten der Beamten Rudolf Lang und Franz Kafka beschreibt Švingrová den „Weg von Konkurrenz zu Dominanz“, also den Umschwung von der nicht unbedingten Erfordernis zur Notwendigkeit von Tschechischkenntnissen für den weiteren Verbleib in der Anstalt. Ein beachtenswerter geschichtlich-linguistischer Aufsatz stammt von Tilman Berger, der sich mit den konkurrierenden Begriffen „böhmisch“ und „tschechisch“ befasst.

Friedrich Schmidt, Marek Nekula und Benno Wagner betrachten Sprache und nationale Identität aus literaturwissenschaftlicher Perspektive, wobei sie Franz Kafkas Werk in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen stellen. Schmidt konzentriert sich auf Kafkas Zweifel an der Möglichkeit sprachlicher Verständigung und verortet dessen Sprachskepsis sehr überzeugend im breiteren sprachphilosophischen Kontext seiner Zeit (Hofmannsthal, Mauthner, Musil, Nietzsche oder Proust). Besondere Aufmerksamkeit schenkt Schmidt Kafkas Verhältnis zu modernen Medien und spürt dessen „mit schauernder Bewunderung gemischte[m] Unbehagen“ (S. 45) an diesen auch in den literarischen Werken nach. Marek Nekula thematisiert den Kampf der nationalen Ideologien anhand der sich verändernden Wahrnehmung des öffentlichen Raumes in Prag. Vor diesem Hintergrund interpretiert er sowohl die Denkmäler, die den öffentlichen Raum prägten, als auch Kafkas Verarbeitung der nationalen Diskurse in seinem Werk und in privaten Äußerungen. Nekulas Interpretation steht und fällt mit der Überzeugungskraft seiner These, dass Prag in Kafkas Texten einen

besonderen sozialen und semiotischen Raum darstelle: „This space and the semiotics of Prague’s monuments are one of the foundations of Kafka’s writing“ (S. 90). Ferner stützt Nekula seine Auslegungen über Kafkas Wahrnehmung von Prag auf eine Erinnerung Friedrich Thiebergers:

Als wir einmal vom Fenster auf den Ringplatz hinuntersahen, sagte er, auf die Gebäude hinweisend: „Hier war mein Gymnasium, dort in dem Gebäude, das herübersieht, die Universität und ein Stückchen weiter links hin mein Büro. In diesem kleinen Kreis“ – und mit seinem Finger zog er ein paar kleine Kreise – „ist mein ganzes Leben eingeschlossen“. (S. 91 f.)

sowie auf die bekannte Stelle aus Kafkas Brief an Oskar Pollak (1902) über die Krallen des Mütterchens Prag. Nekula sieht darin einen Schlüssel zum Verständnis von Kafkas Einstellung gegenüber seiner Heimatstadt. Ob man Franz Kafka beim Wort nehmen kann oder soll, bleibt eine offene Frage – ebenso wie sein Werk verschiedenste Interpretationen zulässt.

Der vorliegende Tagungsband bietet einen interdisziplinären Ansatz und ist für Philologen, Historiker oder Soziolinguisten gleichermaßen interessant. Bis auf einige Passagen (z. B. bei Schmidt oder Wagner) sind die Texte auch gut zugänglich und nicht nur für hartgesottene Kafka-Forscher verständlich. Die üblichen Nachteile von Tagungsbänden, auf die Ines Koeltzsch vor einiger Zeit hinwies, hat, „wie mangelnde inhaltliche Kohärenz und Recycling bereits veröffentlichter Texte und Textteile“, ² trifft gewiss auch auf „Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit“ zu. Man kann diese Tatsache aber auch als Chance begreifen, die etwa ein breites Spektrum von Gesichtspunkten und theoretischen Ansätzen, einen Zugang zu Forschungsergebnissen, die ansonsten vielen Interessenten verborgen geblieben wären, und nicht zuletzt den erfrischenden Austausch von Forschern unterschiedlicher Generationen ermöglicht – all das macht diesen Tagungsband zu einer vielschichtigen und lohnenden Lektüre.

Prag

Barbora Šrámková

Binder, Hartmut: Kafkas Welt. Eine Lebenschronik in Bildern.

Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 656 S., 1214 Abb.

Wagenbach, Klaus: Franz Kafka. Bilder aus seinem Leben. Dritte erweiterte und veränderte Neuauflage.

Wagenbach, Berlin 2008, 356 S., zahlreiche Abb.

Ungeachtet der Textlastigkeit der Germanistik nicht nur in ihrer philologischen Tradition zeigt sich, bedingt durch diverse „turns“, in den letzten Jahren ein stärkeres Interesse am Visuellen. Dieser Trend macht auch vor Franz Kafka nicht halt, wie die beiden vorliegenden Bildbände beweisen.

Klaus Wagenbach gilt nach Max Brod als einer der Wegbereiter der biografischen Kafka-Forschung. Er hat zudem als erster ab den 1950ern systematisch nach Lebens-

² Koeltzsch, Ines: Nekula, Marek/Koschmal, Walter (Hgg.): Juden zwischen Deutschen und Tschechen. Sprachliche und kulturelle Identitäten in Böhmen 1800-1945. In: Osteuropa 56 (2006) 10, 150 f.

spuren und -zeugnissen in der sozialistischen Tschechoslowakei gesucht, und zwar aus – wie das Vorwort vermerkt –

Unzufriedenheit mit der Fülle der Interpretationen, die sich um so spekulativer gebärden konnten, je unbekannter die historischen, sprachlichen und persönlichen Umstände blieben, unter denen Kafkas Werk entstand. (S. 7)

Intendiert ist also eine Überwindung der Heimatlosigkeit von Franz Kafka, die jedoch maßgeblich aus dem Abstraktionsgrad seiner Dichtung resultiert. Für den neu aufgelegten und erweiterten Bildband empfiehlt der Herausgeber zwei Vorgehensweisen bei der Lektüre: diesen entweder als Aneignung von Einzelheiten aus dem Leben Kafkas oder als einen Blick auf die Distanz zwischen den biografischen Fakten und deren literarischer Formulierung zu verstehen. Aufgenommen wurden Fotografien, die Wendepunkte im Leben des Dichters dokumentieren, so beispielsweise Bilder von Prag als schwieriger Heimat oder solche der Wende von 1912. Außerdem findet man Fotos, die Aufschluss über die Entstehung einer Werke liefern oder den Autor in seiner Zeit zeigen.

Das Material umfasst dabei nicht nur Bilder mit unmittelbarem Bezug zu Kafka, sondern auch solche zum jeweiligen sozialhistorischen Kontext. Man findet Aufnahmen von der Einweihung des Palacký-Denkmal 1912 (S. 96) oder eine Fotografie, die eine Demonstration für das allgemeine Wahlrecht 1905 zeigt (S. 91). Ferner versammelt der Band Bilder aus der Arbeitswelt, mit der Kafka durch seine Tätigkeit bei der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt (AUVA) in Berührung kam, unter anderem einen der für die Arbeiter lebensgefährlichen Steinbrüche, von Kafka als „wüste Trümmerstätte“ bezeichnet.

Anders als bei Wagenbach überwiegt in dem Bildband „Kafkas Welt“ der Textteil, der die Aufnahmen teilweise sogar an den Rand drängt. Hartmut Binder, neben Klaus Wagenbach ein weiterer Doyen der biografischen Kafka-Forschung, erfasst umfangreiches Material zur stadthistorischen Entwicklung Prags, neben die das Biografische, auch von Randfiguren, tritt. Ungeachtet der Chronologie des Dichterslebens, die auch hier als roter Faden fungiert, erscheint die Zuordnung innerhalb der Kapitel nicht immer logisch, was der Fülle an Material geschuldet ist. Man fragt sich etwa, warum das Kapitel „Im Amt“ eine Parisreise Kafkas enthält.

In einer zum Teil sehr inkohärenten Anordnung präsentiert der Band eine derartige Menge an Dokumenten, dass Gewichtungen nach Relevanz oftmals auf der Strecke bleiben. So erhält man von Kafkas Weimar-Reise einen minutiösen Abriss des Aufenthaltes mit diversen Besuchen des Schwaneeseebads (S. 321 f.), Informationen, deren Notwendigkeit sich nicht erschließt. Andererseits vermittelt eine seltene Aufnahme des damaligen Hotels Chemnitz mit dem heute noch existierenden Pavillon-Vorbau eine durchaus authentische Vorstellung von Kafkas Weimarer Eindrücken (S. 323). Doch dann folgen Spekulationen zu Kafka und Margarethe Kirchner, Tochter des Gärtners im Goethe-Haus:

Was den 29jährigen Kafka an ihr faszinierte, läßt sich nur vermuten. Neben ihrer offensichtlichen Attraktivität könnte es die Mischung aus spröder Zurückhaltung – sie genoß eine strenge christliche Erziehung – und verhaltener Lebensgier gewesen sein, für die das kokette Mädchen nach Erinnerungen von Familienangehörigen charakteristisch gewesen sein muß, denn gerade ein solches Verhalten konnte für den scheuen Kafka ein erotisches Angebot bedeuten, das sein Schamgefühl nicht verletzte. (S. 331)

Der Biograf war zweifellos nicht anwesend, maß sich aber das Wissen eines Zeitzeugen an. Ungeachtet notwendiger Empathie bei der Annäherung an das Objekt scheint hier doch eine psychologisierende Grenze überschritten zu sein, zumal Kafka – das belegen viele Passagen gerade in Tagebüchern und Briefen – zur negativen Selbststilisierung neigte. Die überbordende, enzyklopädische Biografik läuft somit Gefahr, die Dichtung in den Rahmen des ausgekundschafteten Privatlebens einzupassen, sie damit aber ihrer Transzendenz zu berauben. Hier ist ein Punkt erreicht, an dem Binders positivistische Methode in Beliebigkeit umschlägt. Hierzu nur das Beispiel einer Abbildung von Kafkas Haarbürste (!), was sich mit Verweis auf deren Schicksal nach einer Durchsuchung von Dora Diamants Berliner Wohnung durch die Gestapo vielleicht noch begründen ließe. Stattdessen folgt ein Kommentar zur Körperpflege Kafkas:

Zur Haarpflege benutzte Kafka *Dralles Birkenhaarwasser* mit Fettgehalt, ein Produkt, das 1889 auf den Markt gekommen war und bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts verkauft wurde. Den Mund spülte er mit dem heute noch lieferbaren *Odol*, und zum Waschen verwendete er *Ray-Seife*, die aus Hühnerlei hergestellt wurde und auch bei der Verwendung von kaltem Wasser viel Schaum gab. (S. 661)

Will man das wirklich wissen? Und wenn ja, wozu? Auch wenn weitere intime Informationen dem Leser zum Glück vorenthalten bleiben, stellt sich die Frage, welche Relevanz solche Details für ein Verständnis von Leben und Werk überhaupt besitzen! Nicht nur hier zeigt sich das Grunddilemma von Binders Vorgehen: Je mehr Informationen und Fotos man sammelt und in dem größten Kafka-Bildband aller Zeiten präsentiert, je mehr Nebenfiguren man detailgetreu und ausführlichst einbezieht, umso mehr entzieht sich das Objekt selbst, also Franz Kafka und seine Welt, dem Blickfeld des Lesers. Gleich dem „Schloss“, dem K. immer näher zu kommen glaubt, verflüchtigen sich der Dichter und seine Welt hinter einer Fülle an Material zunehmend.

Vielleicht hätte Binder besser ein Kafka-Lexikon verfasst, für das dann allerdings ein verlässliches Register unabdingbar gewesen wäre – schon im vorliegenden Bildband bedeutet dessen Fehlen angesichts der Masse an Informationen zu Personen aus dem näheren und weiteren Umfeld Franz Kafkas und der nicht immer logisch konzipierten Kapiteleinteilung ein sträfliches Versäumnis.

Unter dem Aspekt einer visuellen Literaturgeschichte verrät im Endeffekt eine Aneinanderreihung diverser Portrait-Fotografien Kafkas aus den unterschiedlichen Lebensjahren zwischen 1901 und 1923, wie Wagenbach sie zum Schluss präsentiert (S. 250 f.), mehr über den Dichter und sein Leben als jeder noch so voluminöse Band voller Detailinformationen.

Weimar

Steffen Höhne

Jagow, Bettina von/Jahraus, Oliver (Hgg.): *Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.*

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, 576 S.

„Das Werk Kafkas [...] ist zum Opfer einer Massenvergewaltigung durch nicht weniger als drei Armeen von Interpreten geworden.“ Diesen bereits 1982 von Susan

Sontag formulierten Widerwillen in Anbetracht einer überbordenden Kafka-Forschung greifen nicht wenige Beiträger des vorliegenden Handbuchs auf, für die Kafkas Werk als „Metonymie für eine grundsätzliche Problematik der Interpretation, ja, für Uninterpretierbarkeit von Literatur im Allgemeinen“ (S. 304) gilt, so der Herausgeber Oliver Jahraus in seinem Beitrag über Kafka in der Literaturtheorie. Kafka, auf dessen Unererschöpflichkeit, Vieldeutigkeit, Undeutbarkeit immer wieder, so auch bei Els Andringa, verwiesen wird, wird damit zu einem Textfall, da sein Werk stärker unter literaturtheoretischen als literaturhistorischen Aspekten rezipiert wurde, zumal sich seine Texte einer eindeutigen literaturhistorischen Klassifikation wie z. B. dem Expressionismus verweigern. Oliver Jahraus konstatiert dementsprechend neben den biografischen Deutungsversuchen vor allem methodologische und theoretische Ansätze (S. 305), aus denen eine erste wichtige Interpretationshypothese abgeleitet werden könne, nämlich die „Schwierigkeit der Kafka-Interpretation“, die „konstitutiv für diese Texte“ sei (S. 309).

Wie geht nun das Handbuch mit dieser Problematik um? Ausgangspunkt ist laut Aussage der Herausgeber die ausufernde Kafka-Forschung, für die ein verlässliches Hilfsmittel in Form eines Kompendiums längst überfällig erscheint, zumal das seinerzeit von Hartmut Binder vorgelegte Handbuch fast 30 Jahre alt ist.¹ Als Gründe für die sich immer weiter intensivierende Kafka-Forschung werden zum einen die Bedeutung des Autors für Literaturgeschichte und -theorie seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts genannt, zum anderen der Mythos Kafkas als „eines schwierigen, traumatisierten und dunklen, in jedem Fall aber schwer verständlichen Autors und seines Werkes“ (S. 9). In vier Sektionen soll somit das Wissen über Kafka und sein Schaffen gegliedert und präsentiert werden. Neben einer biografischen Sektion findet der Leser Werküberblicke, Deutungsperspektiven und Einzelinterpretationen.

Die biografische Sektion leitet Christian Klein mit einem sehr guten Überblick über die unterschiedlichen Phasen der Kafka-Biografie ein. Er untersucht ein weites zeitliches Spektrum, ausgehend von Deutungen der Zeitgenossen, hier vor allem Max Brods, über die Auseinandersetzungen ab den späten 1970ern, bei denen der Anspruch auf Objektivität zunehmend zugunsten des „Konstruktionscharakter[s] des zu entwerfenden Lebensbildes“ (S. 27) in den Hintergrund rückt, bis hin zu Arbeiten, die Kafkas Leben und Werk als Einheit verstehen. Es schließen sich Einzelstudien zum „Brief an den Vater“, zu Kafkas Geschwistern, zur Beziehung Kafkas zu Frauen, ferner zu Kafka als Brief- und Tagebuchschreiber, zur Freundschaft mit Max Brod sowie zu seiner Tätigkeit als Beamter und schließlich zur Rolle seiner Krankheiten an. Dabei kann Hans Dieter Zimmermann, ausgehend vom frühen Tod der beiden Brüder Kafkas, Georg im Alter von 15 Monaten an Masern, Heinrich im Alter von 6 Monaten an Mittelohrentzündung, überzeugend darstellen, wie dieser traumatische Verlust die Familie erschüttern und auch Kafkas Jugend prägen musste – eine „frühkindliche Erfahrung von Geburt und Tod der beiden

¹ Binder, Hartmut (Hg.): Kafka-Handbuch. Bd. 1. Der Mensch und seine Zeit. Bd. 2. Das Werk und seine Wirkung. Stuttgart 1979.

Brüder“ (S. 51) als Ursache für Kafkas Gemütszustand! Eher in den Bereich des Essayistischen weisen dagegen Clayton Koelb und Sander Gilman. Koelb liefert, ausgehend von der durchaus richtigen Frage nach dem Werk als erlebter Rede, eine eher abseitige Analyse einer Tagebuchstelle, bei der die Frage im Zentrum steht, ob Kafka bei einem Besuch in Jungborn Schwimmhosen getragen habe oder nicht! (S. 104). Im Folgenden heißt es:

Es hat ja keinen Sinn, danach zu fragen, ob Kafka zu dieser oder jener Zeit nackt war (oder auch nicht). Vielmehr soll verdeutlicht werden, dass Kafka, in der geschriebenen Darstellung seiner Erlebnisse, stets sowohl nackt als auch bekleidet war, dass in seinem Erleben von Jungborn „alles“ ohne Schwimmhosen war „bis auf mich“. (S. 105)

Von Sophismen nicht frei sind ferner Gilmans Beiträge zu Kafkas Beamten-dasein und seinem Verhältnis zu Krankheit, die sich in pauschalisierender Weise dem Gegenstand nähern. Hier nur einige Kostproben für in den Raum gestellte, nicht weiter erläuterte Thesen: „Es gibt keine seltsamere Welt für einen Dichter als die einer Versicherungsgesellschaft.“ (S. 109) „Krankheit, Rekonvaleszenz und eine tief-sitzende Hypochondrie bedingten sich gegenseitig und waren in der K. u. K.-Monarchie weit verbreitet.“ (S. 115) „Kafka widmete seine Zeit in solchen Sanatorien der Verführung.“ (*Ebenda*). In einem Essayband über Kafka mögen solche Pauschalurteile vielleicht passen, aber für ein Handbuch, mit dem auch Studierende an den Gegenstand herangeführt werden sollen, sind solche Beiträge verfehlt, zumal auf weiterführende Literatur gänzlich verzichtet wird.

Die zweite Sektion zur Werkübersicht beginnt mit Beiträgen, die unmittelbar an den vorigen Teil anschließen. Joachim Unseld verortet Kafka als Autor auf dem zeitgenössischen Literaturmarkt, sicher einer der fundiertesten Beiträge des Handbuchs, der gleichwohl nicht viel mehr als eine Zusammenfassung der Unseldschen Monografie von 1982 bietet. Annette Steinich widmet sich der Editionspraxis von der für das Verständnis von Franz Kafka als Autor grundlegenden Ausgabe Max Brods über die dem Schriftträgerprinzip verpflichtete Kritische Kafka-Ausgabe zur jüngsten, der Faksimilie-Ausgabe. Es schließen sich Beiträge an, die Kafka in die geistes- bzw. kulturhistorisch-lebensweltlichen Kontexte seiner Zeit einbetten, mal gelungen wie bei Hans Dieter Zimmermann im Fall von „Kafkas Prag und die kleinen Literaturen“, mal eher punktuell-selektiv und ohne ausreichende Berücksichtigung der vorliegenden Literatur wie bei Scott Spector (Kafka und die literarische Moderne). Eine gute Darstellung der Beziehung Kafkas zum Judentum bietet Andreas B. Kilcher, der von drei Analyse-Ebenen ausgeht: zunächst dem historischen Umfeld bzw. den Diskursen über das Judentum in Prag zur Zeit Kafkas, weiterhin von Kafkas eigener, spezifischer Wahrnehmung und Darstellung des Judentums in seiner ganzen Ambivalenz, und drittens der Ebene der Rezeption, der Dispute um Kafka und das Judentum.

Der dritte Teil beinhaltet Deutungsperspektiven. Neben den bereits erwähnten Beiträgen von Jahraus und Andriga findet der Leser einen fundierten Abriss der Rezeptionsgeschichte, der sich Waldemar Fromm über unterschiedliche Problem-bereiche nähert: geografisch-historisch, auf der Basis der Textausgaben, unter Berücksichtigung des Methodenpluralismus und schließlich ausgehend von den Textstrukturen. Damit verbunden werden Themenbereiche, die in der Kafka-Rezep-

tion zu unterschiedlichen Zeiten Konjunktur hatten, sowie die Rezeptionsphasen. Weitere Beiträge dieser Sektion behandeln Themen wie „Kafka und die Weltliteratur“ (Monika Schmitz-Emans), „Kafka und die Hermeneutikkritik“ (Detlef Kremer), „Kafka und die Psychoanalyse“ (Henry Sussmann), „Kafka und déconstruction“ (Maximilian G. Burkhart). Kremer folgt dabei der spannenden Spur der Hermeneutikkritik von Walter Benjamin und Theodor W. Adorno und untersucht Einflüsse auf die antihermeneutische, poststrukturalistische Kafka-Lektüre. Burkhart klärt zunächst die Begrifflichkeit, bevor er sich mit Hilfe grundlegender Axiome von Jacques Derrida der déconstructions-Problematik bei Kafka zuwendet.

Die vierte Sektion umfasst Einzelinterpretationen der „literarischen“ Werke, also von Texten, die jenseits der Textsorten Tagebuch oder Brief angesiedelt sind bzw. die von Kafka selbst zur Veröffentlichung freigegeben wurden.

So facettenreich das Bild des Prager Schriftstellers ist, das in den Beiträgen des Handbuches vermittelt wird, fällt insgesamt auf, dass abgesehen von der Thematisierung der zionistischen Problematik bzw. einzelnen biografisch orientierten Beiträgen eine Kontextualisierung von Kafka und seinem Werk weitgehend ausgeblendet bleibt. Lediglich bei Hans Dieter Zimmermann findet man Verweise auf den Kontext der Prager deutschen Literatur, eine weitergehende sozial- und kulturgeschichtliche Rückbindung fehlt fast völlig.² Unerwähnt bleiben damit aber auch die literarhistorischen Traditionen, in die Kafkas Werk einzubetten wäre (hier hätte schon ein Blick auf Arbeiten der Bohemistik sowohl in ihrer literatur- wie auch geschichtswissenschaftlichen Richtung helfen können), wie auch die durch kulturelle Faktoren bzw. Ideologie geprägte Rezeption Kafkas, z.B. dessen Rolle innerhalb der kommunistischen Kulturpolitik nach 1945, vernachlässigt bleiben. Erneut erhält man ein Kafka-Bild, das diesen Autor als einen Säulenheiligen der (deutschen) Germanistik für sich vereinnahmt, obwohl Franz Kafka den größten Teil seines Lebens als Bürger der Habsburgermonarchie verbracht hat, die restlichen Jahre überwiegend als Staatsbürger der Tschechoslowakei. Gerade vor diesem Hintergrund sollte das Kontinuum aus Person, Werk und eben Welt auch bei Kafka eine stärkere Beachtung finden.

Weimar

Steffen Höhne

Musilová, Dana: Z ženského pohledu. Poslankyně a senátorky Národního shromáždění Československé republiky 1918-1939 [Aus einer Frauenperspektive. Abgeordnete und Senatorinnen der Nationalversammlung der Tschechoslowakischen Republik 1918-1939].

Pro univerzitu Hradec Králové vydal Bohumír Němec, Veduta, 2007, 199 S.

Die außerordentlich gehaltvolle Studie von Dana Musilová ist das Ergebnis mehrjähriger Archivstudien. Die Autorin geht nicht allein der politischen Tätigkeit von Frauen im Parlament der Ersten Republik nach, sondern unternimmt auch einen

² Eine solche Kontextualisierung wurde zuletzt vorgelegt mit *Neumann, Bernd: Franz Kafka: Aporien der Assimilation. Eine Rekonstruktion seines Romanwerks.* München 2007.

Vergleich mit anderen Ländern Mitteleuropas. Die Einleitung verdeutlicht den theoretischen Ansatz der Studie: Musilová distanziert sich von einer Geschlechtergeschichte, deren Selbstverständnis lediglich darin bestehe, die als defizitär wahrgenommene Historiografie um die bisher vernachlässigte Perspektive der Frauen zu ergänzen, zugunsten einer vergleichenden Analyse der Geschlechterbeziehungen unter gegebenen historischen Umständen.

Im ersten Kapitel skizziert Musilová die Entwicklung der Emanzipationsbewegung seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert anhand der Artikulation von Forderungen nach politischen Rechten für die Frauen und ihrer allmählichen Verwirklichung in den politischen Parteien. Die Entstehung des unabhängigen tschechoslowakischen Staates war die Voraussetzung für die vollständige Gleichberechtigung im politischen Leben. Schon zum Zeitpunkt seiner Eröffnung am 14. November 1918 waren im tschechoslowakischen Parlament die Abgeordneten beider Geschlechter komplett gleichberechtigt. Damit unterschied es sich von den österreichischen oder deutschen ursprünglich ausschließlich für Männer bestimmten Volksvertretungen. Die weiblichen Abgeordneten im tschechoslowakischen Parlament verbanden ihre Aufgabe mit einem bestimmten Sendungsbewusstsein: Sie wollten die Politik selbst und die Männer in der Politik kultivieren, den Interessen der Frauen eine Stimme geben und ihre Forderungen durchsetzen.

Die Volksvertreterinnen repräsentierten verschiedene politische Parteien, unterschieden sich hinsichtlich ihres Alters, ihrer Nationalität und ihrer sozialen Herkunft, doch verband sie eine gemeinsame Identität, die sie von der männlichen Mehrheit abgrenzte. Ihre Aktivitäten waren mit denen der Männer vergleichbar – sie reichten Vorlagen ein, interpellierten, traten bei parlamentarischen Verhandlungen auf –, doch keine einzige Frau gelangte an die Führungsspitze der Nationalversammlung oder eines ihrer Ausschüsse.

Ihrem Forschungsgegenstand nähert sich Musilová über die Konzeption von Gender, anhand derer sie die Möglichkeiten und Grenzen der Tätigkeit von Frauen in der Spitzenpolitik der Ersten Republik analysiert. Die Studie reflektiert die Agenda der gesetzgeberischen Beiräte und die Beteiligung weiblicher Delegationen bei der Lösung von Fragen der Sozialfürsorge, beim Schutz von Müttern und Kindern, dem Kampf gegen Alkoholismus und Prostitution, die Bemühungen, die Bildungsmöglichkeiten für Frauen zu verbessern, wie auch die Anerkennung der Qualifikation von Frauen mit Hochschulbildung. Detailliert geht die Autorin auf den Kampf um die Reform des Familienrechts im Rahmen der Überarbeitung des bürgerlichen Gesetzbuchs ein und erörtert in diesem Zusammenhang ausführlich vor allem die Tätigkeit der „Ženská národní rada“ (ŽNR), des Nationalrats der Frauen, einer einflussreichen Organisation, die im heutigen Sprachgebrauch wohl als NGO bezeichnet werden würde. Die ŽNR koordinierte die Tätigkeit verschiedener Frauenverbände und einzelner Aktivistinnen; ihr Ausschuss für die Reform des Familienrechts bereitete und legte einen gemeinsamen Vorschlag der Frauen vor. Einen hohen Stellenwert misst die Autorin auch dem Streit um die Strafbarkeit des Schwangerschaftsabbruchs (§144-148 im österreichischen Strafgesetzbuch von 1852) zu, da gerade die

Novellierung des Strafgesetzbuchs eine der wenigen Aktivitäten war, bei denen die Frauen sich ausdrücklich nicht auf die Zusammenarbeit mit den Männern beriefen [...], womit sie ein grundlegendes Tabu der Frauenbewegung brachen. (S. 38)

Insgesamt bewertet Dana Musilová die Tätigkeit der weiblichen Abgeordneten in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit skeptisch, weil ihre beiden Hauptanliegen – die Reform des Familienrechts und die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs – scheiterten. Diese Misserfolge könnten damit erklärt werden, dass es den Frauen nicht gelungen sei, sich dauerhaft ein Mitspracherecht zu erkämpfen, und sie ihre Handlungsspielräume durch die Beschäftigung mit traditionell weiblich besetzten Themen sogar selbst eingeschränkt hätten (S. 123). Weiterhin hätten ideologische, politische und nationale Differenzen häufig den einigenden Faktor des Geschlechts überwogen und so eine intensivere Zusammenarbeit der Politikerinnen verhindert.

Dem Vergleich der Stellung von Frauen im Parlament und im Senat in der Tschechoslowakei, Österreich, Deutschland und Polen werden zwar nur elf Seiten im fünften Kapitel gewidmet, aber auch in dieser sehr komprimierten Darstellung treten unter Einbeziehung des internationalen Forschungsstands die wesentlichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Emanzipationsprozesses klar hervor.

Besondere Erwähnung verdient das sechste Kapitel, das biografische Skizzen und Fotografien aller weiblichen Abgeordneten und Senatorinnen enthält. Die Lebensläufe dieser 46 Frauen zeugen von den tragischen Schicksalen der weiblichen Eliten nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei: Die meisten von ihnen wurde aus politischen oder „rassistischen“, teilweise auch aus beiden Gründen verfolgt, inhaftiert und hingerichtet, einige mussten emigrieren.

Hervorzuheben sind nicht nur das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis, sondern auch die Tabellen der Geschlechterverteilung in den Abgeordneten- und Senatsklubs sowie ein Namensverzeichnis aller weiblichen Abgeordneten und Senatorinnen. Im Anhang findet sich zweierlei: zum einen die stenografischen Mitschriften ausgewählter Reden vor dem Parlament, die aufgrund ihrer Authentizität ein echtes Leseerlebnis sind, zum anderen die Vorschläge zur Änderung des Eherechts im bürgerlichen Gesetzbuch (1918) und die Novellierung der Bestimmungen zum Schwangerschaftsabbruch im Strafgesetzbuch (1922), deren Aktualität frappierend ist.

Schließlich konstatiert Musilová, dass die Prägung der Politikerinnen durch eine Frauenbewegung, die stets auf Ausgleich mit den Männern bedacht gewesen war, diese daran hinderte, weibliche Interessen mit den Mitteln selbstbewusster Machtpolitik auch gegen die männlichen Politiker durchzusetzen. Die großen politischen Parteien waren von Männern dominiert; die Mandate von Frauen hatten ein niedrigeres Prestige als die ihrer männlichen Kollegen. Unter diesen Bedingungen drängt sich der Eindruck auf, dass die Anwesenheit von Frauen im Parlament lediglich der Legitimation der Demokratie dienen sollte (S. 123).

Dana Musilová's Buch kündigt nicht nur von den schwierigen Anfängen der Frauen in der Politik, es gibt zugleich auch Auskunft über den Zustand der gesamten Gesellschaft. Die kritische Würdigung der von weiblichen Abgeordneten und Senatorinnen, deren Anteil zu keinem Zeitpunkt fünf Prozent überstieg, erreichten poli-

tischen Erfolge ist zwar berechtigt; bei der Suche nach den Gründen dieses Misserfolgs (vor allem S. 37, 83, 94, 122) erscheinen Musilovás Urteile aber doch etwas zu negativ und vielleicht auch ahistorisch. Hätten Frauen damals überhaupt mehr erreichen können?

Prag

Květa Jechová

Pehr, Michal a kol.: Cestami křesťanské politiky. Biografický slovník k dějinám křesťanských stran v českých zemích [Auf den Wegen christlicher Politik. Biografisches Lexikon zur Geschichte der christlichen Parteien in den böhmischen Ländern].

Akropolis, Praha 2007, 373 S., zahlr. Abb.

Mit einem Team von zwölf weiteren Autoren und in Zusammenarbeit mit der Europaakademie für Demokratie (Evropská akademie pro demokracii) hat der Historiker Michal Pehr, der am Prager „Masaryk Institut“ tätig ist, ein wichtiges Nachschlagewerk auf den Markt gebracht: Das „Biografische Lexikon zur Geschichte der christlichen Parteien in den böhmischen Ländern“, das kurz vor dem 90. Jahrestag der Gründung der Tschechoslowakischen Christlichen Volkspartei (Československá strana lidová, ČSL) im Januar 2009 erschienen ist, stellt den ersten Band einer lange fälligen Gesamtdarstellung des tschechischen christlichen bzw. katholischen Parteiwesens dar.

In der Volkspartei waren erstmals alle tschechischen christlichen Parteien zusammengefasst. Die etwa 600 Biogramme des Lexikons, so Jan Kasal (Vorsitzender der tschechischen christlichen Volkspartei KDU-ČSL 1998-2001 und 2006) und Herausgeber Pehr im Vorwort, bilden den ersten Versuch, gebündelte und systematisierte biografische Informationen zu dieser Partei, ihren Vorläufern und ihrem Umfeld zu liefern (S. 5, 7). Die meisten biografischen Einträge werden durch kleine Schwarz-Weiß-Fotografien im Passbildformat ergänzt. Es ist das Verdienst von Mitautor Jaroslav Šebek, dass sich das lexikalische Werk nicht auf den tschechischen politischen Katholizismus beschränkt, sondern auch Biogramme von namhaften Vertretern der Deutschen Christlichsozialen Volkspartei (DCVP) aufgenommen wurden, wie etwa von Karl Hilgenreiner, Hans Krumpe, Eugen Graf Ledebur-Wicheln, Robert Mayr-Harting, Hans Schütz und anderen.

Für die Biogramme nutzten die Autoren umfangreiches, bisher der Öffentlichkeit nicht zugängliches Material, etwa aus dem Parteiarchiv und dem Archiv der Kanzlei des Präsidenten der Republik. Der im Lexikon berücksichtigte Personenkreis ist nicht auf die Inhaber von Regierungsämtern und Mandaten im Senat und dem Abgeordnetenhaus begrenzt, sondern umfasst auch Persönlichkeiten, die für die Entwicklung der Partei von Bedeutung waren und sind, wie z. B. Journalisten und Theoretiker. Das zeitliche Spektrum reicht bis in die Anfänge des tschechischen christlichen Parteiwesens mit den Gründungen der Christlich Sozialen Partei Böhmens (Křesťansko-socialní strana) 1894 in Leitomischl (Litomyšl) und der Mährisch-Schlesischen Christlich-Sozialen Partei (Moravsko-slezská křesťansko-socialní strana) 1899 in Welehrad (Velehrad). Weitere christliche tschechische Parteien waren die Katholische Volkspartei Mährens (Katolická strana národní, 1896) und Böhmens

(Národní strana katolická, 1897) sowie die Christlich-soziale Volkspartei (Křesťansko-sociální strana lidová, 1899).

Diese Angaben können dem informativen Überblick über die Geschichte der christlichen Politik in den böhmischen Ländern (S. 10-22) entnommen werden, der dem eigentlichen biografischen Teil (S. 23-310) vorangestellt ist. Die Volkspartei hatte in der Ersten Tschechoslowakischen Republik eine relativ stabile Basis von 600 000 Wählerinnen und Wählern. 1945-1948 konnte sie sogar das gesamte bürgerliche Lager mit 1 111 009 Wählerinnen und Wählern vereinen, was 20 Prozent der abgegebenen Stimmen entsprach. Der Zulauf reduzierte sich jedoch nach der kommunistischen Machtübernahme vom Februar 1948, als der neue Parteivorsitzende Alois Petr (1889-1951) und sein Vertreter Josef Plojhar (1902-1981) die Annäherung an die kommunistische Partei propagierten und in der „erneuerten Nationalen Front“ ihre Eigenständigkeit faktisch aufgaben, auf einen Mitgliederstand von 30 000. Nach 1989 gelang es der ČSL jedoch schnell, sich von diesem Einbruch zu erholen: Bei den Parlamentswahlen in den 1990er Jahren konnte sie sogar wieder bis zu 14 Prozent (das entspricht 600 000 Stimmen) erhalten. Zu diesen Erfolgen hat der charismatische Parteivorsitzende Josef Lux (1956-1999), der 1990-1998 an der Parteispitze stand, entscheidend beigetragen. Nach seinem Tod verstrickte sich die Partei in interne Krisen, die seitdem andauern und sich in sinkender Wählergunst und der Halbierung der Mitgliederzahl (von 88 234 im Jahr 1992 auf 41 779 im Jahr 2006, vgl. S. 319) niederschlagen.

Sehr hilfreich sind die Übersichten über das Führungspersonal und die Parteitage der ČSL (KDU-ČSL; S. 312-317), die Wahlergebnisse zu beiden Kammern des Nationalparlaments 1920-2006 (S. 318 f.), die Vertreter der Partei in den verschiedenen Regierungen seit 1918 (S. 320-323), die Mitglieder des Nationalparlaments der Ersten Republik (S. 324-336) sowie die Presseorgane der Partei seit 1918 (S. 337-341). Hier vermisst man freilich die entsprechenden Angaben zu der deutschen Schwesterpartei. Das Bildmaterial (S. 357-374) rundet die Aufmachung des Bandes ab und dürfte wohl im folgenden Band noch ergänzt werden.

Insgesamt ist der „biografický slovník“ ein spannendes Nachschlagewerk, das durchaus keine Selbstinszenierung ist, wie man es von einer Festschrift erwarten könnte. Im Gegenteil: Die zum Teil kritischen Hinweise auf Mitläufer nationalistischer und kommunistischer Strömungen in den Biogrammen wecken die besten Erwartungen an den zweiten Teil, der eigentlichen historischen Darstellung der Parteigeschichte. Bleibt zu wünschen, dass hier auch regionale Entwicklungen berücksichtigt werden, die in Nord- und Südböhmen sowie den verschiedenen Gebieten in Mähren-Schlesiens zum Teil sehr unterschiedlich verlaufen sind. Der zweite Band soll zum Jubiläum 2009 vorliegen.

Dejmek, Jindřich: Edvard Beneš. Politická biografie českého demokrata. Část první: Revolucionář a diplomat (1884–1935). Část druhá: Prezident republiky a vůdce národního odboje (1935–1948) [Edvard Beneš. Politische Biografie eines tschechischen Demokraten. Teil 1: Revolutionär und Diplomat (1884–1935). Teil 2: Präsident der Republik und Führer des nationalen Widerstands (1935–1948)].

Univerzita Karlova v Praze, Nakladatelství Karolinum, Praha 2006 bzw. 2008, 631 bzw. 790 S.

Jindřich Dejmek hat für seine zweibändige politische Biografie von Edvard Beneš eine derart beeindruckende Fülle von Quellenmaterial ausgewertet, dass auf absehbare Zeit niemand, der sich mit dem Außenminister und zweiten Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik beschäftigt, an ihr vorbeikommen wird.

Wie es bereits gewissermaßen programmatisch im Untertitel heißt, lässt sich Beneš als tschechischer Demokrat charakterisieren, der sich in hohem Maße um seinen Staat verdient gemacht hat. Das gilt sowohl für die Entstehung der Tschechoslowakei, als Beneš als zweiter Mann neben Masaryk entscheidenden Anteil daran hatte, die Anerkennung durch die Ententemächte zu erreichen, und auf der Friedenskonferenz fast alle Ansprüche des neuen Staates durchsetzte, als auch für die Zwischenkriegszeit, in der er als Außenminister lange eine erfolgreiche Konsolidierungspolitik betrieb. Den Rahmen dafür bildeten der durch die Versailler Friedensverträge geschaffene status quo, der Völkerbund, die Kleine Entente mit Rumänien und Jugoslawien sowie die generelle Ausrichtung auf Großbritannien und Frankreich. Dennoch scheiterte diese Politik letzten Endes. Sicherlich ist Dejmek in seiner Einschätzung beizupflichten, dass Beneš 1938 kaum Handlungsspielraum besaß und ihm allein die Wahl zwischen einem aussichtslosen Krieg und der Anerkennung des „Münchener Abkommens“ blieb. Während Beneš den Prinzipien der Friedensregelung von 1919/1920 folgte, galt das für seine bisherigen Partner nicht mehr. Dass ein gutnachbarliches Verhältnis mit Polen und Deutschland nicht zustande kam, lag Dejmek zufolge nicht zuletzt in der Politik dieser Länder begründet. In seinem zweiten Exil, das der Autor zu Recht als Benešs Glanzzeit einstuft, erreichte dieser die Wiedererrichtung der Tschechoslowakei und erhielt von den Alliierten die Einwilligung zur Zwangsaussiedlung der Sudetendeutschen.

Während die Außenpolitik in wohl unübertroffener Detailliertheit nachgezeichnet wird, kommt Benešs innenpolitischer Rolle, die schon für die Zeit vor seiner Wahl zum Präsidenten 1935 nicht unterschätzt werden darf, bei Dejmek etwas zu kurz. Das „Münchener Abkommen“ war zum Teil ja auch eine Konsequenz daraus, dass es nicht gelungen war, die Masse der Sudetendeutschen (und Slowaken) für den Staat zu gewinnen. Welche konkreten Maßnahmen Beneš vor 1938 für die Integration dieser beiden Gruppen – von den Staatsbürgern ungarischer und karpatoukrainischer Nationalität einmal ganz abgesehen – einleitete, hätte eingehender untersucht werden müssen. Dass die Einbindung, etwa durch Autonomie bzw. weitgehende Selbstverwaltung der Slowakei und der Karpatoukraine und angemessene Beteiligung der Sudetendeutschen am Staatswesen, scheiterte, muss als Versagen der tschechoslowakischen Politik und somit auch Benešs bewertet werden – nicht die Kapitulation vor dem Diktat der Großmächte. Diese Feststellung ändert nichts daran, dass sein diplo-

matischer Kampf um die Wiedererrichtung der Tschechoslowakei und die deutliche Verringerung des Bevölkerungsanteils der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei durch Zwangsaussiedlung angesichts deren weit fortgeschrittener Selbstnazifizierung und aktiven Rolle bei der Unterdrückung der Tschechen im Reichsgau Sudetenland und im Protektorat nicht nur aus tschechischer Perspektive legitim und gerechtfertigt erscheint. Nicht als erster weist Dejmek in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Beneš lange eine relativ gemäßigte Position in Bezug auf die Behandlung der Sudetendeutschen vertreten hatte, bis der Widerstand im Protektorat ihn infolge des brutalen Vorgehens der Besatzer schließlich zu dem dann verwirklichten „clean sweep“ (Winston Churchill) bewog.

Auch in Bezug auf Benešs zweites Scheitern, nämlich bei dem Versuch, die Sowjetisierung der Tschechoslowakei zu verhindern, überzeugt Dejmeks These: Der vorzeitig gealterte und zunehmend kranke Präsident habe im Februar 1948 kaum eine reale Chance gehabt, den Gang der Ereignisse entscheidend zu beeinflussen. Allerdings wäre der Frage, ob Beneš tatsächlich fälschlicherweise von einer inneren Entwicklung der Sowjetunion in Richtung Liberalisierung und Demokratie (Teil 1, S. 608 ff.) ausging, noch genauer nachzugehen. Ist es glaubhaft, dass er, der üblicherweise außerordentlich gut informiert war, sich während seines Staatsbesuchs in Moskau 1935 von den Inszenierungen der Sowjets täuschen ließ, als Stalins „Säuberungen“ schon begonnen hatten? War der Abschluss des umstrittenen Freundschafts- und Beistandspaktes mit der Sowjetunion von 1943 wirklich dadurch motiviert oder hat Beneš, der den erheblichen Einfluss der Sowjetunion im Nachkriegseuropa richtig voraussah, nicht doch aus rein realpolitischen Erwägungen (Schutz gegen Deutschland, relativ privilegierte Stellung im künftigen sowjetischen Einflussbereich) gehandelt? Sollte die „Tragik“ Benešs 1948 auf ein jahrelanges kras- ses Verkennen der sowjetischen Entwicklung zurückzuführen sein, obwohl er doch wahrgenommen haben wird, wie die Sowjetunion in den von der Roten Armee befreiten bzw. eroberten Gebieten verfuhr?

Welchen Anteil hatte er an der von ihm nicht gewollten Sowjetisierung, deren Grundlagen aber bereits in der „Dritten Republik“ unter dem Präsidenten Beneš geschaffen worden waren? Anders formuliert: Inwiefern waren die von ihm, der „links“ orientiert – man kann vereinfachend sagen, eine Art sozialdemokratischer Patriot war, obwohl er zeitweise den tschechischen Nationalen Sozialisten angehörte –, initiierten oder mitgetragenen Maßnahmen Vorstufen der späteren Politik der Kommunisten?

Insgesamt werden zwar Benešs politische Konzeption – die er in engem Zusammenhang mit seinen soziologischen und politologischen Studien entwickelte und selbst als „wissenschaftlich“ verstand – und (vor allem Außen-)Politik schlüssig und auf breiter Quellenbasis präsentiert. Es wäre aber wünschenswert gewesen, seine Motive eingehender zu beleuchten. Natürlich war Beneš tschechoslowakischer Patriot und Demokrat und hat nach „München“, wie er es auch selbst beschrieb, praktisch nur noch dafür gelebt und gearbeitet, das Diktat rückgängig und die Wiederherstellung einer freien Tschechoslowakei in einem freien Europa möglich zu machen. Doch wie haben z. B. bestimmte Ereignisse seine Anschauungen modifiziert und welche Art von Änderungen seiner Politik bewirkt?

Und auch wenn Beneš tatsächlich in erster Linie für die Politik gelebt hat, muss doch kritisch angemerkt werden, dass bei Dejmek der Mensch Beneš völlig hinter dem Politiker verschwindet. Sein politischer und wissenschaftlicher Werdegang, seine publizistischen, soziologischen und politischen Schriften und Reden werden ausgiebig behandelt, aber was für eine Person er war, hätte anhand von Zeugnissen enger Mitarbeiter und Vertrauter etwas plastischer dargestellt werden können.

Zudem drängt sich bisweilen der Eindruck auf, dass Dejmek seinem Protagonisten zwar durchaus kritisch, aber doch zu wohlwollend gegenübersteht, auch wenn die Argumentation insgesamt stimmig ist. Einmal abgesehen von seinem bekannten Optimismus, der ihn zu mancher Fehleinschätzung verleitete, dürfte auch der Berufspolitiker und Diplomat Beneš seine Ziele nicht ohne Lügen und Intrigen verfolgt haben. Da Dejmek in den meisten Fällen Benešs Standpunkt bestätigt und die Haltlosigkeit der zahlreichen Angriffe und Vorwürfe gegen ihn und seine Politik konstatiert, ist etwa für die Frage, wie dieser mit seinen politischen Gegnern umging, kein Platz.

Eine Übersetzung der Werke wäre wünschenswert, weil bisher keine brauchbare deutschsprachige Beneš-Biografie vorliegt; angesichts der erwähnten Fülle des von Dejmek ausgewerteten und präsentierten Quellenmaterials wäre damit eine sehr tragfähige Grundlage für die weitere Diskussion über den in Deutschland wie in der Tschechischen Republik und der Slowakei so kontrovers bewerteten Politiker Edvard Beneš gegeben. Doch selbstverständlich – und das konstatiert auch der Autor selbst – kann auch diese umfassende Studie noch lange nicht das letzte Wort der Historiografie zu diesem Thema sein. Sie stellt aber einen wichtigen Beitrag und Ausgangspunkt für künftige Forschungen dar. Hierbei wäre unter anderem an die Problemfelder „Beneš und die (Reichs- und Sudeten-)Deutschen“, „Beneš und die Slowaken“, „Benešs Politik in den Jahren 1945-1948 als (so nicht beabsichtigter) Beitrag auf dem Weg zur kommunistischen Machtübernahme“ zu denken, generell also an seine Rolle in der tschechoslowakischen Innenpolitik.

Bonn

René Küpper

Lovčí, Radovan: Alice Garrigue Masaryková. Život ve stínu slavného otce [Alice Garrigue Masaryková. Ein Leben im Schatten des berühmten Vaters].

Univerzita Karlova v Praze, Filozofická Fakulta, Praha 2007, 485 S. (Opera Facultatis Philosophicae Universitatis Carolinae Pragensis 3).

Alice Garrigue Masaryková (1879-1966) ist zu Unrecht eine von der Geschichtsschreibung bisher kaum beachtete Persönlichkeit des tschechischen öffentlichen Lebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ihr außergewöhnliches Leben ist bemerkens- und beschreibenswert und zugleich repräsentativ für den Aufbruch einer neuen Frauengeneration. In ihren Rollen als Frauenrechtlerin, in Sozial-, Gesundheits- und Bildungsfragen Engagierte, als Akademikerin oder als Tochter des ersten Präsidenten und in der Funktion der „First Lady“ der ersten Tschechoslowakischen Republik lässt ihr Lebensweg viele zentrale Aspekte der Zeit anklingen. Eine Biografie kann dabei zum einen das Besondere ihrer Person herausstreichen, zum anderen – trotz ihrer exponierten Stellung – mit der nötigen Kontextua-

lisierung den kollektiven Lebensweg einer neuen bürgerlichen Frauengeneration darstellen.

In der vorliegenden Studie von Radovan Lovčí, die aus seiner erfolgreich verteidigten Diplom- und Rigorosumsarbeit in den Jahren 2003/04 am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität Prag entstanden ist, liegt die Betonung auf der Einzigartigkeit des öffentlichen wie privaten Lebens von Alice G. Masaryková, dessen verschiedene Facetten minutiös rekonstruiert werden. Die Leitfragen, die Lovčí in der Einleitung aufwirft, zielen allesamt auf biografische Aspekte, wenn er nach der Bedeutung des Wirkens seiner Protagonistin beim Roten Kreuz oder nach ihrem „Schicksal“ während und nach dem Zweiten Weltkrieg fragt (S. 15). Zugleich charakterisiert er sie in erster Linie als Tochter ihres berühmten Vaters T. G. Masaryk – was ihr den Beschreibungen der einzelnen Lebensabschnitte zufolge jedoch zumindest teilweise nicht gerecht wird.

Die nach klassischem Muster aufgebaute Biografie ordnet das Leben von Alice G. Masaryková chronologisch in 30 Kapitel. Mit der Möglichkeit, am ersten tschechischen Mädchengymnasium „Minerva“ die Hochschulreife zu erlangen, gehörte Masaryková zur ersten Frauengeneration in Böhmen, die eine höhere Schulbildung erreichen konnte. Ihren Bildungsweg setzte sie mit einem (nicht abgeschlossenen) Medizin- sowie einem Geschichtsstudium fort, womit A. G. Masaryková nicht nur zu den ersten Frauen gehörte, die einen Hochschulabschluss erreichten, sondern sie erlangte auch als erste Frau in den böhmischen Ländern einen Dokortitel in Geschichte (S. 60). Nach ihrem Studium und mehreren Auslandsaufenthalten in Leipzig, London und Chicago erhielt sie 1906 eine Stelle als Lehrerin in einem der neu gegründeten Mädchenlyzeen, zuerst in České Budějovice (Budweis), dann in Prag. Damit reihte sie sich in die wachsende Zahl gebildeter Frauen ein, die, ihrer Ausbildung entsprechend, ihren Lebensunterhalt als Oberschullehrerin bestritten. Neben ihrer Lehrtätigkeit begann sie, sich intensiv im zivilgesellschaftlichen Sektor zu engagieren. Noch vor dem Ersten Weltkrieg nahm sie als Delegierte des „Tschechoslawischen Anti-Alkoholismus-Verbands“ europaweit an Kongressen teil. Ebenso engagierte sie sich im „Ženský klub český“ (Tschechischer Frauenklub, S. 93) sowie im Verein „Slavia“, die Diskussionsrunden zu ethischen, sozialen und frauenrechtlichen Themen veranstalteten (S. 53), im „Sdružení akademicky vzdělaných žen“ (Verein akademisch gebildeter Frauen, S. 106) und anderen. Ihre Themen blieben dabei vor allem die soziale Frage sowie die Verbesserung der Bildungsmöglichkeiten für Frauen. Nach dem Ersten Weltkrieg widmete sie ihre ganze Energie dem Tschechoslowakischen Roten Kreuz, dessen Vorsitzende sie von 1919 bis 1938 war. Auch parteipolitisch engagierte sie sich zeitweise – und zwar nicht in der Realistischen Partei ihres Vaters: Im Jahr 1919 ließ sie sich von der Sozialdemokratischen Partei in das tschechoslowakische Parlament entsenden und wurde damit dessen erstes weibliches Mitglied (S. 201).

All diese Tätigkeiten zeigen Alice Masaryková als selbständige, im öffentlichen Leben vielseitig engagierte Frau. Ihre Charakterisierung als „Masaryks Tochter“, wie Lovčí sie immer wieder beschreibt, erscheint dem Leser daher nur teilweise plausibel. Einige Phasen ihres Lebens waren sicherlich durch diese Verwandtschaftsbeziehung dominiert: Im Ersten Weltkrieg wurde sie der Zusammenarbeit mit ihrem

Vater, der in der Habsburgermonarchie als „Landesverräter“ galt und seit Anfang des Krieges im Exil lebte, beschuldigt und für acht Monate inhaftiert. In der Zwischenkriegszeit nahm sie, vor allem nach dem Tod ihrer Mutter im Jahr 1923, häufig repräsentative Aufgaben wahr und begleitete ihren Vater auf mehreren Auslandsreisen. Wenn sie in diesem Buch noch als 35- und als 70-Jährige als „Masaryks Tochter“ bezeichnet wird, wird ihr dagegen die Eigenständigkeit genommen, was der Lebensbeschreibung nicht gerecht wird. Unklar bleibt bis zum Schluss, warum die Studie – wie auch der Untertitel des Buches „Ein Leben im Schatten des berühmten Vaters“ – eine solche Interpretation ihres Lebens suggeriert. Erst im Zweiten Weltkrieg, der sie 1939 als fast Sechzigjährige ins Exil zuerst zu ihrer Schwester in die Schweiz, später in die USA zwang, reduzierte sie ihre öffentlichen Auftritte und Ämter. Nach dem Februarumsturz 1948 ließ sie sich endgültig in den USA nieder, wo sie engen Kontakt mit der tschechoslowakischen Gemeinde hielt. 1966 verstarb sie 87-jährig in einem Altenheim in Chicago.

Mit Passagen über die Privatsphäre von Alice Masaryková, die ihre Beziehung zu einzelnen Familienmitgliedern, Fragen der Religiosität oder potentielle Liebesbeziehungen behandeln, verfolgt Lovčí einen weiteren biografischen Aspekt. Ohne Kontextualisierung oder Frage nach der Bedeutung erscheinen diese Passagen allerdings schnell voyeuristisch (z. B. S. 80). Während die enge Beziehung zu ihren Eltern, die lange Krankheit ihrer Mutter, der Verlust eines Bruders im Ersten Weltkrieg und der mysteriöse Tod ihres anderen Bruders und damaligen Außenministers der Tschechoslowakei Jan Masaryk im Jahr 1948, aber auch das Aufwachsen in Kreisen, in denen die intellektuelle Elite des Landes regelmäßig verkehrte, sicherlich von großer Bedeutung für ihr Denken und Handeln waren, stehen hier Interpretationen ihrer Gefühlswelt im Vordergrund, die weder einer seriösen Annäherung an ihre Person förderlich sind noch einer Quellenkritik standhalten. Stattdessen hätten, bei einer Konzentration auf das private Leben von Masaryková und ihrer Familie, das Porträt einer bildungsbürgerlichen Familie und mit ihr das Leben und die Netzwerke der nationalen Elite um die Jahrhundertwende und vor allem in der Tschechoslowakei entstehen können – mit ihrem Alltag, ihren Ritualen, Ansichten, Privilegien und ihrer strikten Arbeitsmoral.

Durch das sorgfältig recherchierte Quellenmaterial wird das Buch zu einer Fundgrube an Details über Masarykovás Leben. Dennoch hätten eine vermehrte Konzentration auf einzelne Aspekte, eine stärkere Kontextualisierung und Deutung den Stellenwert der Frauenrechtlerin, der ersten tschechischen Doktorin der Geschichtswissenschaft, der „First Lady“ der Tschechoslowakei sowie der engagierten Bürgerrechtlerin deutlicher herausarbeiten können. Alice G. Masaryková war nicht nur eine Frau, die eine exponierte Position im öffentlichen Leben einnahm, sondern auch Kind ihrer Zeit und repräsentativ für eine Frauengeneration, der durch die schrittweise Öffnung der Institutionen für höhere Bildung neue Perspektiven eröffnet wurden. Weniger wäre an vielen Stellen mehr gewesen: Eine weniger detaillierte Beschreibung zugunsten einer etwas allgemeineren Einordnung in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Zeit hätte der Studie gut getan.

Mändl Roubíčková, Eva: „Langsam gewöhnen wir uns an das Ghettoleben“. Ein Tagebuch aus Theresienstadt. Hg. von Veronika Springmann unter Mitarbeit von Wolfgang Schellenbacher.

Konkret Literatur Verlag, Hamburg 2007, 240 S.

Endlich, möchte man sagen, liegt das Theresienstädter Tagebuch von Eva Mändl Roubíčková im deutschen Original vor, handelt es sich doch um ein bemerkenswertes Zeitdokument aus der nationalsozialistischen Lagerwelt, das der Öffentlichkeit bisher nur in englischer Übersetzung zugänglich war. Die Autorin, Jahrgang 1921, stammte aus einer deutsch-jüdischen Familie in Žatec (Saaz). Sie wuchs in einem bürgerlichen assimilierten Milieu auf, bevor die Familie wegen des zunehmenden Antisemitismus kurz vor dem „Münchener Abkommen“ nach Prag flüchtete und von dort nach den Jahren der schrittweisen Entrechtung und Ausgrenzung nach Theresienstadt deportiert wurde. Eva Mändl Roubíčková blieb nach den so genannten Herbsttransporten 1944, mit denen ihre Eltern mit insgesamt zwei Dritteln der Ghettoinsassen nach Auschwitz deportiert worden waren, in Theresienstadt zurück und erlebte dort schließlich im Mai 1945 – als einzige Überlebende ihrer Familie – die Befreiung.

Da ohnehin nur wenige Tagebücher aus Theresienstadt erhalten sind, die zudem überwiegend von Männern verfasst wurden, sind Roubíčkovás Aufzeichnungen wertvolles Quellenmaterial, das detaillierte Einsichten in den Ghettoalltag aus der Sicht einer jungen Frau gewährt. Neben Beschreibungen der unwürdigen Lebensumstände und alltäglichen Überlebensstrategien nehmen auch Ängste und persönliche Gefühle der Anfang 20jährigen großen Raum ein, was das Tagebuch auch für Fragen genderspezifischer Alltagsbewältigung im Ghetto aufschlussreich macht. Außerdem umfasst das Tagebuch nicht nur fast den gesamten Zeitraum der Existenz des Theresienstädter Ghettos, sondern es setzt sogar schon knapp ein Jahr vor dem Transport in Prag ein und liefert damit Einblicke in den beklemmenden jüdischen Alltag im Protektorat. Dieser war einerseits geprägt durch die zunehmende Entrechtung wie das Verbot, sich in öffentlichen Räumen aufzuhalten, Lebensmittelbeschränkungen und die Schwierigkeiten der Arbeitssuche bis hin zu den einsetzenden Deportationen, andererseits, quasi als Gegenpol und Zuflucht, durch den familiären Zusammenhalt und die Ausbildung von freundschaftlichen Netzwerken, so dass zum Teil eine verblüffend anmutende „Normalität“ alltäglicher Verrichtungen und Freizeitaktivitäten beschrieben wird. Auch die Schilderung der weltpolitischen Lage und des Kriegsverlaufs durchzieht die Tagebucheinträge, stets in der Hoffnung auf eine Wende zum Besseren. Ferner fällt auf, dass die Autorin etwas mehr als zwei Jahre nach ihrer Ankunft als Flüchtling in Prag bereits über ein großes Netz an Freunden und Bekannten verfügte. Bis 1938 sprach sie kein Tschechisch, was sich jedoch in Prag, insbesondere durch die Bekanntschaft mit ihrem tschechisch-jüdischen Verlobten Richard Roubíček, rasch änderte und zu einem (sprachlichen) Identitätswechsel führte, der spätestens 1945 in einem völligen Bruch mit ihren deutschen Wurzeln gipfelte. Dies ist im übrigen ein weiterer Aspekt, der das Tagebuch so interessant macht, berührt es doch, auch ohne dass die Verfasserin dies direkt thematisieren würde, die Frage nach sprachlichen und nationalen Identitäten des böh-

mischen Judentums, die keineswegs eindeutig festlegbar, sondern vielmehr multi-ethnisch hybrid waren. So schrieb Mändl Roubíčková ihr Tagebuch auf Deutsch (bzw. in Theresienstadt auf Deutsch in Gabelsberger Kurzschrift) und verwendete diese Sprache in Prag und in Theresienstadt vermutlich auch weiterhin in ihrer Familie, andererseits war sie ab 1938 zunehmend in ein tschechisches (jüdisches) Milieu eingebunden, wodurch wertvolle Kontakte entstanden, die ihr bei der Alltagsbewältigung als Flüchtling und später auch in Theresienstadt hilfreich waren. Als Beispiele können hier die Beschäftigung in der Landwirtschaft und der Kontakt zu einem nichtjüdischen Tschechen angeführt werden, der sie während der Zeit im Ghetto mit Lebensmitteln versorgte.

Auch werfen Mändl Roubíčkovás Aufzeichnungen einmal mehr Licht auf die Problematik der Herausbildung einer eigenen Lagermoral, die, hervorgerufen durch die unmenschlichen Alltagsbedingungen, Handlungsstrategien erforderte, welche der gängigen Moral des zivilen Lebens in vielerlei Hinsicht zuwiderliefen. So ist ein deutlicher Entwicklungsprozess erkennbar, in dem sich die Verfasserin in den ersten Monaten noch stark moralisch gegen diese neuen Modalitäten, vor allem das Schmuggeln (in Theresienstädter Terminologie das „Schleusen“) von Lebensmitteln und das Verschaffen von Vorteilen durch persönliche Beziehungen, zur Wehr setzt. Nach und nach werden sie für sie aber auch zur „Normalität“, vor allem, als sie erkennt, wieviel sie durch ihre Position in der Landwirtschaft zur Versorgung der eigenen Familie und deren Wohlergehen beitragen kann. Trotzdem bleibt die persönliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Gewissen angesichts der Aufhebung „normaler“ moralischer Wertmaßstäbe ein ständiges Thema, etwa wenn die Autorin die geplante Errichtung von Schulen im Ghetto begrüßt, da ihrer Ansicht nach die Kinder dadurch neben der Welt des „Schleusens“ die Chance bekämen, auch noch andere Werte zu erlernen („Dies ist von großer Bedeutung für alle Juden, wir wären sonst ein Volk von Verbrechern geworden“, März 1944, S. 180). In diesem Kontext ist auch der immer wieder betonte Stellenwert der Kultur im Ghetto, wie der Besuch von Vorträgen und Konzerten als Gegenstrategie zur Bewahrung der eigenen Menschlichkeit und Identität, zu betrachten. Die gleiche Funktion erfüllte sicherlich das Führen des Tagebuchs.

Ein weiterer, auch aus anderen Theresienstädter Ego-Dokumenten bekannter Themenkreis ist die Bedrohung der alltäglichen „Ghettornormalität“ durch die regelmäßig abgehenden Osttransporte. Auch hier zeigt sich die Bedeutung persönlicher Netzwerke unter den Häftlingen, die zum einen zu Posten verhalfen, die wie die Beschäftigung in der Landwirtschaft vor Transporten schützten, oder unter Umständen sogar auf die Zusammenstellung der Transportlisten Einfluss nehmen konnten.

Ein letzter Aspekt, der das Tagebuch zu einem eindringlichen Zeugnis macht, ist der Umstand, dass es sich im Gegensatz zu Zeitzeugeninterviews und Memoiren, die stets vom Wechsel zwischen zeitgenössischer Perspektive und dem heutigen Wissen um die weitere Entwicklung durchzogen sind, um unmittelbare Momentaufnahmen des damaligen Erlebens und seiner Bewertung handelt. Sie reichen von den Reaktionen auf die ersten Deportationen aus Prag und die Spekulationen und Nachrichten über die Osttransporte in Theresienstadt über die aufkeimende Hoffnung

auf ein baldiges Kriegsende nach der Landung der Alliierten in der Normandie im Sommer 1944 bis hin zur grausamen Erkenntnis im Frühjahr 1945, als die in Theresienstadt verbliebenen Häftlinge von den Rückkehrern aus den polnischen Lagern die ganze Wahrheit über den Verbleib ihrer Freunde und Angehörigen erfuhren.

In diesem Sinne sind Eva Mändl Roubíčková's Aufzeichnungen sicherlich für jeden, der sich mit der Geschichte der Shoah in den böhmischen Ländern, aber auch mit alltäglichen Lebenswelten und Überlebensstrategien im nationalsozialistischen Lagersystem beschäftigt, ein großer Erkenntnisgewinn. Nicht nur aus der Perspektive der Fachöffentlichkeit ist es zu begrüßen, dass die Herausgeberin Veronika Springermann sich des Tagebuchmanuskripts angenommen und es nach mehr als 60 Jahren in Deutschland zur Veröffentlichung gebracht hat. Es ist nun einer breiten Leserschaft zugänglich und damit findet eine weitere Stimme aus den Reihen der jüdischen NS-Verfolgten in der deutschen Öffentlichkeit Gehör. Erfreulich ist auch, dass Eva Mändl Roubíčková dies im hohen Alter von 86 Jahren noch miterleben konnte. Immerhin lag das Manuskript zunächst 20 Jahre lang vergessen und verdrängt in ihrem Wäscheschrank, um dann in den 1960er Jahren von ihrem Mann für die Familie ins Tschechische übersetzt und schließlich 1998 von zwei amerikanischen Historikern in den Vereinigten Staaten in englischer Übersetzung herausgegeben zu werden, bevor knapp zehn Jahre später endlich auch die deutsche Veröffentlichung gelang.

Linz

Helena Srubar

Škrábek, Josef: „Die gestrige Angst“. Deutsche und Tschechen – schwierige Nachbarschaft in der Mitte Europas. Ein autobiographischer Essay. Mit einem Geleitwort von Václav Havel.

Neisse Verlag, Dresden u. a. 2006, 493 S.

Anlässlich der Bayerischen Landesausstellung „Bayern – Böhmen: 1500 Jahre Nachbarschaft“ im bayerischen Zwiesel schrieb der tschechische Außenminister Fürst Karel Schwarzenberg in Deutsch und Tschechisch in das Besucherbuch: „Gott sei Dank für diese Ausstellung und allen, die daran mitgearbeitet haben. Je mehr wir übereinander wissen, die sonnigen und die Schattenseiten, desto besser“.

Auf ungewöhnliche Art bereichert Josef Škrábek dieses Wissen übereinander mit seinem autobiografischen Essay „Die gestrige Angst“. Das Buch erlebte unter dem tschechischen Titel „Včerejší strach“ in Tschechien bereits mehrere Auflagen und liegt nun auf Deutsch vor. Škrábek, 1924 in Waltsch (Valeč) bei Karlsbad (Karlovy Vary) geboren, hatte eine deutsche Mutter und einen tschechischen Vater. Diese Herkunft ermöglicht es ihm, die Geschichte der deutsch-tschechischen Beziehungen aus den beiden entgegengesetzten Perspektiven zu sehen.

In fünf ausführlichen Kapiteln durchmisst der Autor die Entwicklung des Zusammenlebens von Deutschen und Tschechen in den böhmischen Ländern, wobei er die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei als Gipfelpunkt einer „Epoche des Unheils, für die der Samen in den Kriegen zwischen Preußen und Österreich, mit den josephinischen Reformen und durch Napoleons Einfall in

Mitteleuropa ausgesät worden war“ (S. 334), charakterisiert. Zugleich betont Škrábek bei seinen Untersuchungen immer wieder, dass er hergeleitete Erklärungen historischer Zusammenhänge nicht als Entschuldigung für begangenes Unrecht betrachte.

Bereits die Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik rief unterschiedliche Reaktionen hervor: Während sich die Deutschen als Verlierer fühlten, erlebten die Tschechen den Vorgang als nationalen Triumph, nur wenige Vertreter beider Seiten waren sensibel für die Gefühle der jeweils anderen.

Škrábek beruft sich auf eigene Erinnerungen, zitiert Zeitzeugen für die „tschechische“ wie die „deutsche“ Sicht der Dinge und sucht in einer verwickelten und widersprüchlichen Situation in einer Art kritischer Selbstbefragung Klarheit zu erlangen. Dabei reicht der Spannungsbogen von persönlichen Erlebnissen: „Wie ich den odsun/die Vertreibung gesehen habe“ bis zu bilanzierenden Einschätzungen wie „Sollen wir uns entschuldigen?“ oder „Mögen wir die Deutschen? Fürchten wir sie?“. Škrábek kann für sich in Anspruch nehmen, keinem heiklen Thema ausgewichen zu sein und parteiische Urteile vermieden zu haben.

Dabei präsentiert er Fakten, die nicht allgemein bekannt sein mögen, z.B. dass unter der nationalsozialistischen Herrschaft „mehr Sudetendeutsche verhaftet und eingekerkert und später auch hingerichtet“ wurden als in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Ebenso haben die Kommunisten „mehr Kommunisten für längere Zeit ins Gefängnis gebracht, als die bourgeoise Republik, und sie haben auch viele Kommunisten hingerichtet – die erste Tschechoslowakei dagegen keinen einzigen“ (S. 283 f.).

Man muss vermutlich einen Lebensweg wie Josef Škrábek haben, um sich dennoch als Optimisten bezeichnen zu können, wie er es tut: Er war 1958 in der ČSR wegen Mitgliedschaft in einer illegalen christdemokratischen Gruppierung zu einer Haftstrafe von sieben Jahren verurteilt worden, nachdem ihm bereits die Beendigung seines Studiums an der Hochschule für Politik und Wirtschaft in Prag verweigert worden war. Nach 18 Monaten Gefängnis wurde er vorzeitig rehabilitiert, musste sich aber fortan als Arbeiter durchschlagen.

Die Formulierung Josef Škrábeks: „auf beiden Seiten gibt es Menschen, die Informationen über Greuelthaten, die von den eigenen Leuten am anderen Volk begangen wurden, ablehnen“ (S. 447), zeigt, wie klar er die Hindernisse für die Annäherung gesehen und im eigenen Werk überwunden hat. Václav Havel schreibt in seinem Geleitwort zu diesem Buch, dass er es jedem empfehle, „der gründlicher und ohne Vorurteile Aufschluss und Belehrung über unsere gemeinsame Geschichte finden möchte“ (S. 9).

München

Volker Strebel

Spurný, Matěj u. a. (Hgg.): Proměny sudetské krajiny [Wandlungen der Sudetenlandschaft].

Nakladatelství Českého lesa, Domažlice 2006, 238 S., 181 Abb.

Der Band „Wandlungen der Sudetenlandschaft“ ist die zweite Veröffentlichung der tschechischen Bürgerinitiative Antikomplex, die im Jahr 1998 in Prag von Stu-

dierenden gegründet wurde. Die Initiative um Matěj Spurný wurde durch ihr erstes Projekt „Zmizelé Sudety“ (Das verschwundene Sudetenland) sowohl in Tschechien als auch in Deutschland bekannt. Diesem lag die Idee zugrunde, die Veränderung der Sudetengebiete durch Gegenüberstellung zweier Fotografien des gleichen Ortes vor den Vertreibungen von 1945 und in seiner heutigen Gestalt zu dokumentieren. Als Ausstellung konzipiert, liegen die Ergebnisse ebenfalls in Buchform vor; 2006 erschien bereits die sechste aktualisierte Auflage.

In der neuen Publikation hat Antikomplex nun eine Reihe namhafter Autoren versammelt, um die Veränderungen der Landschaft nicht nur aus historischer, sondern auch aus architektonischer, ökologischer und kommunalpolitischer Perspektive zu erfassen. Ziel sei es, so die Herausgeber, den Menschen für die Diskussion über die Entwicklung in den Sudetengebieten Argumente an die Hand zu geben, die ihnen helfen, Investitionen und Entwicklungsprogramme in einer Form einzusetzen, die der historischen Landschaft entspreche und eine weitere Zerstörung verhindere.

Das Buch besteht aus vier aufeinander aufbauenden Teilen. Auf zwei einleitende Texte von Matěj Spurný und Ivan Dejmál, dem ehemaligen Umweltminister der Tschechischen Republik, folgt der Abschnitt „Kulturlandschaft als europäisches Phänomen“. Das anschließende Kapitel „Landschaft und Gesellschaft der Sudeten vor 1945“ geht auf die deutschen Bewohner und ihr Verhältnis zur Landschaft ein. Erst danach folgen mit den Kapiteln „Untergang – Wandlung der Sudetenlandschaft als unumkehrbarer Prozess“ und „Neues Leben – Wandlung der Landschaft und Gesellschaft der Sudeten als Prozess mit offenem Ende“ die Hauptthemen des Buches: Studien zu den Fehlern der Siedlungspolitik der kommunistischen Zeit sowie Perspektiven einer positiven zukünftigen Entwicklung.

Da es vorwiegend um Veränderungen der Landschaft geht, wird in der Einleitung zunächst eine Definition des Begriffs „Sudeten“ vorgenommen. Matěj Spurný geht dabei historisch vor und zeigt, dass diese Bezeichnung im 18. und 19. Jahrhundert hauptsächlich von Geografen, Biologen und Geologen auf den Gebirgszug zwischen Böhmen, Mähren und Schlesien angewendet worden war. Allerdings habe sich zur gleichen Zeit der Begriff „Bewohner der Sudeten“ entwickelt, der sich mit fortschreitender nationaler Polarisierung nur noch auf die deutschen Bewohner der böhmischen Länder bezogen habe. Erst im 20. Jahrhundert, nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie, habe er seine politische Dimension erhalten, die dann durch Konrad Henlein und die „Sudetendeutsche Heimatfront“ radikalisiert worden sei. Trotz dieser historischen Hypothek und aufgrund seiner zahlreichen Facetten haben sich die Herausgeber dagegen entschieden, den Begriff „Sudeten“ durch andere Termini wie etwa „Grenzgebiete“ zu ersetzen.

Anschließend führt Ivan Dejmál in die europäische Siedlungsgeschichte ein, indem er die Entwicklung der ländlichen Siedlungen zum industriellen Ballungsgebiet nachzeichnet. Besonderen Stellenwert misst er in diesem Zusammenhang der Frage bei, warum die Menschen die Bindung zum „Boden“ verloren hätten. Den Hauptgrund dafür sieht er in der industriellen Revolution und der dadurch gewachsenen Unabhängigkeit der Stadtbevölkerung von dem sie ernährenden Umland. Die Entwicklung der Sudeten stellt Dejmál zufolge nur eine der möglichen Varianten des allgemeinen europäischen Musters dar.

Im folgenden Themenblock wird der Begriff der „Kulturlandschaft“ diskutiert. Der Architekt Miroslav Baše stellt die Frage, ob er auf heutige Verhältnisse überhaupt noch anwendbar sei, und wenn nicht, unter welchen Bedingungen und auf welche Weise er erneuert werden könnte. Hieran knüpft Ivan Plicka, ebenfalls Architekt, an, der anhand von Beispielen aus verschiedenen Städten und Gemeinden die Architektur der Zeit vor 1945 mit der heutigen vergleicht. Er präsentiert fünf Vorschläge zur Verbesserung der aktuellen Situation, unter anderem plädiert er für eine klare Festlegung der Grenzen zwischen Siedlungen und Kulturlandschaft, für eine intensivere Nutzung der bestehenden Strukturen und für die Erneuerung und den Schutz historischer Wege.

Die Landschaft und die Gesellschaft der Sudeten vor den Vertreibungen werden anschließend in drei Artikeln analysiert. Der Kulturwissenschaftler Petr Mikšiček geht auf die politische Situation der Deutschen in der Ersten Tschechoslowakischen Republik ein, deren Probleme er hauptsächlich auf das Desinteresse der Regierung in Prag an ihren deutschsprachigen Bürgern zurückführt. Als Beispiel hierfür dient ihm der Hinweis auf ein fehlendes deutschsprachiges Radioprogramm im tschechoslowakischen Rundfunk, aber auch die Tatsache, dass trotz hoher Arbeitslosigkeit kein Wirtschaftsminister jemals die deutschen Industriegebiete besucht hat.

Im folgenden Abschnitt „Untergang – Wandel der Sudetenlandschaft als unumkehrbarer Prozess“ werden die Folgen der Vertreibung der deutschen Bevölkerung und die dadurch verursachten Schäden von Landschaft und Gesellschaft behandelt. Hervorzuheben ist hier der Beitrag „Vergessene Erinnerungsplätze“ des Verlegers Zdeněk Procházka. Unter Zuhilfenahme von Abbildungen schildert er eindrücklich die Zerstörung von Erinnerungsorten in den Grenzgebieten, die das kommunistische Regime anordnete, um die Spuren der vorherigen Bewohner zu verwischen. In seinem zweiten Beitrag konzentriert sich Procházka auf den Umgang mit Kirchen und Friedhöfen. Das Kapitel wird wiederum von Ivan Dejmal abgeschlossen, der in einer „Geschichte der industriellen Revolution“ am Beispiel der Stadt Brůx/Most, die dem Braunkohletagebau weichen musste, exemplarisch die Schäden dokumentiert, die durch die forcierte industrielle Entwicklung verursacht wurden.

In den folgenden neun Artikeln kommen die positiven Wandlungen der letzten Jahre zur Sprache, ein Beweis dafür, dass die Veränderungen keineswegs ausschließlich negative Auswirkungen haben. Miroslav Lapka, Soziologe und Ökologe, geht etwa auf die Regeneration der Natur in den Grenzgebieten ein und stellt provokativ die Frage, ob diese Wildnis den Menschen überhaupt benötige. Dem gleichen Thema widmet sich Stanislav Wieser, ebenfalls Ökologe. Er konzentriert sich jedoch vor allem auf die ehemaligen Truppenübungsplätze. Auf deren Gelände sei zwar das kulturelle Erbe unwiederbringlich zerstört worden, zugleich sei es aber eher nebenbei gelungen, wertvolle Naturreservate zu schaffen, die heute zu den Reichtümern der Tschechischen Republik zählen. Die weiteren Artikel beschäftigen sich mit neuerer Architektur, geretteten Erinnerungsorten, die zum touristischen Kapital der Sudeten geworden sind, sowie den Menschen, die heute in den Sudeten leben.

Mit der vorliegenden Publikation kann Antikomplex seinem guten Ruf als Aufklärer, der gesellschaftliche Tabuthemen aufgreift, erneut gerecht werden. Gerade

dadurch, dass das Buch den Fokus nicht allein auf die Zerstörung richtet, sondern auch den Wiederaufbau und aktuelle Entwicklungen in den Blick nimmt, wird der mit „Zmizelé Sudety“ eingeschlagene Weg konsequent weiterverfolgt. In der tschechischen Gesellschaft löst der Begriff „Sudety“/„Sudetenland“ nach wie vor eine Mischung aus Schuldgefühlen, Ablehnung und Neugier aus. Antikomplex geht unverkrampft, offen und kritisch mit der Geschichte und den Problemen dieser Region um und trägt damit zu einer Entdämonisierung der Thematik bei. Sicherlich wären weite Teile des Buches auch für eine deutsche Leserschaft interessant, bisher ist es jedoch nur auf Tschechisch erhältlich.

Düsseldorf

Marco Zimmermann

Schroubek, Georg R.: Studien zur böhmischen Volkskunde. Herausgegeben und eingeleitet von Petr Lozoviuk.

Waxmann, Münster u. a. 2008, 237 S. (Münchner Beiträge zur Volkskunde 36).

Am 6. April 2008 ist Georg R. Schroubek, der Nestor der „böhmischen Volkskunde“ deutscher Zunge, in seinem Alterssitz in Lindau am Bodensee verstorben. Die von Petr Lozoviuk kurz zuvor herausgegebene Sammlung von Schroubeks wichtigsten „Studien zur böhmischen Volkskunde“ wurde so unversehens zum Kenotaph, zur Erinnerung an diesen auch persönlich so verehrungswürdigen Gelehrten.

In seiner Einleitung skizziert der jüngst in Prag habilitierte, in Dresden wirkende Volkskundler Petr Lozoviuk treffend das Spannungsfeld zwischen tschechischer und „deutschböhmischer“ Volkskunde; gerade diese Disziplin diene auf beiden Seiten der ethnoemanzipatorischen Auseinanderentwicklung, ja der „Distanzproduktion“. Auf deutschböhmischer bzw. sudetendeutscher wie auf tschechischer Seite sah die Volkskunde die volkserzieherische Funktion als einen Teil der Aufgabe des Faches.

Der Autor der Beiträge des vorliegenden Bandes wird als jemand vorgestellt, der sein Fach interethnisch vergleichend im Sinne einer übergreifenden „böhmischen Volkskunde“ verstanden habe, eine Fachrichtung, die es, so Lozoviuk, „gar nicht gebe“ – es sei denn in der Person von Schroubek selbst. Lozoviuk wirft einige Schlaglichter auf seine eigene soeben erschienene Habilitationsschrift, in der er eine umfassende Geschichte der deutschsprachigen Volkskunde in Böhmen vorlegt, die er von der österreichischen, der tschechischen und der des Deutschen Reiches bzw. seiner Nachfolgestaaten unterscheidet.

Der Hauptteil des Bandes enthält erneut abgedruckte, am ersten Veröffentlichungsort oft nur schwer aufzufindende Aufsätze Schroubeks, die in drei Gruppen gegliedert sind: Studien zu deutschböhmischen Themen, Studien zur Geschichte der volkskundlichen Forschung, Studien zu deutsch-tschechischen Beziehungen. Diese Einteilung ist pragmatisch und soll dem Band eine Struktur geben; für die Verflechtung der Arbeitsrichtungen Schroubeks spricht, dass man manche der hier nachgedruckten Arbeiten ebenso gut hätte anders sortieren können.

Auf die Einleitung folgt Schroubeks Überblick über die „Forschungsinteressen der deutschen und der tschechischen Universitäts-Volkskunde in Prag“ unter dem sprechenden Titel „Isolation statt Kommunikation“. Das distanzierte Verhältnis zwischen beiden in den böhmischen Ländern wohnenden „Volksstämmen“ – so der

schöne Ausdruck aus der altösterreichischen Amtsterminologie – und, von Schroubek nicht vergessen, des jüdischen Elements, das aber aufgrund des biologistischen, kryptorassistischen Ansatzes von beiden Seiten weitgehend ausgeklammert wurde, hat vieles an möglichen interethnisch-vergleichenden Erkenntnissen verhindert, die sich für die Volkskunde als wesentlich hätten erweisen können.

Schroubek, der die Schuld für diese Abgrenzung klar bei beiden nationalen Wissenschaftskulturen verortet, konzentriert seine Kritik auf die eigene, die deutsche Seite, so etwa in den Beiträgen über „Regionalismus und Nationalismus in der deutschböhmisches Literatur 1918-1938“ und „Prag und die Tschechen in der deutschböhmisches Literatur. Volkskundliche Überlegungen zum nationalen Stereotyp“. Hier lernt man den sonst so freundlichen und verständnisvollen Verfasser als scharfen Kritiker kennen; beide Aufsätze haben ihm, dem Prager Deutschen, von Provinz- oder Randdeutschen aus den Sudetengebieten Kritik eingebracht, die aus Betroffenheit resultierte. Hierher gehört auch der Beitrag über „Die künstliche Region: Beispiel ‚Sudetenland‘“, in dem er den Begriff nicht nur terminologieschichtlich, sondern auch in Hinsicht auf die politisch bedingte Konstruktion einer so heterogenen Identität untersucht und aufschlüsselt.

In gewisser Hinsicht, schon enger an die Geschichte seines Faches angenähert, wären hier schließlich auch die beiden eher disziplingeschichtlichen Abhandlungen hinzuzufügen, die einerseits an der Gestalt von Joseph Georg Meinert die Frühgeschichte der Volkskunde in den böhmischen Ländern exemplifizierten, andererseits anhand der Vorlesungsverzeichnisse der deutschen Prager Universität wissenschaftsgeschichtliche und regionale Aspekte der dortigen Volkskunde nachverfolgten.

Etwa die Hälfte der Aufsätze dieses Bandes behandelt im eigentlichen Sinne volkskundliche Themen: Erinnerungsberichte im Rahmen der Volksprosa, subjektive Geschichtserfahrung in der Erzählung eines Lebensschicksals, Schwankmotive, „die böhmische Köchin“ oder das Nebeneinander bürgerlicher und bäuerlicher Lebensformen in einer Marktgemeinde. Als gemeinsamer Nenner bei diesen ganz verschiedenartigen Beiträgen scheint dem Nicht-Ethnologen, dass die Gegenstände nicht vereinzelt und deskriptiv um ihrer selbst willen behandelt werden, sondern mit einem komparatistischen Zugang, der über das unmittelbare Thema hermeneutisch hinausweist, meist auch auf die interethnisch-vergleichende Ebene.

Dass Georg R. Schroubek, dessen wissenschaftliches Profil aus diesem Auswahlband eindrucksvoll deutlich wird, einige Jahre vor seinem Tode gemeinsam mit seiner Frau einen Großteil des Vermögens für die Förderung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Völkern und Kulturen des östlichen Europa gestiftet hat (den gewichtigsten Teil davon bildet der an der Ludwig-Maximilians-Universität angesiedelte „Schroubek Fonds Östliches Europa“), hat ihn zu guter Letzt auch als Wissenschaftsmäzen erwiesen, der das Ziel seiner eigenen lebenslangen Forschungstätigkeit, das Hinarbeiten auf ein besseres Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen, auch über seinen Tod hinaus bei der jungen Generation unterstützt.

Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945.

Siedler, München 2008, 430 S., zahlr. Abb.

Andreas Kossert, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut in Warschau, wendet sich in seinem jüngsten Werk „Kalte Heimat“ der Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945 zu. Kossert ist ein Kenner des ehemaligen deutschen Ostens, der Monografien über „Masuren. Ostpreußens vergessener Süden“ (2001) und „Ostpreußen. Geschichte und Mythos“ (2005) veröffentlicht und sich intensiv mit den Identitätskonstrukten der einst dort lebenden Bevölkerung auseinandergesetzt hat („Preußen, Deutsche oder Polen? Die Masuren im Spannungsfeld des ethnischen Nationalismus 1870–1956“ [2001]).

Während die vertriebenen Deutschen in historischen Untersuchungen zur Nachkriegszeit meist nur eine Nebenrolle spielen, stellt Kossert diese Gruppe in den Mittelpunkt und erörtert ihr Schicksal in den west- und ostdeutschen Besatzungszonen bzw. in den beiden deutschen Staaten nach 1945/49. In seinem mit zahlreichen Abbildungen und Literaturzitate angereicherten Werk erzählt der Autor die in weiten Teilen äußerst bedrückenden Erfahrungen der Zwangszuwanderer nach ihrer Ankunft. Sachlich, mit Empathie und ohne die vorangegangenen Verbrechen Deutschlands und des Nationalsozialismus unerwähnt zu lassen, plädiert er dafür, die Vertriebenen als Opfer zu begreifen. Kosserts Opferbegriff beschränkt sich dabei nicht auf die unmittelbar mit Flucht und Vertreibung verbundenen Erfahrungen, sondern bezieht auch die Ablehnung, Hartherzigkeit und die mangelnde Solidarität ein, die die Einheimischen ihren vertriebenen Landsleuten entgegenbrachten (S. 15). Diese Verhaltensmuster waren laut Kossert nicht auf die unmittelbare Nachkriegszeit begrenzt. So schildert er die deutsche Nachkriegsgeschichte bis zur politischen Wende von 1989/90 als Kontinuität der Ausgrenzung der von der Aufnahmegesellschaft durchweg als Fremde wahrgenommenen vertriebenen Deutschen. Diese Ausgrenzung habe mit der Ankunft der Zwangsmigranten eingesetzt, sei durch die Schlussstrichmentalität der „Wirtschaftswundergesellschaft“ fortgesetzt worden und habe im Zuge des sich allmählich entwickelnden „Täterbewusstseins“ und der neuen Deutschen Ostpolitik in den 1960er/70er Jahren eine neue, ideologisch motivierte Qualität erhalten. Das Ende des Kalten Krieges biete nun die Chance für einen Perspektivwechsel, um „die ideologischen Gräben zuzuschütten und sich der Zäsur zu widmen, die die Ankunft der Vertriebenen für Deutschland darstellt und es so nachhaltig prägte wie kaum ein Ereignis zuvor“ (S. 15). Es ist ein Anliegen Kosserts, mit der entideologisierten Erinnerung an Flucht und Vertreibung den Blick auf die Herkunftsgebiete der Vertriebenen zu lenken, die einen wesentlichen – im kollektiven Gedächtnis aber fast vergessenen – Anteil an der deutschen Kultur und Geschichte haben (S. 17f.).

Anhand von Quellen, die Kossert aus der großen Fülle der in den letzten Jahrzehnten erarbeiteten Studien zur Vertriebenen- bzw. Integrationsgeschichte (darunter zahlreiche Regional- und Lokalstudien) und aus belletristischen und autobiographischen Werken zusammengetragen hat, zeigt er, dass die Vertriebenen auf massive Ablehnung stießen. Mitunter sahen sie sich krassen Vorurteilen ausgesetzt. Der

Autor weist nach, dass rassistische Kategorien, mit denen der Nationalsozialismus noch kurz zuvor Menschen aus „dem Osten als rassistisch gemischte Untermenschen“ gebrandmarkt hatte, bruchlos auf die Flüchtlinge und Vertriebenen übertragen wurden (S. 71). So diffamierten die Südschleswiger die mehrheitlich ostpreußischen Flüchtlinge „sowohl rassenmäßig als auch in kultureller und geistiger Hinsicht“ als „artfremd“, als „Mulattenrasse“ und „Mischlinge“ (S. 75). Diese die Zwangszuwanderer herabwürdigenden Zuschreibungen setzten Einheimische als Argumente gegenüber den britischen Besatzern ein, um die Abschiebung der Vertriebenen aus Südschleswig zu erwirken (S. 74) – ähnliche Verhaltensweisen sind auch aus anderen Landesteilen bekannt.

In den westlichen wie auch in der östlichen Besatzungszone nahm man die Zwangszuwanderer in erster Linie als lästige Bittsteller wahr. Die Bereitschaft, freiwillig mit den Vertriebenen zu teilen, war sehr gering. Unterschwellig waberte stets der verletzte Generalverdacht, der das mangelnde Mitgefühl zu rechtfertigen schien: „Wenn das anständige Leute gewesen wären, hätte man sie nicht vertrieben!“ (S. 131). Dieselbe Funktion der Selbstentlastung hatte die pauschale Diskreditierung der Vertriebenen als Nazis (S. 42).

Oft bekamen die Heimat- und Obdachlosen erst durch das energische Eingreifen der Besatzungsmacht ein Dach über dem Kopf. Widerstand gegen die Zwangseinweisungen wurde geahndet: Im Landkreis Sulzbach-Rosenberg verurteilte das Militärgericht zwei Hauseigentümer zu einer Gefängnisstrafe und zu einem Zwangsaufenthalt in einem Vertriebenenlager – mit fünfzig Pfund Gepäck und ohne Sonderbehandlung (S. 64). Gleichwohl bleibt die herausragende Rolle der Besatzer in Bezug auf vertriebenenpolitische Maßnahmen bei Kossert unterbelichtet. Weichenstellend wirkte z. B. das kompromisslose und unnachgiebige Drängen der Westalliierten auf die juristische und politische Gleichstellung von Vertriebenen und Einheimischen. Die Besatzer sorgten im Rahmen ihrer Demokratisierungspolitik dafür, dass Vertriebene schon relativ früh in den politischen Gestaltungsprozess eingebunden wurden. Interessenvertreter aus Flüchtlings- und Vertriebenenkreisen wirkten an der Formulierung der von den Besatzern wiederholt zugunsten der Zuwanderer redigierten Flüchtlingsgesetze der Westzonen mit sowie an den Vorläufern der vornehmlich auf die Vertriebenen zielenden bundesrepublikanischen Sozialhilfegesetze: dem Soforthilfe-, Lastenausgleichs- und Bundesvertriebenen-gesetz. Von dieser aktiven politischen Mitgestaltung durch die Zuwanderer lesen wir bei Kossert nichts. Lediglich in einem ausführlichen Zitat spiegelt sich der Aufbauwille der Ankömmlinge wider (S. 85 f.).

Kossert kritisiert, dass in der Nachkriegszeit unter Integration „rein bürokratisch-zweckrationales Handeln“ verstanden worden sei, wobei ausschließlich materialistische Vorstellungen den Maßstab ihres Gelingens bildeten (S. 13 f.). Kosserts These von der durchgängig „kalten Heimat“ ist so nicht haltbar. Problematisch ist, dass der Verfasser sowohl bezüglich des täglichen Zusammenlebens als auch bezüglich der politischen Bewältigung der Herausforderungen der Nachkriegszeit einem Schwarz-Weißbild verhaftet bleibt, das Vertriebene und Einheimische als strikt voneinander getrennte Gruppen beschreibt. Tatsächlich aber gab es zahlreiche Berührungspunkte – etwa hinsichtlich konfessioneller, weltanschaulicher bzw. parteipolitischer Über-

zeugungen. An diese gemeinsame Basis ließ sich anknüpfen; die regional unterschiedlichen Ausprägungen der jeweiligen Milieus stellten kein unüberbrückbares Hindernis dar. Bald agierten Vertriebene neben Einheimischen in Interessen- und Zweckgemeinschaften, in Koalitionen und Vereinen. Auch die politischen Parteien boten Anknüpfungsmöglichkeiten. Es ist zwar richtig, dass sich die CDU/CSU als „Partei der Einheimischen“ (S. 180) präsentierte; doch sobald die Besatzer die Öffnung der Parteien für die Vertriebenen erwirkt hatten, engagierten sich diese parteipolitisch: So wie Wenzel Jaksch, Volkmar Gabert und Martin Hirsch in der SPD mitwirkten, waren die Unionsparteien die natürliche politische Heimat von Hans Schütz und Hans Lukaschek.

Ohne ihre integrative Leistung bei der Verwandlung der „kalten Heimat“ angemessen zu würdigen, nennt Kossert kommunale Patenschaften, Kulturinstitutionen, Vertriebenensiedlungen und vor allem die Kirchen als Agenturen der Integration. Diese Funktion räumt Kossert auch den Vertriebenenverbänden ein. Das Kapitel über die Verbände ist allerdings harmonisierend überzeichnet; problematische Themen werden unzureichend erörtert oder ganz ausgeblendet: So ist es beispielsweise fraglich, ob das Banner mit der Aufschrift „Nach Ostland wolle wi riden“, das die „Deutsche Jugend des Ostens“ 1952 beim Vredener Stadtjubiläum vor sich hertrug, mit dem Hinweis auf die darin zum Ausdruck gebrachte Erinnerung an die mittelalterliche Ostkolonisation angemessen erklärt ist (S. 130). Entbehrten diese Zeilen wirklich jeglichen Gegenwartsbezugs im Sinne einer erneuten Landnahme? Zwar werden personelle Kontinuitäten an einzelnen führenden Verbandsfunktionären gezeigt (S. 182 f.); hingegen ist weder für die Problematisierung von Geschichtsklitterungen in Verbandspublikationen und von rechtsradikalen Entgleisungen der Vertriebenenpresse noch für die Pflege nationalistischer Symbole Platz. Die Verantwortung für die gesellschaftliche Ausgrenzung der Vertriebenenverbände sucht Kossert vor allem in der „Doppelstrategie“, die die Parteien gegenüber den Vertriebenen verfolgten (S. 165): Aus wahltaktischen Gründen hätten diese die zunehmend realitätsfernen Rückkehrforderungen der Verbände unterstützt; die ostpolitische Wende habe die Vertriebenen unvorbereitet getroffen.

In einem eigenen Kapitel beleuchtet Kossert die Situation in der SBZ/DDR (S. 193-228). Mit Blick auf die Sowjetunion und die sozialistischen Bruderstaaten war den Vertriebenen dort jegliche Klage über erlittenes Unrecht untersagt, Sonderleistungen blieben ihnen verwehrt. Schon früh propagierte die DDR die Bodenreform, die Teil des gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozesses war, als Schlüssel der gelungenen Integration ihrer circa zwei Millionen „Neubürger“. Diese wurden gezwungen, in der Öffentlichkeit über ihre Herkunft und ihre Erfahrungen als „Umsiedler“ zu schweigen; die Erinnerungen wurden privatisiert und überdauerten im Familiengedächtnis. Doch selbst in der DDR gab es Nischen: Bis 1961 war es DDR-Bürgern möglich, an Vertriebenentreffen in Westdeutschland teilzunehmen, im brandenburgischen Dorf Zinna kam es zu einer geschlossenen Ansiedlung sudetendeutscher „Antifa-Umsiedler“, in Thüringen gründeten Gablonzer 1945 die „Bijou. Schmuck und Glaswaren eGmbH“ und die Schmuckwarengenosenschaft „Gablona“, die bis in die zweite Hälfte der 1960er Jahre ihre deutschböhmisches Identität bewahren konnten.

Flucht, Vertreibung, den Schock über die unsolidarische Aufnahme und das ausgeprägte gesellschaftliche Desinteresse der 1960er bis 1980er Jahre macht Kossert verantwortlich für seelische Verletzungen und psychische Erkrankungen, die sich bis in die dritte Generation vererbt haben (S. 323 ff.). Selbst in der eigenen Familie konnten die sich nach der „alten Heimat“ sehnenen Vertriebenen nicht auf Verständnis hoffen; dieser Sehnsuchtsort blieb der nachfolgenden Generation oftmals verschlossen.

Erst in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre trieben Vertreter einer reuigen politischen Linken (Grass, Vollmer, Schily) den Perspektivenwechsel voran. Kossert skizziert diesen anschaulich anhand der autobiografischen Romane von Petra Reski. Diese beschreibt in „Ein Land so weit“, wie sie ihre ostpreußische Großmutter des Revanchismus verdächtigt habe, da diese stets stur von Danzig statt von Gdańsk sprach:

Ich korrigierte sie ebenso unerbittlich wie folgenlos. Dies war Teil meines Kampfes gegen die Revanchisten: Jeden, der Danzig sagte, hielt ich für einen heimlichen Heim-ins-Reich-Deutschen, jeden, der vergaß, vor Ostpreußen das Wort „ehemalig“ einzufügen, für einen unbelehrbaren Deutschland-Deutschland-über-alles-Deutschen. Sie hatten schließlich den Krieg angefangen, da schien es mir nur gerecht, dass sie ihre Heimat verlassen mussten. (S. 284)

Als Reski nach dem Ende des Ost-West-Konflikts gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Tante in die schlesische Heimat reist, bemerkt sie einen neuen Blick auf die eigene Familiengeschichte und die Vertriebenenproblematik insgesamt; in „Meine Mutter und ich“ schämt sie sich „für mein kleines, hartes Kinderherz, das nichts von Schlesien wissen wollte“ (S. 335).

Hat man Kosserts über 400 Seiten starkes Buch gelesen, muss man es zunächst einmal beiseite legen, um den Kopf von den darin geschilderten Verletzungen zu befreien. Bedrückende Ausgrenzungserfahrungen fehlen zwar in keiner Untersuchung zur Vertriebenenpolitik, doch der Autor kompiliert sie anschaulich in einer bisher nicht gekannten Dichte. Er plädiert nachdrücklich dafür, den Vertriebenen zuzuhören, ihre Geschichten aufzuzeichnen, ihre Kultur zu bewahren und ihren Schmerz zur Kenntnis zu nehmen (S. 344 ff.). An Kosserts durchweg souverän und gut lesbar geschriebener Untersuchung stört neben den oben genannten Kritikpunkten, dass der „unbewältigte Schmerz“ und der Opfertopos das Buch von der ersten bis zur letzten Seite dominieren. Diese Perspektive würdigt nicht den konstruktiv gestaltenden Anteil der Vertriebenen am Aufbau Nachkriegsdeutschlands; sie vermag nicht zu erklären, wie es gelang, dass die Vertriebenen heute einen integralen Bestandteil der Gesellschaft bilden. Gleichwohl leistet Kosserts „Kalte Heimat“ einen wichtigen Beitrag zur Versachlichung der Debatte um einen angemessenen Erinnerungsort von Flucht, Vertreibung und Integration.

Marktobendorf

Karin Pohl

Zidek, Petr/Sieber, Karel: Československo a subsaharská Afrika v letech 1948-1989 [Die Tschechoslowakei und das Subsaharische Afrika in den Jahren 1948-1989].

Ústav Mezinárodních Vztahů, Praha 2007, 322 S.

Nachdem Petr Zidek vor einiger Zeit die Politik der Tschechoslowakei gegenüber den vormals unter französischer Kolonialherrschaft stehenden Ländern während der

Jahre 1948 bis 1968 untersucht hatte,¹ legen er und Karel Sieber gemeinsam nun erstmals eine Analyse der tschechoslowakischen Afrikapolitik für den gesamten Zeitraum der kommunistischen Tschechoslowakei vor.

Im Grundlagenteil (S. 12 ff.) werden Afrikakonzepte sowie eine Periodisierung vorgestellt. Als Quellenbasis dient den Autoren insbesondere Archivmaterial aus dem Archiv des Zentralkomitees der KPTsch sowie Material des tschechoslowakischen Außenministeriums. Sehr aufschlussreich sind die Lageberichte der Auslandsvertretungen, die in der Darstellung immer wieder zitiert werden. Für die Zeit der 1960er Jahre sind zahlreiche Dokumente erhalten, wohingegen für die 1970er und 1980er Jahre kaum Quellen zu eigenen afrikapolitischen Konzeptionen vorliegen, da die „normalisierte“ Tschechoslowakei außenpolitisch nach 1968/1969 voll unter sowjetischer Kontrolle stand (S. 18).

Staaten, die sich im Zuge der Dekolonisierungsphase neu gründeten, wurden von der Tschechoslowakei in der Regel sofort anerkannt, verbunden mit dem Angebot, diplomatische Beziehungen aufzunehmen. Bereits vor der Unabhängigkeit einzelner Staaten war die Prager Führung in Afrika engagiert gewesen. Eine Taktik dabei war, linksgerichtete Unabhängigkeitsbewegungen nach Möglichkeit auch mit Waffen zu unterstützen. Kämpfern aus Guinea-Bissau unter Amílcar Cabral wurden beispielsweise schon 1961 konkrete Waffenlieferungen zugesagt (S. 95). Cabral kooperierte so eng mit der ČSSR, dass er unter dem Decknamen „Sekretár“ (Sekretär) sogar für den tschechoslowakischen Geheimdienst arbeitete und Informationen über seine Partei sowie andere afrikanische Politiker preisgab. Unterstützung wurde aber auch auf dem zivilen Sektor gewährt, hier müssen insbesondere die Ausbildung von Facharbeitern und Stipendien für Studenten genannt werden. Allerdings war die Aufnahme von Studenten nicht immer förderlich, da viele von ihnen vom real existierenden Sozialismus enttäuscht waren. So kamen die Studenten aus Mali laut einem Bericht „antisozialistisch“ (S. 148) eingestellt in ihre Heimat zurück, da sie in der ČSSR rassistischen Anfeindungen ausgesetzt gewesen waren. Ähnlich erging es auch Schülern aus Sambia oder Simbabwe. Der sambische Student Frank Chibeza wurde 1964 bei einer offensichtlich rassistisch motivierten Tat aus dem fahrenden Zug Praha-Poděbrady geworfen und überlebte schwer verletzt (S. 226). Solche Fälle konnten sich zur dauerhaften Belastung der bilateralen Beziehungen entwickeln.

Bei allen diplomatischen Bemühungen um die afrikanischen Länder muss allerdings betont werden, dass diese während des gesamten Untersuchungszeitraums – mit Ausnahme des Prager Frühlings – eng an Moskau gebunden waren. Beim Ausbau der Beziehungen zu Benin mussten sich die örtlichen tschechoslowakischen Diplomaten erst bei ihren sowjetischen Verbündeten rückversichern, wie groß der Einfluss der Volksrepublik China oder Nordkoreas im Land sei (S. 51). Die ČSSR befand sich also immer im Spannungsfeld zwischen westlichen wie fernöstlichen Akteuren. Dort, wo der Westen sich intensiv engagierte, konnten die kommunistischen Staaten schwer Fuß fassen. Auffallend ist die starke Position der ehemaligen französischen Kolonialmacht, auch nach der Unabhängigkeit ihrer Kolonien: Der

¹ Zidek, Petr: *Československo a francouzská Afrika. 1948-1968* [Die Tschechoslowakei und das französische Afrika. 1948-1968]. Praha 2006.

Staatschef von Côte d'Ivoire (Elfenbeinküste), Félix Houphouët-Boigny, stellte seinen Antikommunismus offen zur Schau (S. 186). Andere Länder wie etwa Gabun, in denen die Zusammenarbeit mit dem sozialistischen Lager auch innenpolitisch auf Ablehnung stieß, behaupteten, aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen keine entsprechenden Auslandsvertretungen einrichten zu können (S. 68).

Einige Staaten entwickelten sich jedoch zu treuen Verbündeten des sowjetischen Blocks und speziell der Tschechoslowakei, die sie mit Waffen versorgte. Zu diesen Ländern zählten Angola, Äthiopien und Moçambique. Sehr intensive Beziehungen bestanden aber auch zu Guinea, Ghana, Uganda, Nigeria sowie Sambia. Im Falle Angolas und Moçambiques wurden die linksorientierten Unabhängigkeitsbewegungen massiv mit Waffen unterstützt. So konnte die angolansische MPLA nur mit Hilfe kubanischer Truppen und tschechoslowakischer Munition an die Macht kommen (S. 31). Kämpfer aus Moçambique waren schon zehn Jahre vor der Unabhängigkeit des Landes dankbare Empfänger von Waffenlieferungen. Zu Äthiopien existierten bereits unter Kaiser Haile Selassie enge Wirtschaftsbeziehungen. Dieser wurde 1959 sogar Ehrendoktor der Prager Karlsuniversität und besuchte im selben Jahr die Tschechoslowakei (S. 56 f.). Mit der Machtübernahme durch den marxistisch orientierten Mengistu Haile Mariam geriet Äthiopien unter sowjetischen Einfluss. Auch mit tschechoslowakischer Hilfe baute der äthiopische Diktator die größte Armee des Kontinents auf, wobei sich parallel dazu seine Schulden auf türmten. Bis 1984 hatte ihm allein die ČSSR etwa 850 Millionen Kronen geliehen, wobei in dieser Summe auch jene Posten enthalten waren, mit denen das riesige Wasserkraftwerk Melka Wakana finanziert wurde (S. 65). Das Engagement der Ostblockstaaten führte in dieser Region zu der paradoxen Situation, dass Äthiopiens Rivale und Nachbar Somalia ebenfalls massiv mit Waffen und weiterem Material unterstützt wurde. Der somalische Diktator Siad Barre griff Äthiopien 1977 an und brach daraufhin mit der Sowjetunion. Nicht nur in Somalia, auch in Ghana zeigten sich negative Auswirkungen tschechoslowakischer Waffenlieferungen: So war 1962 auf den ghanaischen Diktator Kwame Nkrumah, der mit dem Ostblock in enger Verbindung stand, ein Attentatsversuch verübt worden. Sprengstoffexperten aus Prag stellten später fest, dass das Bombenmaterial wohl aus einer tschechoslowakischen Waffenlieferung stammte, die 1959 nach Guinea gesandt worden war (S. 71).

Tschechoslowakische Diplomaten waren insbesondere an jenen Standorten gefragt, an denen sich die UdSSR nicht direkt betätigen wollte oder konnte. Sambia unter Kenneth Kaunda wollte sich beispielsweise an keine Großmacht binden und unterhielt daher lediglich zu „kleinen Staaten“ engere Beziehungen. Dort entwickelte sich die ČSSR zum Statthalter Moskaus, wohingegen die sambischen Politiker fälschlicherweise von einer autonomen tschechoslowakischen Außenpolitik ausgingen (S. 229 f.). Die tschechoslowakische Vertretung in Lusaka fungierte vor 1975 als wichtige Anlaufstelle für Unabhängigkeitskämpfer aus Angola, Moçambique und Südrhodesien/Simbabwe. Eine ähnliche Position hatte Prag auch im Apartheidregime in Südafrika inne, dem ideologischen Feind auf dem Kontinent. Trotz politischer Differenzen entwickelten sich fruchtbare wirtschaftliche Beziehungen zu Südafrika. Daher wollte die Tschechoslowakei ihr dortiges Generalkonsulat keinesfalls schließen (S. 101). Aufgrund internationalen Drucks zogen sich immer mehr

Staaten diplomatisch zurück, und als bereits polnische und sowjetische Diplomaten das Land verlassen hatten, verblieb als einzige Einrichtung der Ostblockstaaten die tschechoslowakische Vertretung (S.99). Da die südafrikanischen Kommunisten (SACP) aber beharrlich bei den tschechoslowakischen Diplomaten intervenierten, wurde das Konsulat schließlich geschlossen. Die SACP erhielt trotz des Rückzugs weiterhin Unterstützung, doch fehlten nun notwendige Transportkanäle. Den Vorschlag der Untergrundkämpfer, Sprengstoff in Form von präpariertem Spielzeug zu liefern, lehnte Prag allerdings entschieden ab (S. 106).

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass sich die Tschechoslowakei vor allem im waffentechnischen Bereich stark engagierte. Waffen aus der ČSSR waren praktisch überall auf dem Kontinent zu finden. Insbesondere nach Attentaten auf afrikanische Führer blühte die militärische Zusammenarbeit auf. Dabei zögerte Prag nicht, sich auch in innere Angelegenheiten einzelner Länder einzumischen, wie etwa im nigerianischen Bürgerkrieg/„Biafra-Krieg“ 1967-1970 (S. 167 ff.). Die Auslandsvertretungen dienten nicht nur als Stützpunkte für Geheimdienstaktivitäten, sondern auch als Anlaufstellen für waffenhungrige Rebellen unterschiedlichster Couleur. Obwohl die Prager Diplomaten auch auf die ideologische Ausrichtung ihrer Gesprächspartner achteten, waren doch wirtschaftliche Eigeninteressen oftmals wichtiger als politische „Bruderschaft“. So unterhielt man mit dem eher westlich orientierten Nigeria unter Yakubu Gowon und seinen Nachfolgern intensive wirtschaftliche Beziehungen, da Nigeria aufgrund seines Ölreichtums ein zahlungskräftiger Geschäftspartner war.

Als tschechoslowakische Botschaften von überregionaler Bedeutung kann man diejenigen in Kairo (Ägypten), Conakry (Guinea), Akkra (Ghana), Lusaka (Sambia) sowie Addis Abeba (Äthiopien) bezeichnen. Doch gerade im diplomatischen Bereich handelte die Prager Außenpolitik oftmals schlicht dilettantisch. So konnte zum Beispiel in Moçambique erst 1980, fünf Jahre nach der Unabhängigkeit des engen Verbündeten, eine Botschaft errichtet werden (S. 154). Auch bei der absurden Verhaftung und Verurteilung des tschechischen Arztes Dr. Zbyněk Kozel durch guineische Behörden offenbarten sich der „Zynismus und die Unfähigkeit der tschechoslowakischen Außenpolitik zu Beginn der Normalisierungsperiode“ (S. 91): Die tschechoslowakische Botschaft in Conakry zeigte sich in dieser Sache alles andere als engagiert (S. 93); Dr. Kozel konnte erst 1975 nach vier Jahren Haft freikommen.

Zídek und Sieber legen ein fundiertes, durchgehend mit Zitaten aus Originaldokumenten angereichertes Werk vor. Die unterschiedlichen Facetten des tschechoslowakischen Engagements werden gut herausgearbeitet und zuweilen auch in einen weltpolitischen Zusammenhang gesetzt. Leider bieten die Autoren nach der Darstellung der einzelnen Länder keine Zusammenfassung oder kritische Bewertung des tschechoslowakischen Engagements an. Hier hätte auch eine finanzielle Bilanz gezogen werden können. Wünschenswert wäre zudem ein kleiner Bildteil mit Faksimileabdrucken und Fotos von gegenseitigen Staatsbesuchen gewesen. Nicht zuletzt wäre für die Leser, die nicht schwerpunktmäßig zu Afrika arbeiten, eine Karte des afrikanischen Kontinents mit eingezeichneten Auslandsvertretungen sicher hilfreich.

Trotzdem bleibt festzuhalten, dass jene Wissenschaftler, die sich mit der tschechoslowakischen Afrikapolitik näher auseinandersetzen wollen, in Zukunft an die-

sem Werk nicht vorbeikommen werden. Aber auch der Leser, der mehr über das Funktionieren eines kommunistischen diplomatischen Apparats erfahren will, wird im Werk von Zidek und Sieber fündig.

München

Martin Pavlík

Vaněk, Miroslav/Mücke, Pavel/Pelináková, Hana: Naslouchat hlasům paměti: Teoretické a praktické aspekty orální historie [Den Stimmen der Erinnerung lauschen: Theoretische und praktische Aspekte der Oral History].

Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 2007, 224 S.

Vaněk, Miroslav/Urbášek, Pavel (Hgg.): Vítězové? Poražení? Politické elity a disent v období tzv. normalizace. Životopisná interview. [Sieger? Besiegte? Politische Eliten und der Dissens in der Zeit der so genannten Normalisierung. Biografische Interviews].

Prostor, Praha 2005, 2 Bde., 1970 S.

Seit dem Wintersemester 2008/2009 gibt es an der Karlsuniversität Prag einen neuen Studiengang: „Oral History – Zeitgeschichte“. Da dafür eine Aufnahmeprüfung vorgesehen ist, muss es für die Kandidaten ein Lehrwerk geben, mit dessen Hilfe sie sich auf die schriftlichen und mündlichen Tests vorbereiten können. Dieses liegt nun pünktlich vor und steht sogleich auf Platz eins der Pflichtlektüreliste für die Prüfung. In einem Land, in dem Aufnahmeprüfung gleich Auswendiglernprüfung ist, sind einem solchen Werk die Verkaufserfolge gesichert. Wohl auch in Hinblick auf seinen offensichtlichen Zweck ist der Band gleichsam vom Tonfall her eher ein Skript für Studierende als ein wissenschaftliches Methodenwerk. Auch das lockere Schriftbild mit Zeichnungen zum Thema sowie fett gesetzte „Merkwörter“ im Stil eines Lehrbuches verfestigen diesen Eindruck.

Vom Aufbau her orientiert sich der Band, dessen drei Autoren alle am „Centrum Orální Historie“ (Zentrum für Oral History) des Instituts für Zeitgeschichte der tschechischen Akademie der Wissenschaften beschäftigt sind, an den bisherigen Lehrveranstaltungen von dessen Leiter Miroslav Vaněk. So beginnt der Text sinnvollerweise mit der Frage danach, was Oral History ist. Übersichtsartig wird im zweiten Kapitel ihre Entwicklung in unterschiedlichen Ländern dargestellt. Die relativ junge Geschichte der Oral History in Tschechien wird an dieser Stelle ausreichend thematisiert – dies ist sicherlich eines der verdienstvollsten Kapitel des Bandes, welches nicht nur bei tschechischen Studierenden, sondern eventuell auch einmal in einer Übersetzung als Einzelpublikation beim nichttschechischen Publikum auf Interesse stoßen dürfte. Interessant ist, dass im folgenden Kapitel über Gedächtnis und Erinnerung stärker als in den anderen vor allem tschechische und slowakische Literatur rezipiert wird, was im Hinblick auf die Beispiele sicherlich sinnvoll ist, ein wenig jedoch den internationalen Forschungsstand verkennt. So werden etwa die Weiterentwicklungen der Gedanken von Maurice Halbwachs durch Aleida und Jan Assmann, insbesondere das Konzept des kulturellen und kommunikativen Gedächtnisses, oder durch Daniel Bertaux und Isabel Bertaux-Wiame zur Perspektive von Erinnerungen ebensowenig erwähnt wie etwa die Forschungen von Harald Welzer zum Familiengedächtnis, allesamt richtungsweisend auch für die Oral History.

Bevor ausführliche Kapitel sich der praktischen Phase von Oral History widmen, gehen die Autoren noch einmal grundsätzlich auf die Lebensgeschichte als Ego-Dokument ein, und zwar im Besonderen auf die Fragen von Struktur und Chronologie, womit sie sich bereits der Praxis nähern.

Es folgen auf knapp 40 Seiten nun ausführliche Beschreibungen des Prozesses der Quellengenerierung vom Konzipieren eines Projektes über das Ermitteln und Kontaktieren der Interviewpartner bis hin zu den Phasen des Interviews. Auch über die technische Ausstattung sowie das nachfolgende Transkribieren wird ausführlich berichtet. Den sehr nützlichen, im Anhang befindlichen Bogen „Tipps für Interviewer“ hätte man ruhig auch in diesem Teil platzieren können, vermittelt er doch ein gutes Bild davon, was einen bei einem Interview erwarten kann, und stellt eine sinnvolle Checkliste im Vorfeld eines jeden Gesprächs dar. In Bezug auf diese praktischen Fragen erweist sich der Band als ein unabdingbares Vademekum für jeden ungeübten Interviewer und sucht seinesgleichen in der deutschsprachigen Literatur – da haben es die deutschen Studierenden eindeutig schwerer.

Dem inhaltlich wichtigen Punkt der Interpretation allerdings wird – verglichen mit den eher technischen Kapiteln – verhältnismäßig wenig Platz eingeräumt. Hier drängt sich die Vermutung auf, dass das Buch vor allem dazu dienen soll, Quellen (bzw. im ersten Schritt versierte Interviewer) zu produzieren, die die inzwischen bereits beachtliche Interviewsammlung des Zentrums für Oral History weiter wachsen lassen können. Ein imposantes Beispiel aus dieser Sammlung, die zweibändige Publikation „Vítězové? Poražení? Politické elity a disent v období tzv. normalizace. Životopisná interview“, hat es verdient, an dieser Stelle erwähnt zu werden. Im Rahmen des Projekts „Politische Eliten und der Dissens in der Zeit der so genannten Normalisierung“ entstanden 120 Interviews mit Angehörigen der kommunistischen Nomenklatura auf der einen, Regimegegnern auf der anderen Seite, von denen 50 in ihrem vollständigen Wortlaut publiziert wurden. Das 1970 Seiten dicke Werk wurde in einer Umfrage der Zeitschrift „Dějiny a současnost“ (Geschichte und Gegenwart) 2005 verdient zum Buch des Jahres gewählt. Die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit wird das Zentrum erneut auf sich ziehen, da es für 2010 die Internationale Oral-History-Konferenz nach Prag geholt hat. Eine tschechische „Geburt der Zeitzeugen“ äußert sich jedoch nicht nur in den Aktivitäten des Zentrums, sondern auch in Initiativen anderer Organisationen des Landes (so etwa die Ende 2008 online gegangene Plattform www.pametnaroda.cz).

Zurück zum sechsten Kapitel über Analyse und Interpretation: Dieses ist den praktischen Aspekten nachgeordnet, was sich anbietet, zumal es der chronologischen Folge der Arbeit des „Oral Historian“ entspricht, erst zum Schluss zu interpretieren. Ein großes Defizit – neben seiner Knappheit – stellt es aber dar, dass dieses Kapitel nur einen theoretischen Zugang bietet. So fehlen gerade an dem Punkt, an dem die meisten empirisch arbeitenden „Anfänger“ zum ersten Mal an ihre Grenzen stoßen, klare und praktische Hinweise. Die Autoren begnügen sich damit, vier Analysemethoden kurz vorzustellen. Sie verweisen lediglich auf einen Autor je Methode (im Stil: hermeneutisches Verfahren siehe Gadamer), versäumen es aber, praktische Beispiele anzuführen oder zumindest auf Literatur hinzuweisen, in der Oral-History-Quellen solchen Methoden unterzogen wurden. Sie hätten nicht lange

in fremdsprachiger Literatur danach suchen müssen (obwohl sie dort leicht fündig geworden wären – gehen doch einige einschlägige deutsche Autoren in ihren Kapiteln über Interpretation so vor¹), sondern hätten durchaus legitim auch auf die Interpretationsleistungen ihres eigenen Zentrums hinweisen können, ist es ihnen doch gelungen, einen Teil der 2005 erschienenen oben genannten Interviews in einer nachfolgenden Publikation² einem kritischen interpretativen Blick zu unterziehen. Gerade daran hätte man wunderbar aufzeigen können, welche spannenden Wege eine Interpretation eröffnet, welche neuen und multiperspektivischen Herangehensweisen an das Material sie zulässt und wie ein und dasselbe Interview zu zahlreichen Schlüssen anregen kann. Es herrscht somit ein Ungleichgewicht zwischen den sehr ausführlich gehaltenen Kapiteln über das Führen von Interviews und dem eher dünnen Kapitel über Analyse und Interpretation. Auch im sehr sinnvollen und lobenswerten Anhang finden sich Beispieldokumente zur Interviewführung sowie zu rechtlichen Fragen, nicht jedoch zur Interpretation. All das verfestigt den Eindruck, dass sich der Band auf Oral History „zwischen Methode und Fach“ (S. 12) konzentriert, dabei aber vernachlässigt, dass Oral History ganz sicher auch eines ist: Quelle. Und zwar eine solche, an deren Produktion wir als Interviewer beteiligt sind und die uns eo ipso vor die Aufgabe stellt, sie zu interpretieren – ohne dabei unsere Rolle bei ihrer Entstehung zu vergessen, also: Quellenkritik zu üben.

Ärgerlich, vor allem für diejenigen, die tiefer in die Materie einsteigen möchten, ist die große Anzahl von Fehlern im bibliografischen Apparat. Angefangen von uneinheitlicher Zitierweise über fehlende und falsche Angaben (vor allem in der nicht tschechischsprachigen Literatur) bis hin zu solch groben Fehlern, wie dem, dass die Grounded Theory tschechisch auch als „Glass-Straserova metoda“ (S. 132) bezeichnet wird (obwohl die Väter der Methode in der betreffenden Fußnote korrekt Glaser und Strauss genannt werden!). Wenn allerdings der seit 2006 amtierende Präsident der Internationalen Oral History Gesellschaft Alistair Thomson an drei Stellen im Buch (S. 9, 217, 217) drei unterschiedliche Schreibweisen seines Namens ertragen muss, so sollte spätestens dies den Studenten kein Vorbild mehr sein. Wegen der zahlreichen redaktionellen Unzulänglichkeiten drängt sich der Eindruck auf, dass das Werk zügig zum Start des neuen Studiengangs erscheinen sollte. Es ist zu hoffen, dass es bis zu den nächsten Aufnahmeprüfungen zu einer neuen, überarbeiteten Auflage kommen wird. Doch trotz der genannten Mängel wäre auch deutschen Studierenden ein solch praktisch erklärendes, freundlich aufgemachtes Lehrbuch zu wünschen. Denn es macht Lust auf Oral History.

¹ Vgl. etwa *Fuchs-Heinritz*, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden 2005. – *Wierling*, Dorothee: Oral History. In: *Mauver*, Michael (Hg.): Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft. Stuttgart 2003, 81-151.

² *Vaněk*, Miroslav (Hg.): Mocní? bezmocní? Politické elity a disent v období tzv. normalizace. Interpretační studie životopisných interview [Mächtige? Ohnmächtige? Politische Eliten und Dissens in der Zeit der so genannten Normalisierung. Eine Studie zur Interpretation der lebensgeschichtlichen Interviews]. Praha 2006.

Kovařík, David: Proměny českého pohraničí v letech 1958-1960. Demoliční akce v českém pohraničí se zřetelem k vývoji od roku 1945 [Change in the Czech Borderlands 1958-1960. The Dismantling Program in the Czech Borderlands, in Particular Developments Since 1945].

Prius, Brno 2006, 107 S. (Studijní materiály výzkumného projektu Komunistické Československo na přelomu 50. a 60. let 3).

Academic and popular interest in the post-war fate of the Czechoslovak borderlands has been steadily growing since the 1990s. Following the expulsion of close to three million Germans in 1945 and 1946, Czechoslovak officials struggled to repopulate the cleansed borderlands with Czechs, Slovaks, and others. Though it was successful in many cities and towns, hundreds of villages remained partially or entirely empty of human inhabitants. Abandoned structures littered the borderlands well after the Communist seizure of power in 1948, posing what the communist government considered a safety and security hazard. The 1950 creation of a two kilometer security zone along the borders of Austria and the two Germanies added to the stock of ruins, which numbered in the tens of thousands by the mid-1950s. In this short, but thorough book, David Kovařík outlines the efforts of the Czechoslovak administration to inventory and then demolish the remainders of the former population in the borderlands.

During and after the expulsion of Germans in 1945/46, the Czechoslovak Settlement Office (Osídlovací úřad) directed new settlement to strategic industrial cities and the most fertile farmland of the borderlands. It proved much harder to entice settlers to populate remote and mountainous areas that ringed the borders with the Germanies, Poland, and Austria. As Kovařík points out, the former German inhabitants had over generations carved out narrow economic and cultural niches in those often hardscrabble regions. Czech and Slovak settlers had little taste for or knowledge of the local ecologies and economies of the mountainous borderlands, instead gravitating to adjacent lowlands where jobs were plentiful and property more valuable. Aware that there was little hope of settling many of the borderland villages, the Settlement Office worked with other agencies to develop new uses for them, including for military purposes and reforestation. The related National Land Fund (Národní pozemkový fond) was charged with removing relicts of settlement on agricultural land, but it proved unable to muster the bureaucratic or financial means necessary to undertake large-scale demolition.

With the heightening of Cold War tension in 1950, the government created the two kilometer border security zone and turned the demolition mandate over to the Ministry of Interior (Ministerstvo vnitra), whose internal security role made it the most effective bureaucratic force in Czechoslovakia. The Interior Ministry began demolition efforts in 1952, though most ruins still remained after efforts ceased in 1953. A second wave of demolitions occurred in 1957, though the vast majority came in 1959/60. Ironically, technological advances and easing international tensions made border security less of a concern in the late 1950s. Instead, Communist officials were more worried about international public opinion, as tourists visiting from Austria and West Germany were publishing pictures of abandoned and decaying structures

located in the former Sudetenland. The 1959/60 demolitions focused first on structures bordering Austria and visible from highways and railroads connecting to Austria, East Germany, and West Germany. During this third wave of demolitions, work brigades leveled 37698 structures, at tremendous cost, both financial and human. Some, but nowhere near all, of the cost was recovered by selling off salvaged materials. On the whole, the Interior Ministry considered this last push a success. Kovařík is more doubtful, noting that structures continued to decay in the borderlands, due to a shortage of population, inadequate investment in infrastructure, and enduring poverty.

This book is a useful, though limited, resource for scholars of the post-war resettlement of the Czechoslovak borderlands. It is primarily a bureaucratic history of the efforts to inventory and then remove abandoned structures. It contains a helpful collection of documents, in addition to a wealth of statistics. It does a good job elucidating a small, but important, piece of the much larger story of the post-war social, economic, political, and demographic transformation of Czechoslovakia's borderlands. It will be of note primarily to scholars and lay readers with a specialized interest in the borderlands.

Vancouver

Eagle Glassheim

Segert, Dieter: Prager Frühling. Gespräche über eine europäische Erfahrung.

Wilhelm Braumüller, Wien 2008, X, 242 S., zahlr. Abb.

Noch vor den zu erwartenden Sammelbänden anlässlich des 1968er Jubiläums hat der heute in Wien tätige Politikwissenschaftler Dieter Segert aus Gesprächen mit dem Osteuropahistoriker und einstigen Prager Reformkommunisten Michal Reiman ein vielschichtiges Buch zusammengestellt. Es ist keine systematische Analyse und beschränkt sich auch nicht auf den tschechoslowakischen Reformprozess der 1960er Jahre. Beider Interesse am Gegenstand ist primär lebensgeschichtlich bedingt, bei Segert, eine Generation jünger als Reiman, noch ungebrochener, während dieser deutlich von seiner Verbitterung gegenüber dem Regime geprägt ist und auch problemlos vom Totalitarismusbegriff Gebrauch macht. Das Gespräch geht oft von elementaren Verständnisfragen aus und wird hie und da um Zeitdokumente wie das Aktionsprogramm der KPTsch vom Februar/April 1968 ergänzt, auf die hin Reiman als Protagonist und Zeitzeuge befragt wird.

Leider fehlt dem Text oft die Präzision, auch weil der Herausgeber sich mit dem gesprochenen Wort begnügt und auf Korrekturen und Straffung verzichtet. Sprachlich lassen die Ausführungen ebenfalls zu wünschen übrig, und die Schreibweise der tschechischen Ausdrücke ist stellenweise katastrophal (Dološka, Přzemysl, Ludvíg, Sežtity, Perštíně-Strasse und viele mehr).

Das Gespräch bezieht sich über den „Frühling“ hinaus auf das wechselvolle Schicksal von Reimans Vater, des deutsch-tschechoslowakischen Kommunisten und Parteiideologen der ersten Stunde Paul/Pavel Reiman, der immer äußerst rück-sichtsvoll behandelt wird. Von Interesse sind in diesem Zusammenhang Details aus der Zeit des Slánský-Prozesses, aber auch der folgenden Rehabilitierungen. Hier setzt Reiman den Beginn seiner eigenen Wandlungen vom gläubigen Kommunisten

zum aktiven Reformier und schließlich – seit 1976 – Emigranten an. Lesenswert sind dabei die Erinnerungen an die mit der Ausreise verbundenen Schikanen seitens des Normalisierungsregimes. Vom eigentlichen Reformprozess (dessen primär ökonomischer Hintergrund aber kaum ins Blickfeld gerät) interessiert die Charakterisierung Dubčeks und der übrigen Führungsfiguren (Srnkavský, Kriegel, Mlynář), für die Reiman zusammen mit weiteren jungen Dozenten der Parteihochschule 1968 als Berater tätig war. Dubčeks Grenzen werden sichtbar, z. B. die nicht erkannte Chance, sich noch nach Unterzeichnung des Moskauer Protokolls im August durchdacht zu wehren; auch 1988 glaubte er (in einem Wiener Gespräch mit Reiman) noch an die Reform der KP als Voraussetzung jeder Wandlung. Der selbst kulturell und persönlich stark sowjetisch geprägte Reiman erzählt von den Schwierigkeiten mit russischen Emigranten, auch mit ehemaligen Moskauer Freunden, und weist auf die Unterschiede zwischen der tschechoslowakischen und der Gorbatschowschen Reform hin; vor allem stellt er das Fehlen einer bis heute nur schwach entwickelten russischen Zivilgesellschaft fest.

Dem nicht immer einvernehmlichen, etwas beiläufigen Gespräch über Eurokommunismus, den historischen Stellenwert des Sozialismus (dessen positive Aspekte und heutige Aktualität vor allem Segert betont), über Vorbehalte gegenüber dem „Schwarzbuch des Kommunismus“, aber auch Václav Havel, die Rolle Jelzins und Putins, linke Politik heute, die Unverzichtbarkeit von Utopien, Defizite der deutschen Demokratie usw. fehlt leider meist die analytische Schärfe. Manches hätte durch eine kritische Redaktion der Texte behoben werden können.

Berlin

Bedřich Loewenstein

Fuchs, Gerhard: Ein Sechsstaaatenbürger. Teil II/2: Als deutscher Historiker mit Böhmen verbunden (1953-2006).

Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2007, 223 S.

Die Entwicklung der Osteuropaforschung in der DDR ist ein bislang kaum erschlossenes Thema. Während in den letzten Jahren, im Kontext der Auseinandersetzung mit der Geschichte des eigenen Faches, eine ganze Reihe von Sammelbänden zur westdeutschen Ost- und Osteuropaforschung und speziell auch zur historischen Tschechoslowakeiforschung erschienen ist, hat deren ostdeutsches Pendant nur sehr vereinzelt Aufmerksamkeit gefunden.

Umso wertvoller sind biografische Zeugnisse der Vertreter dieser Fachdisziplin in der DDR wie der 2007 erschienene dritte Teilband der Memoiren des Leipziger Historikers Gerhard Fuchs.¹ Fuchs blickt hier auf seine Berufsjahre seit 1953 zurück, die im Wesentlichen mit dem Auf-, Um- und Ausbau des Faches Osteuropäische Geschichte an den Universitäten der DDR zusammenfallen und mit der Abwicklung nach der Wende von 1989 enden, die von Fuchs' Kollegen und Schülern kaum einer unbeschadet überstanden hat.

¹ Vgl. auch die ersten beiden Bände *Fuchs, Gerhard: Ein Sechsstaaatenbürger. Teil I: Jugend in Böhmen. Leipzig 1998* und *Erwachsen in Sachsen. Neubeginn 1946-1953 (Ein Sechsstaaatenbürger Teil II/1). Leipzig 2001.*

Der Bericht ist ein sehr persönliches Zeugnis, Fuchs' Biografie mit ihren Brüchen und dem stark aus dem eigenen Erleben begründeten politischen Engagement ist doch zugleich für seine Generation charakteristisch: 1928 im westlichen Erzgebirge in eine deutsch-tschechische Familie hineingeboren, erlebt Fuchs als Schuljunge die Nazifizierung seines Heimatortes Bleistadt (Oloví), wird zum begeisterten Hitlerjungen und im Krieg als Flakhelfer eingesetzt. Im Herbst 1946 wird die Familie nach Sachsen ausgesiedelt. Der Neubeginn in der SBZ ist überaus schwierig, doch nach verschiedenen Hilfsarbeitertätigkeiten erhält Fuchs die Möglichkeit, in Halle das Abitur nachzuholen. Diese Chance, die auf eine frühe bildungspolitische Offensive der SED zurückgeht – aus dem Volksstudenten-Programm, an dem er teilnimmt, werden nach Gründung der DDR die Arbeiter- und Bauernfakultäten –, prägt seinen weiteren Werdegang und seine politische Entwicklung nachhaltig. Dank verschiedener Stipendien kann der mittellose Umsiedler studieren, nach kurzer Zeit ist er an der Hallenser Universität in zahlreiche Aufgabenfelder eingebunden. Das eigene wissenschaftliche Interesse richtet sich, nach einer Abschlussarbeit zur Reformationsgeschichte, auf die Zeitgeschichte, weil – so der junge Assistent am Lehrstuhl von Leo Stern – diese die Probleme der Gegenwart am besten erklären könne (S. 15). So ist die Wahl des Dissertationsthemas „Tschechische und Deutsche Antifaschisten in der ČSR“ dem aufrichtigen Anliegen geschuldet, ein den alten Topoi von Volkstumskampf und Unterdrückung der Deutschen entgegen gesetztes Geschichtsbild zu schaffen.

Die Beschäftigung mit der Geschichte der Tschechoslowakei erweist sich aber in der DDR – und das ist der wissenschaftsgeschichtlich interessanteste Aspekt an Fuchs' Erinnerungen – als durchaus schwieriges Terrain. In den frühen Jahren fehlt es schlicht an Kontakten, an institutionellen Verbindungen und Strukturen, die Studienaufenthalte und Archivbesuche im immerhin befreundeten Ausland ermöglichen. Aber auch nach der Gründung der Historikerkommission zwischen DDR und ČSR im Jahr 1955, der Einrichtung des Leipziger „Instituts für die Geschichte der europäischen Volksdemokratien“ und analoger Forschungsstellen etwa an der neu entstandenen Akademie der Wissenschaften in Prag, gestalten sich Austausch und Zusammenarbeit phasenweise sehr mühsam. Fuchs verortet die Gründe dafür „ganz oben“, also in der Politik der KPTsch und der SED. Während die ersten Vorböten der Reform in der Tschechoslowakei bald „kritische und schöpferische Unruhe“ in der dortigen Geschichtswissenschaft hervorrufen (S. 73) und zu einer zunehmend offeneren Auseinandersetzung mit den stalinistischen Paradigmen führen, bewegt sich in der DDR so gut wie nichts.

Diese Auseinanderentwicklung hat für die DDR-Historiker wie auch für Fuchs persönlich empfindliche Folgen: Zum einen lässt das Interesse der Kollegen in der Tschechoslowakei an DDR-Kontakten spürbar nach. Die in der DDR festgeschriebene „nationale Grundkonzeption“ der Geschichte erscheint den tschechoslowakischen Historikern als ebenso inakzeptabel wie die intellektuelle Abschottung gegenüber dem Westen, aber auch der mangelnde Austausch mit den sozialistischen Nachbarländern.

Einen Fortschritt in diese Richtung erhofft sich Fuchs von dem geplanten mehrbändigen „Abriß der Geschichte der europäischen Volksdemokratien“, für deren

Länderkapitel auch Mitarbeiter in Polen und der Tschechoslowakei gewonnen werden können. Der „Abriß“, obgleich an den neuralgischen Punkten in der Übersetzung bereits geglättet, gerät für Fuchs zum Stolperstein. Seit 1963 hatte es „an oberster Stelle“ in der DDR (S. 88) Vorbehalte gegenüber der Zusammenarbeit mit tschechischen Wissenschaftlern gegeben, der „Abriß“ scheint diese Befürchtungen nun in vollem Umfang zu bestätigen: Fuchs und seine Mitautoren werden beschuldigt, „revisionistische Positionen von tschechoslowakischen Historikern“ (S. 103) aufgenommen und die Grundthesen der DDR-Historiografie missachtet zu haben. Der Verdacht, am Leipziger Institut habe eine parteifeindliche Gruppe oder Plattform gewirkt, wird laut. Schließlich erhält Fuchs „nur“ eine Bestrafung wegen „partei-feindlichen Verhaltens“ (wird also nicht aus der SED ausgeschlossen), was neben „Bewährungseinsätzen“ eine Degradierung an der Universität und den Ausschluss aus der Historikerkommission bedeutet – und für lange Jahre keine Reise in die Tschechoslowakei.

Ereignisse der großen Politik bestimmen die Entwicklung der folgenden Jahre: Einerseits führt die militärische Niederschlagung des reformsocialistischen Experiments in der Tschechoslowakei dazu, dass die Wissenschaftskontakte mit der DDR zeitweilig praktisch eingestellt werden. Andererseits kommt es in der DDR nach dem Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker zur Abwendung von einer auf die DDR fixierten Geschichtsschreibung und damit sehr schnell zu einer Aufwertung des Faches „Geschichte der sozialistischen Länder Europas“. Fuchs – seit 1976 Professor – kann die Neugestaltung des Faches an seiner Universität wesentlich mitprägen. Auch in die – inzwischen personell umgestaltete – Historikerkommission kehrt er zurück. Ein gewisses Ungleichgewicht bleibt dieser Kommission jedoch zueigen: Auf Drängen der tschechoslowakischen Sektion findet nur noch alle zwei Jahre eine Konferenz der Kommission statt; und als Mitte der 1980er Jahre in der UdSSR die Perestrojka beginnt, sind es erneut die Kollegen in der ČSSR, die rasch zu einer weitgehenden Kritik ihres Faches gelangen, während sich die Historiker der DDR vorsichtiger an den Abbau der herrschenden Dogmen machen (S. 169-178).

Das abschließende Kapitel der Memoiren von Gerhard Fuchs „In der Bundesrepublik Deutschland“ spiegelt große Enttäuschung, Desillusionierung und auch die Verletzungen wider, die die kaltschnäuzige Art, in der er und die meisten seiner Kollegen an der Universität „abgewickelt“ wurden, bei ihm hinterlassen haben. Möglicherweise ist es dieses Erlebnis, das andere belastende Situationen im Rückblick in ein vergleichsweise mildes Licht taucht: So etwa die Paranoia, mit der in der DDR auch manche der treuesten Staatsdiener überwacht und aufgrund mitunter absurder Indizien als „unzuverlässig“ eingestuft wurden, wie es auch Fuchs in seiner Zeit als Referent im Staatssekretariat für Hochschulwesen in Berlin Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre geschah, oder das erwähnte Parteiverfahren, das enge Kollegen gegen ihn führten. Sicher ist dieses Urteil aber auch der grundsätzlichen Überzeugung geschuldet, dass die DDR ein lohnendes und viel zu früh verloren gegebenes Projekt war. Fuchs macht daraus, wie aus seiner skeptischen Haltung etwa zum Prager Frühling oder der neuen Bundesrepublik und ihrer Außenpolitik, kein Geheimnis.

Man muss sich diesen Einschätzungen und den mitunter etwas schematischen Gegenüberstellungen von Ost und West nicht anschließen, um seine Biografie mit großem Gewinn zu lesen. Auch weil gerade in den beiden Bänden, die die Studien- und Berufsjahre schildern, so vieles enthalten ist, was droht, in Vergessenheit zu geraten, oder im Westen niemals bekannt war: Anfängen von den in den späten 1940er und frühen 1950er Jahren durchaus noch bestehenden wissenschaftlichen Kontakten zwischen Ost- und Westdeutschland über die Stimmung unter den Studenten, die den Krieg erlebt hatten und mit großem Ernst an ein „besseres Deutschland“ glaubten, und die berechtigte Irritation über den mangelnden Elitenwechsel im westlichen Deutschland bis hin zu den zahlreichen Informationen über den Alltag eines parteitreuen Wissenschaftlers in der DDR, der auch Aufgaben wie politische Überzeugungsarbeit in West-Berlin, Einsätze in der Produktion und Ordnerarbeit bei drohenden Unruhen („Beatles fangen“ S. 99) bereit hielt.

Der stärkste Leseindruck aber bleibt die unauflösbare Verbindung von persönlichem Erleben, politischem Engagement und wissenschaftlichem Interesse. Sie begegnet uns hier in ihrer für die DDR typischen Form – aber ist auch ein Charakteristikum der Generation der um das Jahr 1930 Geborenen, die eine große Zahl explizit politisch denkender Historiker hervorgebracht hat.

München

Christiane Brenner

Srubar, Helena: Ambivalenzen des Populären. Pan Tau und Co. zwischen Ost und West.

UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2008, 399 S., zahlr. Abb. (Erfahrung – Wissen – Imagination 16).

Helena Srubar beschäftigt sich in ihrer Dissertation mit Fernsehserien für Kinder, die in den 1970er und 1980er Jahren in Koproduktion zwischen dem Tschechoslowakischen Fernsehen und dem Westdeutschen Rundfunk entstanden sind. Wie sie in ihrer Einführung feststellt, wurde das verblüffende Phänomen, dass Kinderserien, die in der sozialistischen Tschechoslowakei produziert wurden, auch in kapitalistischen Ländern sehr erfolgreich im Fernsehen liefen, bislang weder in Tschechien noch in Deutschland eingehender untersucht. Ihre Forschungen zu diesem Thema stützen sich auf eine breite Quellenbasis, insbesondere auf Materialien aus dem Archiv des Tschechischen Fernsehens und des Nationalen Filmarchivs in Prag; der Zutritt zum Archiv des Westdeutschen Rundfunks blieb ihr indessen verwehrt. Srubar sprach auch mit den Schöpfern der Serien und wertete die betreffende Presse beider Länder seit den 1970er Jahren aus.

Auf Basis des Archivmaterials legt die Autorin dar, aus welchen Gründen das Tschechoslowakische Fernsehen an einer Kooperation mit dem WDR interessiert war: Die Koproduktionen waren vor allem deshalb sehr vorteilhaft, weil der Kölner Sender die Finanzierung weitgehend übernahm, während die tschechoslowakische Seite den gesamten Stab und das Schauspielensemble stellte. Das ist ungewöhnlich, denn in der Regel sind bei solchen internationalen Produktionen alle teilnehmenden Länder an der Besetzung der Rollen beteiligt. Weiterhin war die Kooperation für die Tschechoslowakei auch aus propagandistischen Gründen vorteilhaft: Der sozialisti-

sche Staat konnte so dem kapitalistischen Ausland demonstrieren, welchen Rang und welch hohes Niveau das künstlerische Schaffen für Kinder im Sozialismus besitze; tschechoslowakische Kinderfilme gewannen in den 1970er und 1980er Jahren zahlreiche Auszeichnungen auf internationalen Festivals. Nicht zuletzt hat Helena Srubar auch aktuelle Äußerungen, die auf den Fanseiten von Fernsehserien im Internet zu finden sind, in ihre Untersuchung einbezogen. Die deutschen Zuschauer von einst schwelgen nostalgisch in ihren Kindheitserinnerungen an die tschechoslowakischen Serien. An dieser Stelle macht Srubar darauf aufmerksam, dass die kleinen Zuschauer von damals heute zur Generation der 30- bis 50-Jährigen gehören. Durch die Serien entwickelten sie eine positive Einstellung zur Tschechoslowakei – trotz der Unterschiede im politischen System –, die in gewissem Sinne bis heute anhält.

Die Gründe für den Erfolg tschechoslowakischer Kinderserien in der Bundesrepublik Deutschland ordnet die Autorin in einen breiteren Zusammenhang ein. Die Kooperation zwischen dem WDR und dem Tschechoslowakischen Fernsehen wurde von Gert K. Müntefering angeregt, seit 1963 als Dramaturg für das Kinderprogramm bei dem Kölner Sender zuständig. Sein Anliegen war es, das damals vorherrschende schulisch-didaktische und deshalb nicht besonders populäre Kinderfernsehen der ARD-Anstalten durch Sendungen zu ersetzen, die auf Unterhaltung, Humor und Phantasie setzten und in denen die reale mit einer Märchenwelt verbunden war. Diese Elemente fand er in den tschechoslowakischen Produktionen für Kinder wieder. Ende der 1960er Jahre nahm er Kontakt mit dem Regisseur Jindřich Polák und dem Drehbuchautor Ota Hofman auf, die daraufhin das Konzept für die Serie „Pan Tau“ entwickelten. Sie wurde von der westdeutschen Kritik sehr positiv aufgenommen und als Alternative zu den Kinderserien aus US-Produktion begrüßt. Der große Erfolg von „Pan Tau“ öffnete dann den Weg für weitere Koproduktionen.

Bei den Dreharbeiten musste darauf geachtet werden, dass die gezeigten Realien auch für westliche Zuschauer akzeptabel waren. So wohnen die Filmfiguren in eingeschossigen Villen, auch wenn das für Bürger der sozialistischen Tschechoslowakei nicht gerade die häufigste Wohnform war. Die Kostüme und Requisiten kamen zum Teil aus Westdeutschland.

Ausführlich analysiert Helena Srubar die Serien „Pan Tau“, „Die Besucher“ (tschechischer Titel: *Návštěvníci*) und „Die Märchenbraut“ (*Arabela*) anhand kulturwissenschaftlicher und kultursemiotischer Konzepte, die auf der Annahme des Konstruktionscharakters sozialer Realität beruhen, und bietet damit Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen. So betont sie, dass die Serien keineswegs völlig unpolitisch waren, sondern im Gegenteil Elemente der damals im Tschechoslowakischen Fernsehen üblichen Propaganda enthielten. Ein Beispiel dafür ist die Figur des Onkel Alfons in „Pan Tau“, der nach einigen Jahrzehnten im Ausland nach Prag zurückkehrt. In der Fremde hatte er Kontakte gemieden, was sich nach seiner Rückkehr in die Heimat zu ändern beginnt: Er hilft den Menschen in seiner Umgebung, gründet schließlich eine Familie und arbeitet an der Errichtung einer Plattenbausiedlung mit. Srubar macht hier deutlich, wie die damalige Vorstellung des kommunistischen Regimes von der Selbstverwirklichung des Menschen in der Gesellschaft auch in „Pan Tau“ Eingang gefunden hat. Ebenso verzichtet in der Serie

„Die Märchenbraut“ die Heldin Arabela am Schluss auf die Möglichkeit zur Rückkehr in die Welt der Märchen und entscheidet sich für ein Leben als Sterbliche mit allen Problemen des Alltags. Die Serie „Die Besucher“ wiederum spielt in einer fernen Zukunft, die Züge einer kommunistischen Gesellschaft trägt: Der Krieg ist überwunden, der technische Fortschritt dient nur friedlichen Zwecken. Die Menschen kennen kein Geld, jeder nimmt sich vom gemeinsamen Besitz nur das, was er benötigt. Dass das persönliche Lebensglück nicht durch materiellen Wohlstand bestimmt sei, wollen alle Serien vermitteln. Sie entfalten in ihren Figuren das Modell des „kleinen tschechischen Menschen“, der ein gutes Herz hat, sich in jeder Situation zu helfen weiß, über Sinn für Humor und Ironie verfügt und sein Glück im Kreise der Familie findet. Die Autorin weist aber darauf hin, dass die Serien ebenso Anhaltspunkte einer oppositionellen Lesart enthalten. Als oppositionell, nämlich unangepasst und unkonventionell, können die Figuren von Adam Bernau und Opa Drchlik in den „Besuchern“ verstanden werden: In ihrer Umgebung gelten sie als Sonderlinge. In „Die Märchenbraut“ erlauben es die Märchenfiguren, aus der Realität in eine andere Welt zu entfliehen. Und Pan Tau muss auf keine Grenze Rücksicht nehmen, sondern gelangt mühelos von einem Ort zum anderen.

Srubars Analysen bieten eine Reihe von Denkanstößen. Weit davon entfernt, sie als die einzig mögliche und richtige zu verstehen, präsentiert sie dem Leser ihre Sicht der Dinge und lässt ihm Raum für eigene Deutungen. In interessanter und anregender Form ergründet Helena Srubar somit die erfolgreiche Zusammenarbeit zweier Fernsehsender über die Systemgrenzen im geteilten Europa hinweg und zeichnet die daraus entstehenden politischen Implikationen bei der Produktion von Sendungen, die eigentlich nur der Unterhaltung von Kindern dienen sollten, nach.

Prag

Petr Bednařík

Segert, Dieter (Hg.): Postsozialismus. Hinterlassenschaften des Staatssozialismus und neue Kapitalismen in Europa.

Braumüller, Wien 2007, 219 S. (Studien zur politischen Wirklichkeit 18).

Dieter Segert zeigt mit seinem Band „Postsozialismus“ verschiedenste Herangehensweisen an die Hinterlassenschaften des Staatssozialismus und die neuen Kapitalismen in Europa auf. Die Klammer der Beiträge bilden einführende Überlegungen und ein abschließendes Resümee des Herausgebers selbst; dazwischen liegen zwei größere Kapitel: „Fallstudien“ und „Vergleichende Perspektiven“. Die Autoren und Autorinnen versuchen explizit, weder nur theoretische Problemstellungen abzuhandeln noch sich allein von länderspezifischem Forschungsinteresse leiten zu lassen, sondern beiden Polen gerecht zu werden. So sollen bisherige Schwachpunkte der Osteuropaforschung umgangen werden. Diese neige nämlich dazu, „entweder ein regionales Spezialistentum“ zu pflegen,

das die Bedeutung der regionalen Trends [...] für andere Gesellschaften außerhalb Osteuropas verkennt, oder aber eine theoriegeleitete Forschung, die in den Ländern der Region nur nach passenden Illustrationen für die eigenen Hypothesen sucht. (S. 214)

Der Begriff des „Postsozialismus“, auf den Segert in seiner Einleitung ausführlich eingeht, ist bar jeder euphemistischen Konnotation, sondern wird vielmehr als wert-

freies Analyseinstrument verwendet und soll schlicht darauf hindeuten, dass die „aus dem Sozialismus entstandenen Marktwirtschaften in wesentlicher Weise anders sind, als die vor 1989 entstandenen“ (S. 1). Der Staatssozialismus wiederum wird von Segert als „nachholende Modernisierung“ (S. 8 f.) verstanden, die zu den unterschiedlichsten Entwicklungen, denen sich dieser Band nähert, geführt hat.

Der erste Teil der Fallstudien widmet sich Ungarn (József Bayer), Russland (Petra Stykow), Rumänien (Tina Olteanu), Bulgarien (Michael Meznik) und Albanien (Egin Ceka), von denen – ohne dass mit dieser Auswahl eine Wertung verbunden sei – nur exemplarisch auf zwei Kapitel eingegangen werden soll.

So illustriert Petra Stykow anhand der neuen sozialen Gruppierung der Unternehmer in Russland – „eine soziale Kategorie, die den Bruch mit dem Staatssozialismus symbolisiert wie keine andere“ (S. 45) – einen besonderen Aspekt des Postsozialismus: radikale Veränderungen in den Wirtschaftssystemen und damit einhergehend neue Beziehungsgeflechte in der Gesellschaft. Der Staat habe einerseits bis dahin ungekannte Möglichkeiten zur schnellen Bereicherung geschaffen, andererseits aber bei der effektiven Bekämpfung von Bedrohungen für unternehmerisches Handeln versagt. Die Handlungsumwelt von Unternehmern werde heute durch die Unsicherheit ihrer Eigentums- und Verfügungsrechte bestimmt. Stykow skizziert die Herausbildung des privaten Unternehmertums – und in Verbindung damit des neuen Oligarchentums – im Verlauf der 1990er Jahre, eine Entwicklung, die sie als „tiefgreifend geprägt“ (S. 46) von den Hinterlassenschaften des Sozialismus ansieht. Damit meint sie nicht nur das alte Beziehungskapital, sondern auch die spätsozialistischen Perestrojka-Reformen, die die Existenzgrundlage für hunderttausende privatwirtschaftliche Unternehmen schufen. Nach einer luziden und überzeugenden Darstellung und Analyse der Wirtschaftsreformen, des Strukturwandels der Volkswirtschaft und der Folgen dieser Entwicklungen bilanziert Stykow das sozialistische Erbe als „zwiespältig“ (S. 59): Es sichere zwar elementare Stabilität von „Handlungsumwelten und Akteursidentitäten“ (ebd.), verlangsamt aber gleichzeitig den Systemwechsel.

Michael Meznik widmet sich in seinem Beitrag der geschichtspolitischen Auseinandersetzung und den Lustrationsbemühungen im Postsozialismus in Bulgarien. Die juristische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sei in Bulgarien äußerst dürftig ausgefallen, die einzige Ausnahme bilde die strafrechtliche Verfolgung von Spitzenvertretern des alten Regimes (S. 88). Doch wozu hat diese Form des Umgangs mit der Vergangenheit geführt? Meznik diagnostiziert ein „Gedächtnis der kommunistischen Periode“ (S. 89), schwankend zwischen „Nostalgie“ und „Amnesie“. Entsprechend werde die bulgarische Geschichtspolitik im Wesentlichen von zwei Erinnerungslagern betrieben, der kommunistischen Nachfolgepartei und der antikommunistischen Partei. Wie Meznik anschaulich zeigt, wurden ihre Positionen exemplarisch für den Prozess der gesellschaftlichen Aufarbeitung, der einerseits von der „Rhetorik der Verurteilung“, andererseits von einer „Rhetorik der geleugneten Schuld“ bestimmt werde. Diese Polarisierung erschwere nicht nur eine konstruktive Auseinandersetzung mit dem Vorgängerregime, sondern führe letztlich vielerorts zum Triumph der Amnesie über mögliche Modi der Erinnerung. Meznik zufolge zeigt sich hier eine Reaktion auf den besonderen Charakter des bulgarischen

Staatssozialismus, der die Neigung zur Instrumentalisierung der Geschichte begünstigt habe und nach wie vor eine rationale, nicht von Parteiinteressen dominierte Herangehensweise unmöglich mache.

Die Beiträge des zweiten Kapitels widmen sich in vergleichender Perspektive Ostasien und Osteuropa (Rüdiger Frank und Dieter Segert), einer konstatierten Dauerkrise in Osteuropa (Boris Kagarlitsky), Jugoslawien im Verhältnis zu den anderen postsozialistischen Ländern (Vedran Džihic) und der Transformation der Wirtschaftssysteme und verschiedenen daraus resultierenden Formen des Kapitalismus (Dorothee Bohle und Béla Greskovits).

Exemplarisch sei hier auf die Analyse Vedran Džihics eingegangen, die sich den spezifischen Ausgangsbedingungen Jugoslawiens im Postsozialismus widmet. Diese seien unter anderem der Tatsache geschuldet, dass dort bereits seit 1948 ein dritter, weitaus flexiblerer Weg sowohl in der Wirtschafts- als auch in der Außenpolitik beschritten wurde. Erklärungswert für die stark voneinander abweichenden Transformationsgeschwindigkeiten der ehemaligen jugoslawischen Teilrepubliken habe vor allem die Zeit vor 1991, weshalb diese auf die Besonderheiten ihres sozialistischen Erbes und den Umgang mit diesem untersucht werden müsse. So prägten die föderativen Dezentralisierungsprozesse Jugoslawiens nicht nur die Mobilisierung radikaler Nationalismen, sondern beispielsweise auch den raschen wirtschaftlichen Erfolg Sloweniens und in Teilen auch Kroatiens. Darüber hinaus gebe es nicht nur negative Hinterlassenschaften zu konstatieren: Džihic sieht einen gemeinsamen geistigen Raum der Nachfolgestaaten Jugoslawiens, der sich in der relativen Freiheit des späten Sozialismus habe herausbilden können, die eine nachgerade unabhängige „kosmopolitische“ (S. 174) Zivilgesellschaft ermöglicht habe. Sein kenntnis- wie aufschlussreicher Vergleich betrachtet das ehemalige Jugoslawien aus unterschiedlichen Blickwinkeln; es wäre spannend, auch andere postsozialistische Länder einzubeziehen, vor allem bei der Betrachtung des auflebenden Nationalismus.

Allen Beiträgen des Bandes ist gemein, dass sie als Gegenentwurf zu Francis Fukuyamas These vom „Ende der Geschichte“ gelesen werden können (S. 1). Die Lektüre macht deutlich, dass sich nach dem Ende des Kommunismus im Osten etwas völlig Neues entwickelt hat, allerdings ohne den Bezug zur Geschichte zu verlieren. Weder also kann man dem Sozialismus jegliche Nachwirkungen auf das Heute absprechen, noch können viele Länder und Regionen mit ihren Konflikten und Entwicklungen ohne die Kenntnis ihrer sozialistischen Vergangenheit verstanden werden.

So plädiert Segert in seinem Resümee denn auch für „die Herausstellung einer spezifischen Ausgangslage sowie spezieller Funktionsprobleme der vorangegangenen Gesellschaften“ (S. 207), also für eine Abwendung von der üblichen Grundannahme schlicht negativer Ausgangsbedingungen. Besondere Betonung findet dabei das Prozesshafte jeglicher Veränderung: die sozialistische Vergangenheit interagiert mit heutigen Veränderungen und Reformen. Erschöpfende Antworten für ganz Ostmittel- und Südosteuropa können dabei selbstverständlich nicht geliefert werden; im Vergleich der postsozialistischen Staaten werden so auch einige Lücken des Bandes sichtbar. Es könnte jedoch bekmesserisch erscheinen, diese Bedenken angesichts des großen Erkenntnisgewinns herauszustellen, zumal Segert die Schwierig-

keiten seines Unterfangens selbst benennt und sich in der Einführung gegen die Vorwürfe aus unterschiedlicher disziplinärer und methodischer Perspektive wappnet. Zudem formuliert er den wichtigsten Ertrag des Buches als „Anregungen für künftige Forschungen“ und verweist auf die Tatsache, dass die Beiträge keinesfalls von einer gemeinsamen Forschungsfrage, sondern vielmehr von einem gemeinsamen „Problemverständnis“ (S. 18) geleitet seien.

So formt sich nach Lektüre des Bandes in seiner Gesamtheit vor allem die Erkenntnis, dass mit der Verbindung von regionalwissenschaftlicher und sozialwissenschaftlicher Kompetenz eine äußerst fruchtbare Zugangsweise erprobt wurde, auch wenn sie im Moment eher geeignet erscheint, dem eigenen Nichtwissen über die angerissenen Forschungsgegenstände Ausdruck zu geben, als letztgültige Antworten zu formulieren.

Potsdam

Christiane Lahusen

SUMMARIES

THE THEFT, BY GERMANS, OF INSIGNIA AND DOCUMENTS FROM PRAGUE UNIVERSITY ARCHIVES IN 1945

Karel Hruza

In the april of 1945, authorities of the German administration ordered the historical insignia and many important archive documents of Charles university in Prague to be taken away. These items never reappeared, their whereabouts remaining unknown. Among the stolen items were five 16th-century sceptres and ceremonial chains worn by high functionaries of the university as well as more than six tons of archive materials ranging from the 14th to the 19th century. Even the two charters which decreed the setting-up of the university, one from 1347 and the other from 1348, disappeared in this context. This event is one of the unsolved mysteries of World War II, and the loss it entails constitutes an important part of the Czech collective memory of the German occupation. The present contribution portrays national policies that determined the respective positions of the different ethnic groups from the 19th century onwards and then proceeds to reconstructing the administrative process in 1944 and 1945 that culminated in the seizure of the memorabilia. Among the persons involved, apart from high representatives of the German administration and the curator and the rector of the German university in Prague, were two historians who occupied important functions on the staff of the university at that time: Heinz Zatschek, head of the university archives, and Joachim Beyer, Dean of the philosophical faculty. The article is complemented by reprints of documents including the correspondence between Zatschek and the president of the "Monumenta Germaniae historica" society, Theodor Meyer.

GERMAN AND CZECH ARCHIVISTS IN THE FIRST CZECHOSLOVAK REPUBLIC. A CONTRIBUTION TO THE HISTORY OF INTERNATIONAL RELATIONS

Stefan Lehr

On the staff of the archives of the Interior Ministry, the largest archives in interwar Czechoslovakia, were several German officials, among them Josef Bergl, Gustav Pirchan, and Anton Blaschka. Having offered comprehensive information about the

biographies of these three archivists, the author of the present contribution examines their respective relationships with Czech archive directors Ladislav Klicman and Josef Prokeš, and with their Czech co-workers. These relations, as is convincingly demonstrated, were characterized by cooperation, by contacts and exchanges. Both Czech supervisors always showed a benevolent attitude towards their German staff members. The author draws the conclusion that the relations between German and Czech citizens in the democratic First Czechoslovak republic had considerable potential for improvement. But he also uses the example of the three archivists to demonstrate how easily many Germans adopted Nazi positions towards Czechoslovakia in 1938. The final part of the article deals with the fact that the three archivists witnessed different memories of the inter-war period once they had been evicted from Czechoslovakia.

GERMAN VICTIMS OF WAR IN CZECHOSLOVAKIA

Natali Stegmann

This contribution deals with German victims of war in the First Czechoslovak republic. It examines the influence injuries and losses inflicted by the war exerted on national interpretational patterns adopted by the German minority, in particular those connected to the lost war. The analysis draws attention to injuries, social and national losses all contributing to bring about a depressive overall mood determining, among other things, the attitude of the German war victims' organisation, "Association of victims of wartime injuries, widows and orphans in the Czechoslovak republic": In the first few years, the "Association" did clamour for welfare payments from state coffers, albeit not without demonstrating widely divergent attitudes towards the new order. The national administration reacted by making tempting offers and stressing, at the same time, its intention to be the governing force. Beginning with the mid-1930s, with the Sudeten German Party becoming stronger and stronger, the respective positions of the "Association" and "Prague" grew somewhat closer. From that point onwards, pacifism and safeguarding democratic government became common goals of the German war victims, who suddenly found their interests threatened, and Czechoslovak politicians. Not before 1938 did the "Association" yield to the pressure and adopt the Sudeten German position, a position of which the Sudeten German party claimed to be the sole representative. It was possible, in this process of bringing everyone into line, to make good use of customary patterns of reasoning, some of them of considerable vintage, by adapting them to a view placing national descent above everything else.

GERMAN(IC) BOHEMIA, AN ARTIFICIAL NOTION
ESTABLISHED BY GERMAN NATIONALISTS IN AUSTRIA
AND THE GERMAN EMPIRE

Julia Schmidt

Beginning with the 1890's, equality among the constituent ethnic groups became more and more the norm in the cisleithanian part of the Habsburg monarchy. As a consequence, ethnic German bourgeois circles reduced their agenda for Bohemia, relinquishing their previous goal of overall German dominance in favour of demanding German administration for a separate territory yet to be established. German nationalists sought to establish "German(ic) Bohemia" in a multitude of ways. Both "historical merit" and an alleged cultural superiority were cited to legitimize territorial demands. Geographical theories then current were exploited to construe "German(ic) Bohemia" as part of what allegedly constituted "natural Germany." Nationalistically-coloured travel guides and travel accounts contributed to support the notion of a "German(ic) Bohemia," its history, culture, economy, and social system bearing an exclusively German imprint. Names of streets and squares or the erection of monuments signalled the "Germanness" of a town to citizens and visitors alike.

THE NOBILITY AND THE ALIMENTATION
OF THE POOR IN BOHEMIA, 1848-1914

Tatjana Tönsmeier

Even after the revolution, Bohemian aristocrats did still possess large estates, which were administrated with a view to maximizing profit. These estates were the reason why the nobility was able to maintain a form of governing power with regard to a distinct territory even after its privileges had been withdrawn. One of the tactics exploited towards this end was charity. The Czernin Endowment for the Poor is a good example to demonstrate that the "alms" distributed mostly went to people who had once been on the payroll of the count's estates, provided they were as loyal as they were in need of support. As an instrument of power, the funds donated were aimed at overcoming anonymity by singling out individual recipients, thereby transforming economic or legal ties into affective ones. To the local poor this meant that they had to seek the means to cover their needs from either communal institutions or the ones established by the count. They stood the best chance of success when they managed to "use" local authorities to make sure their interests were acted upon by the count's endowment for the poor.

RÉSUMÉS

AU SUJET DU VOL DES INSIGNES ET DES DOCUMENTS D'ARCHIVES DE L'UNIVERSITÉ DE PRAGUE COMMIS PAR LES ALLEMANDS EN 1945

Karel Hruza

En avril 1945, des insignes historiques et des documents d'archives d'importance de l'université Charles de Prague furent dérobés et transportés par des agents administratifs allemands et sont toujours portés disparu à ce jour. Le butin comprenait notamment cinq sceptres du XVI^e siècle, des chaînes d'or de fonction ainsi que des documents d'archives du XIV^e au XIX^e siècle pesant plus de six tonnes. Les deux actes de fondation de l'université de 1347 et de 1348 disparurent aussi dans les mêmes circonstances. Leurs pertes font partie des énigmes non résolues de la Seconde Guerre mondiale et occupent une place importante dans la mémoire tchèque sur l'occupation allemande. Ensuite, la contribution présente les facteurs déterminants politico-nationaux virulents depuis le XIX^e siècle et elle reconstruit le déroulement technico-administratif des années 1944 et 1945 qui mena à ce convoi. Parmi ceux qui y prirent part, on comptait – outre de hauts représentants de l'administration d'occupation allemande, l'administrateur et le recteur de l'université allemande de Prague – les historiens qui y travaillaient, à savoir l'archiviste de l'université Heinz Zatschek et le doyen de la faculté de Philosophie Hans Joachim Beyer. En annexe, on trouve imprimés d'autres documents ainsi que la correspondance épistolaire entre Heinz Zatschek et le président des Monumenta Germaniae Historica, Theodor Meyer.

LES ARCHIVISTES ALLEMANDS ET TCHÈQUES PENDANT LA PREMIÈRE RÉPUBLIQUE TCHÉCOSLOVAQUE. UNE CONTRIBUTION SUR LES RELATIONS HISTORIQUES

Stefan Lehr

Plusieurs fonctionnaires allemands, dont Josef Bergl, Gustav Pirchan et Anton Blaschka, travaillèrent dans les archives du ministère de l'Intérieur, les plus grandes archives tchécoslovaques de l'entre-deux-guerres. La contribution relate d'abord avec force détails les biographies de ces trois archivistes et elle étudie leurs relations avec les directeurs Ladislav Klicman et Jaroslav Prokeš ainsi qu'avec leurs collègues

tchèques. Il apparaît que leurs relations se déroulaient sous la forme de travail en équipe, d'échanges et de contacts. Les deux chefs tchèques se montrèrent en permanence bienveillants avec leurs collaborateurs allemands. L'auteur en conclut que la cohabitation professionnelle des Allemands et des Tchèques pendant la Première République tchécoslovaque portait en elle un potentiel de développement. Mais toujours à l'exemple des archivistes, il montre avec quelle rapidité de nombreux Allemands adoptèrent en 1938 les vues national-socialistes de la Tchécoslovaquie. La dernière partie de la contribution est consacrée aux différents souvenirs sur l'époque de l'entre-deux-guerres des archivistes présentés ici après leur déplacement forcé hors de Tchécoslovaquie.

LES SPOLIÉS ET BLESSÉS ALLEMANDS PAR LA GUERRE EN TCHÉCOSLOVAQUIE

Natali Stegmann

La contribution traite des Allemands spoliés et blessés par la guerre durant la Première République tchécoslovaque. Elle pose la question de savoir comment les dommages occasionnés par la guerre s'accordaient au modèle de signification nationale de la minorité allemande, notamment à celui de guerre perdue. Ce faisant, il se dessine une atmosphère de fond dépressive dans laquelle les pertes corporelles, sociales et nationales se liaient. Cela influa aussi sur l'attitude de l'organisation des spoliés et blessés de guerre allemands, l'„Association des blessés de guerre, des veuves et orphelins en République tchécoslovaque“: au cours des premières années, l'association réclama haut et fort, il est vrai, des prestations sociales de la part de l'État, mais montra en même temps un comportement très ambigu vis-à-vis de l'Ordre nouveau. L'administration d'État réagit en faisant des offres alléchantes, mais attesta clairement ses prérogatives de domination. Avec le renforcement du parti des Allemands des Sudètes, il y eut un rapprochement au milieu des années 1930 entre l'„Association“ et „Prague“. Le pacifisme et la préservation de la démocratie furent dès lors les buts communs des spoliés et blessés de guerre allemands des hommes politiques tchécoslovaques, qui avaient tournés à la défensive. Ce n'est qu'en 1938 que l'association changea de direction sous la pression de la ligne „sudète-allemande“, qui réclamait pour elle le droit de représenter toute seule le parti sudète-allemand. Dans ce processus de nivellement, d'anciens modèles d'agitation purent continuer à être utilisés et ils furent dès lors adaptés à une conception du monde „völkisch“.

LA „BOHÈME ALLEMANDE“ EN TANT QUE
CONSTRUCTION DE NATIONALISTES ALLEMANDS
EN AUTRICHE ET DANS L'EMPIRE ALLEMAND

Julia Schmid

À partir des années 1890, dans la partie cisleithanienne de la monarchie des Habsbourg, on instaura progressivement l'égalité des droits nationaux. En conséquence, les forces bourgeoises allemandes réduisirent pour la Bohême leur programme de la conception de la domination allemande et revendiquèrent un territoire administratif allemand séparé. En Autriche et dans l'Empire allemand, les nationalistes allemands travaillèrent de manière variée à la création d'une „Bohême allemande“. Des „mérites historiques“ ainsi que le postulat de valeur supérieure culturelle servaient également à la légitimation des revendications territoriales. En ayant recours à des représentations géoscientifiques de l'époque, ils conçurent la „Bohême allemande“ en tant que partie d'une „Allemagne naturelle“. Des guides touristiques nationaux et des récits de voyage contribuèrent également à consolider l'idée d'une „Bohême allemande“ historique, culturelle, économique et sociale d'empreinte purement allemande. Le nom de rues ou de places, ou encore l'érection de monuments mettaient l'accent à l'intérieur comme à l'extérieur sur le „caractère allemand“ d'un lieu.

LA NOBLESSE ET L'AIDE CHARITABLE AUX PAUVRES
EN BOHÈME ENTRE 1848 ET 1914

Tatjana Tönsmeier

Après la révolution, la noblesse conserva ses grands domaines exploités en vue de faire des profits. Ils étaient le fondement qui lui permirent, après l'abolition de ses privilèges, de continuer à exercer une forme de domination locale. Une des pratiques qu'elle utilisait était les dons de bienfaisance. A l'exemple de l'Institution des Pauvres de Czernin, il apparaît que les „dons charitables“ étaient surtout attribués aux anciens serviteurs des domaines comtaux, lorsqu'il s'avérait que ceux-ci étaient aussi loyaux que nécessiteux. Ces mesures en tant qu'instruments de domination avaient pour but d'individualiser et de lever l'anonymat pour transformer ainsi des liens économiques, voire juridiques en liens affectifs. Au niveau local, pour les pauvres, cela signifiait qu'ils devaient prouver qu'ils étaient dans le besoin soit auprès des communes, soit auprès des institutions comtales. Ils avaient le plus de chance de réussir s'ils arrivaient à „utiliser“ les administrations pour faire prévaloir leurs intérêts face à l'institution caritative des pauvres dirigées par les comtes.

RESUMÉ

ODCIZENÍ INSIGNIÍ A ARCHIVÁLIÍ PRAŽSKÉ UNIVERZITY NĚMCI ROKU 1945

Karel Hruza

V dubnu 1945 byly historické insignie a významné archiválie Univerzity Karlovy v Praze odvezeny německými správními orgány neznámo kam a jsou od té doby považovány za ztracené. Mezi zcizenými předměty bylo například pět žezel z 16. století, řetězy a archiválie ze 14. až 19. století o celkové váze přes šest tun. V této souvislosti zmizely také obě zakládací listiny univerzity z let 1347 a 1348. Tato ztráta patří k nevyřešeným záhadám druhé světové války a zaujímá významné místo v českých vzpomínkách na dobu německé okupace. Příspěvek nejprve sleduje od 19. století virulentní národnostně-politické determinanty a poté rekonstruuje správně-technické procesy let 1944 a 1945 vedoucí k odvozu. Do těchto procesů byli vedle vysokých reprezentantů německé okupační správy, kurátora a rektora pražské Německé univerzity zapojeni také zde činný historik Heinz Zatschek jako archivář univerzity a Hans Joachim Beyer jako děkan Filozofické fakulty. V příloze k článku je vedle jiných dokumentů otištěna také korespondence Heinze Zatscheka s prezidentem Monumenta Germaniae Historica, Theodorem Meyerem.

NĚMEČTÍ A ČEŠTÍ ARCHIVÁŘI ZA PRVNÍ ČESKO- SLOVENSKÉ REPUBLIKY. PŘÍSPĚVEK Z DĚJIN VZTAHŮ

Stefan Lehr

V Archivu ministerstva vnitra, největším československém archivu meziválečné doby, pracovala celá řada německých úředníků, mezi nimi Josef Bergl, Gustav Pirchan a Anton Blaschka. Příspěvek na jedné straně poskytuje obsáhlé biografie těchto tří mužů a na straně druhé se zabývá jejich vztahy s českými řediteli Ladislavem Klicmanem a Jaroslavem Prokešem a ostatními českými kolegy. Přitom se ukazuje, že vzájemné poměry se vyznačovaly spoluprací, výměnou a kontakty. Oba čeští nadřízení byli svým německým spolupracovníkům po celou dobu příznivě nakloněni. Autor z toho vyvozuje, že soužití Čechů a Němců v demokratické první Československé republice v sobě mělo vývojový potenciál. Na příkladu archivářů ale zároveň ukazuje, jak rychle roku 1938 mnoho Němců převzalo nacistický pohled na Československo. Poslední část příspěvku je pak věnována rozdílným vzpomínkám prezentovaných archivářů na meziválečné období po jejich nuceném vysídlení z Československa.

VÁLKOU POSTIŽENÍ NĚMCI V ČESKOSLOVENSKU

Natali Stegmann

Příspěvek se zabývá válkou postiženými osobami německé národnosti v první Československé republice. Předmětem zájmu je otázka, jak byla válečná újma zakomponována do nacionálních interpretačních vzorů německé menšiny, především do představy o prohrané válce. Vychází přitom najevo depresivní tendence, v níž se spojovaly tělesné, sociální a národní ztráty. Ta určovala i postoj německé organizace válkou postižených osob, kterým byl „Spolek válečných invalidů, vdov a sirotků v Československé republice“: V prvních letech republiky se sice „Spolek“ na státu hlasitě dožadoval sociálních dávek, zároveň ale k novým pořádkům zaujímal velmi rozpolcený postoj. Státní administrativa na to reagovala propagačními nabídkami, dávala ale také jasně najevo svůj mocenský nárok. S posílením Sudetoněmecké strany došlo od poloviny třicátých let ke sblížení mezi „Spolkem“ a „Prahou“. Společným cílem v defenzivě se nacházejících osob německé národnosti postižených válkou a československých politiků se stal pacifizmus a zachování demokracie. Teprve roku 1938 se „Spolek“ pod tlakem přiklonil k „sudetoněmecké“ linii, na jejíhož jediného zástupce se pasovala Sudetoněmecká strana. V rámci tohoto zglajchšaltovacího procesu mohly být zčásti nadále využity staré agitační vzory, které byly nyní přizpůsobeny národoveckému pojetí.

„DEUTSCHBÖHMEN“ JAKO KONSTRUKT NĚMECKÝCH NACIONALISTŮ V RAKOUSKU A NĚMECKÉ ŘÍŠI

Julia Schmid

Od devadesátých let 19. století se v předlitavské části habsburské monarchie postupně prosazovala národní rovnoprávnost. V důsledku toho zredukovaly německé měšťanské síly v Čechách svůj program z představy německé dominance na požadavek oddělené německé správní oblasti. Němečtí nacionalisté v Rakousku a Německé říši pracovali nejrůznějším způsobem na vytvoření „Německých Čech“ (Deutschböhmen). K legitimizaci územních vlastnických nároků přitom stejnou měrou sloužily „historické zásluhy“ jako postulát kulturní nadřazenosti. V návaznosti na tehdejší geografické představy byly „Německé Čechy“ koncipovány jako část „přirozeného Německa“. K upevnění představy o historicky, kulturně, hospodářsky a sociálně čistě německy formovaných „Německých Čechách“ přispěly svým dílem i nacionalisticky orientované turistické průvodce a cestopisy. Signál o „německém charakteru“ místa pak dovnitř i navenek vysílalo pojmenování ulic a náměstí či zřizování pomníků.

ŠLECHTA A PÉČE O CHUDÉ V ČECHÁCH 1848-1914

Tatjana Tönsmeier

České šlechtě zůstaly i po revoluci její velké statky se správou zaměřenou na zisk. Díky nim si mohla i po zrušení svých privilegií udržet lokálně ukotvenou formu vlády. Jednou z praktik, kterých přitom využívala, byla dobročinnost. Na příkladu Černínské nadace pro chudé je možné ukázat, že „laskavé dary“ byly především v případě bývalých zaměstnanců hraběcích statků udělovány tehdy, pokud se ukázalo, že tito jsou stejně loajální jako potřební. Jako mocenský instrument byla opatření zaměřena na individualizaci a odstranění anonymity, aby mohlo dojít k přeměně ekonomických, resp. právních vazeb v afektivní. Pro místní chudé to znamenalo, že své potřeby museli vyjednat buď s komunálními nebo s hraběcími zařízeními. Jejich pozice pak měla nejvíc nadějí, pokud se jim podařilo „využít“ úřadů k prosazení svých zájmů u hraběcí nadace pro chudé.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AAVČR	Archiv Akademie věd České republiky
AUK	Archiv Univerzity Karlovy
AUVA	Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt
BMB	Böhmisch-Mährische Bahn
BohZ	Bohemia
CC	Collegium Carolinum, München
ČČH	Český časopis historický
CDK	Centrum pro studium demokracie a kultury
ČSL	Československá strana lidová
DCVP	Deutsche Christlichsoziale Volkspartei
DHI	Deutsches Historisches Institut
GWZO	Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropa an der Universität Leipzig
KDU-ČSL	Křesťanská a demokratická unie – Československá strana lidová
KPTsch	Kommunistische Partei der Tschechoslowakei
KSČ	Komunistická strana Československa
MGH	Monumenta Germaniae Historica
MLS	Mimořádný lidový soud
NA	Národní Archiv, Praha
NSM	Německé státní ministerstvo pro Čechy a Moravu
NUFF	Německá Univerzita, filozofická fakulta
Of HeZ	Osobní fond Heinz Zatschek
ÖStA	Österreichisches Staatsarchiv
PA HeZ	Personalakte Heinz Zatschek
SACP	South African Communist Party
SdP	Sudetendeutsche Partei
StadtA Konstanz	Stadtarchiv Konstanz
STFB	Sächsisch-Tschechische Fachbibliothek
STHZ	Sächsisch-Tschechisches Hochschulzentrum
ÚSD	Ústav pro soudobé dějiny, Praha
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VfZ	Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte
VŠPHV	Vysoká škola politických a hospodářských věd, Praha
ŽNR	Ženská národní rada
ZZF	Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DES HEFTES

- Prof. Dr. Manfred *Alexander*, Leipziger Ring 11a, 50374 Erfstadt
Jan *Arend*, Richard-Wagner-Str. 16, 80333 München
PhDr. Petr *Bednařík*, Fakulta sociálních věd UK, katedra mediálních studií, Smetanovo
nábřeží 995/6, CZ-11001 Praha 1
Christiane *Brenner*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München
Nicole *Cuzacq*, Hackerberg 4, 82152 Krailling
Georg *Escher*, lic. phil., Hotzestr. 16, CH-8006 Zürich
Dr. Susanne *Fritz*, Kamenzer Str. 9, 01099 Dresden
Prof. Dr. Eagle *Glassheim*, Department of History, University of British Columbia, 1873 East
Mall #1297, Vancouver, B.C. V6T 1Z1, Canada
Peter *Hallama*, Senserstr. 6, 81371 München
Univ.-Prof. PhDr. Ivan *Hlaváček*, Filozofická fakulta UK, Náměstí Jana Palacha 2, CZ-11638
Praha 1
Bianca *Hoening*, Isabellastr. 10, 80798 München
Prof. Dr. Steffen *Höhne*, Hochschule für Musik, Studiengang Kulturmanagement, Post-
fach 2552, 99406 Weimar
Katja *Hoyer*, Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte, Friedrich-Schiller-Universität Jena,
Fürstengraben 13, 07743 Jena
Dr. Karel *Hruza*, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Mittelalter-
forschung, Prinz-Eugen Str. 8, A-1040 Wien
Dr. Květa *Jechová*, Ústav pro soudobé dějiny, Vlašská 9, CZ-11840 Praha 1
Dr. des. René *Küpper*, Im Tannenbusch 5, 53119 Bonn
Christiane *Lahusen*, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Am Neuen Markt 1, 14467 Pots-
dam
Dr. Stefan *Lehr*, Historisches Seminar, Abteilung für Osteuropäische Geschichte, Domplatz
20-22, 48143 Münster
Prof. Dr. Hans *Lemberg*, Pappelweg 24, 35041 Marburg/Lahn
Sarah *Lemmen*, GWZO, Luppenstr. 1b, 04177 Leipzig
Prof. Dr. Bedřich *Loewenstein*, An den Hubertshäusern 6b, 14129 Berlin
Prof. Dr. Franz *Machilek*, Hohenstaufferstr. 10, 96049 Bamberg
PhDr. Martina *Maříková*, Archiv hl. m. Prahy, Archivní 6, CZ-14900 Praha 4
Volker *Mohn*, Ulmenweg 2, 42549 Velbert
Thomas *Oellermann*, Kaiserstr. 16, 42549 Velbert
Dr. Jana *Osterkamp*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München
Dr. Raimund *Paleczek*, Hilblestr. 4, 80636 München
Martin *Pavlík*, Pfarrer-Schlaipfer-Weg 4, 84416 Taufkirchen/Vils
PhDr. Helena *Peřinová*, Korunní 53, CZ-12000 Praha 2
Dr. Karin *Pohl*, Kurfürstenstr. 12, 87616 Marktoberdorf
Mgr. Jitka *Rauchová*, Ph.D., Historický ústav Jihočeské univerzity v Českých Budějovicích,
Jeronýmova 10, CZ-37115 České Budějovice

Univ.-Prof. Dr. Helmut *Reinalter*, Institut für Geschichte und Ethnologie, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Innrain 52, A-6020 Innsbruck

Dr. Rüdiger *Ritter*, Rasenweg 18, 27580 Bremerhaven

Dr. Julia *Schmid*, Im Winkelrain 58, 72076 Tübingen

Tim Mathias *Schmidt*, Camberleystr. 1, 74321 Bietigheim-Bissingen

Sarah *Scholl-Schneider*, Von-Parseval-Str. 12a, 86159 Augsburg

Dr. Jaroslav *Šebek*, Historický ústav AV ČR, Prosecká 76, CZ-19000 Praha 9

Barbora *Šrámková*, Libocká 10/267, CZ-16200 Praha 6

Dr. Helena *Srubar*, Bethlehemstr. 1A/5/9, A-4020 Linz

Lenka *Šteflová*, Masarykova univerzita, Filozofická fakulta, Historický ústav, Arne Nováka 1, CZ-60200 Brno.

PD Dr. Natali *Stegmann*, Universität Tübingen, Institut für Osteuropäische Geschichte, Wilhelmstr. 36, 72074 Tübingen

Volker *Strebel*, Rolf-Pinegger-Str. 8, 80689 München

Dr. Martina *Thomsen*, GWZO, Luppenstr. 1b, 04177 Leipzig

Dr. Tatjana *Tönsmeyer*, Sieglindestr. 6, 12159 Berlin

Norbert *Vierbücher*, Collegium Carolinum, Hochstr. 8, 81669 München

Dr. Martina *Winkler*, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Abteilung für Osteuropäische Geschichte, Domplatz 20-22, 48143 Münster

Anke *Zimmermann*, Grubenstr. 13b, 18055 Rostock

Marco *Zimmermann*, Vršovická 50/768, CZ-10100 Praha 10